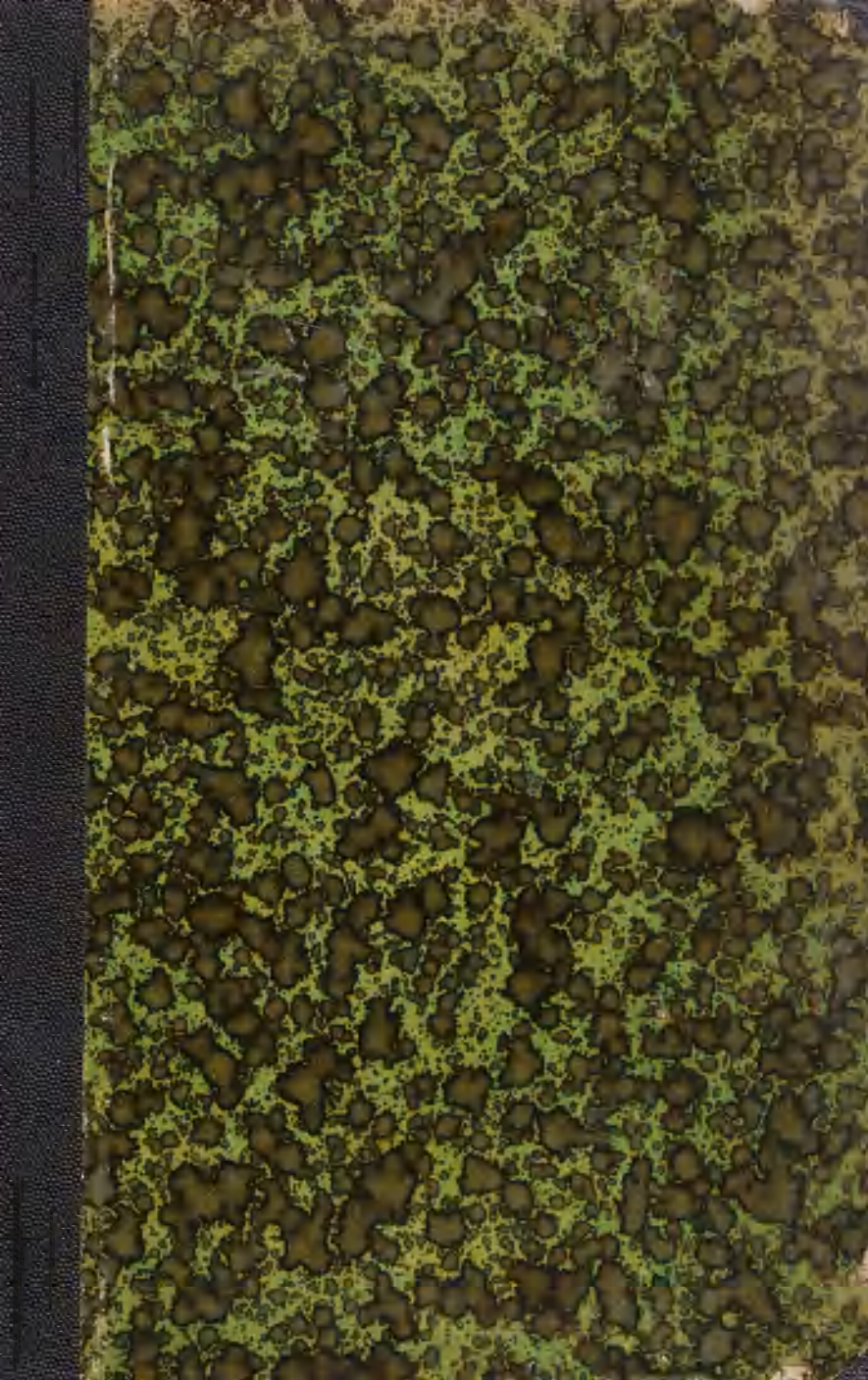




15, 4, 26.

E. Warzecha, Pfarrer.





Charakterbilder
aus dem
Clerus Schlesiens.

Neue Folge.

Begonnen

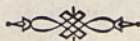
von

August Meer.

Nach seinem Tode vollendet

von

Dr. Joseph Jungnitz.



Breslau,
G. P. Alderholz' Buchhandlung.
1898.

W-551

fl 10 g

135124

I



Vorwort.

Im Jahre 1884 veröffentlichte Präsekt Meer „Charakterbilder aus dem Clerus Schlesiens“, bearbeitet nach Nekrologen, die in den 50 Jahrgängen des Schlesischen Kirchenblatts erschienen waren. Er berücksichtigte dabei zunächst „Männer, deren Wirkungskreis ein weiterer gewesen und deren Namen von bleibender historischer Bedeutung sind.“ 1895 begann er eine Sortirung des Werkes. Die neue Folge sollte vorzugsweise im Kreise des Seelsorgsklerus sich bewegen. Der Druck war bis zum 13. Bogen vorgeschritten, als der Tod ihn ereilte. Ein druckfertiges Manuscript war nicht vorhanden, sondern nur eine Anzahl Abschriften von Nekrologen aus dem Schlesischen Kirchen- und Pastoralblatte, die für die beabsichtigte Herausgabe erst umgearbeitet werden mußten. Diese Umarbeitung hat der Unterzeichnete übernommen und überdies selbstständig die Charakterbilder mehrerer Priester entworfen, deren Leben und Wirken verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Breslau, 9. Juni 1898.

Jungnitz.

Carl Scheer.

(1722—1807.)

Es ist sicher ein Zeichen apostolischen Eifers, eine Pfarrei zu übernehmen, ohne daselbst eine Kirche, eine Schule, eine Wohnung und ein gesichertes Auskommen vorzufinden. Von diesem selbstlosen Geiste war Carl Scheer erfüllt, als er im Jahre 1763 die Administration der Curatie Haynau übernahm.

Scheer wurde am 2. August 1722 zu Gorkau am Fuße des Zobtenberges geboren, wo sein Vater Schul-lehrer war. Nachdem er auf dem katholischen Gym-nasium und der Universität zu Breslau seine Studien beendet und zum Priester geweiht worden war, wirkte er in den ersten 18 Jahren seines Priesterthums als Kaplan in Peicherwitz, Berthelsdorf, Raumburg am Queiß und Löwenberg. Am 6. Mai 1763 erhielt er das Dekret als Administrator der Curatie Haynau, mit dem ausdrücklichen Befehle, sofort nach Empfang desselben sich an den Ort seiner Bestimmung zu begeben, sich aber aller etwaigen Gegenvorstellungen, sie beträfen,

was sie immer wollten, zu enthalten, da sie doch die Sache nicht ändern würden¹⁾. Am 20. Mai 1763 verließ der bisherige Curatus Ph. Franke Haynau, um die Pfarrei Gottesberg zu übernehmen. „Dieser Tag“, schreibt Scheer, „war für meinen Amtsvorgänger das Ende alles Elendes und Jammers am hiesigen Orte, für mich selbst aber der Anfang.“

Das am 1. September 1762 in der Amtsmühle ausgebrochene Feuer hatte die ganze Oberstadt und Vorstadt in Asche gelegt. Die katholische Gemeinde war dabei hart heimgesucht worden. Sie sah sich ihrer Kirche, ihres Pfarrhauses beraubt, und außerdem waren die meisten der katholischen Gemeindeglieder von dem Brande schwer betroffen worden. Dem Curatus wurden in dem Hause des Tuchmacher Glogz zwei Stuben angewiesen. In der einen wurde der Gottesdienst abgehalten, die andere diente dem Curatus zur Wohnung. Diese traurige Lage des Seelsorgers wurde noch durch die Resolution bedrängter, welche die Königliche Kammer zu Glogau dem Curatus Scheer bald nach seinem Amtsantritte zugehen ließ. Am 31. Mai 1763 verordnete die Kammer: „daß die Wiederbesetzung der Curatie noch in suspenso verbleiben und das Salarium des Curati einige Jahre asservirt werden soll, damit

¹⁾ Th. Scholz, Chronik von Haynau. Haynau 1869. S. 378.

solches hiernächst mit dem Kirchen=Aerario zur Herstellung der Capelle verwandt werden könne; bis dahin aber muß die kathol. Bürgerschaft sich zu einer benachbarten Kirche halten, in sofern das General-Vicariat-Amt nicht etwa einem Parocho in dortiger Gegend auftragen möchte, Sonntags zu Haynau entweder selbst, oder durch einen Capellan die Sacra versehen zu lassen“. Unter demselben Datum wurde von der königl. Kammer auch der Magistrat, sowie das herrschaftl. Rentamt angewiesen, das Gehalt des Curatus bis auf Weiteres nicht auszuzahlen. Darauf verbot auch der Patron von Märzdorf, von Arleben=Magnus, dem Widmuthspächter, den Zins an den Curatus Scheer abzuführen. Aller Subsistenzmittel völlig beraubt, war Letzterer allein noch an die Mildthätigkeit seiner Pfarrkinder gewiesen, die aber zum größten Theile schon arm, oder durch das letzte große Brandunglück um das Ihrige gekommen waren. Der hart geprüfte C. Scheer schildert seine Lage selbst, wie folgt: „Bei solchem traurigen Schicksal mußte ich mein Leben in großer Nothdurft und Mangel fortsetzen, meine Speise war größtentheils der Woche trockenes Brot, jene Tage ausgenommen, in welchen mir von einigen meiner Kirchkinder, theils auch evangel. Religionsgenossen, etwas an warmer Speise aus christlichen Mitleiden zugesendet wurde; wöchentlich hatte ich auch an einem Tage bei dem hie-

figen Rathmann H. Joh. Hüzenbüchler einen Tisch und bei dem hiesigen Seiler Joh. Populus. Und wie schwer mir, der durch 18 Jahre in mühsamen Caplaneistellen gewesen, wo das Gehalt klein, die Arbeit aber häufig, dieses gereichte Gnadenbrot zu genießen, gefallen, will ich ein ehrliches nachdenkendes Gemüthe hierüber urtheilen lassen. Und wiewohl nicht Wenige waren, die mir solche Bedrängniß zu ertragen verargten und mir einratheten, die Gemeinde zu verlassen, so war doch Gottes Gnade, so mich meinem Beruf nachzuleben unterstützte, noch stärker, weshalb ich meine Seele in tragender Geduld erhielt“.

Die i. J. 1762 abgebrannten, ganz verarmten Bürger erhielten die Erlaubniß, einen Theil der Stadtmauer und des Amtsschlosses, so wie das „Stadtschlößel“ zu demoliren und das Material zum Baue ihrer Häuser zu verwenden. In diesem letzteren hatte sich die katholische Schule und Glöcknerwohnung befunden. Beides ging also verloren. Auch die Räumlichkeiten der ausgebrannten Capelle, welche nach erfolgtem Ausbau dem Rentischreiber überwiesen wurden, verlor die Gemeinde.

Die Gemeinde hatte indessen bittend, das bischöfliche Amt Beschwerde führend, sich an die königl. Kammer gewendet, und so wurde endlich im folgenden Jahre die Suspension wieder aufgehoben, nachdem der Curatus

Scheer noch den Nachweis geliefert, daß die Anzahl seiner Parochianen sich auf 222 belaufe. An den Magistrat, wie an das Rentamt erging unterm 24. Februar 1764 das Mandat, vom Neujahr desselben Jahres ab das Curati-Gehalt wiederum auszusahlen, das ersparte Salar aber bis zum dereinstigen Bau der Capelle in deposito zu reserviren. Das Anstellungsdecret für den Curatus Scheer folgte bald darauf. Von ebenso günstigem Erfolge waren die Bemühungen des C. Scheer um Wiedererlangung des Pfarrbeneficiums zu Märzdorf. Er erhielt die Präsentation im Juli 1765, vorläufig jedoch ohne die Kirche, da das königl. Oberamt zu Breslau damit umging, diese der dortigen evangelischen Gemeinde zu überlassen.

Im Jahre 1766 richtete Curatus Scheer an den König Friedrich II. die Bitte um die Erbauung der Kirche. Die Antwort lautete günstig. Es sollte zum Neubau einer Kapelle geschritten werden. Doch traf den Curatus und seine Gemeinde, bevor es hierzu kam, ein neues Unglück.

Am 22. Mai 1767 legte ein beim Bäcker Dreißiger ausgebrochenes Feuer die ganze nördliche Seite des Marktes, vom „schwarzen Adler“ bis zum Hause des Tuchmachers Glogz, worin bis dahin der katholische Gottesdienst gehalten worden war, in Asche. Dem obdachlosen Curatus Scheer wies der Kämmerer Hüfzen-

büchler das nach 1762 wieder erbaute Pfarrhaus (Burggasse Nr. 3b) zur Wohnung an. Am 24. Mai, nachdem hier der Sonntagsgottesdienst beendet war, erschien der Kriegs-rath Schaefer aus Liegnitz und nöthigte den Curatus Scheer, dasselbe sofort zu räumen. In der Folge wurde diesem ein anderes, „ehemalen der Frau Stefenhagin gehöriges, neu restaurirtes“ Haus überlassen, in welchem er auch den Gottesdienst, wenngleich unter großer Beschränkung, bis zum Jahre 1774 gehalten hat. Seine Bemühungen um den projectirten Capellenbau wurden nun verdoppelt; sie hatten guten Erfolg. Unterm 3. November 1767 bewilligte die königl. Kammer die General-Kirchen- und Hauscollecte. Der Ertrag belief sich auf 871 Thlr. 12 Sgr. Haynau steuerte dazu 22 Thlr. 6 Sgr. 11 Pf. Hierauf unternahm der Curatus Scheer zur Förderung seines Werkes weitere Fußreisen; von Raumburg a. O. bis in die Gegend von Jauer sprach er alle Gutsherrschaften und Gemeinden an. Das Ergebniß lohnte seine Mühe reichlich; an baarem Gelde erhielt er 361 Thlr., ferner 89 Malter Kalk im Werthe von 105 Thlr., 143 Baumaterialsfuhren, werth 131 Thlr., also zusammen 597 Thlr. Zwei Jahre hatte er bereits rastlos gesammelt, aber noch war kaum der dritte Theil des erforderlichen Baucapitals aufgebracht. Die königl. Kammer hatte überdies erklärt, daß man sich weder auf

die dem Bauplatze zugesicherten Brand- und Donativgelder, noch auch auf ein außerordentliches Gnadengeschenk von der königl. Patronatsbehörde Rechnung machen dürfe. Jedoch war am 20. Januar 1770 die Genehmigung zum Kirchenbau eingegangen. In Gottes Namen wurde daher das Werk in Angriff genommen. Am 9. September 1770 geschah der erste Spatenstich zum Grundgraben; am 14. September Mittags gegen 12 Uhr weihte der Curatus den Grundstein¹⁾ zu Ehren der hl. Maria und Joseph, der Patrone des zu erbauenden Gotteshauses. Nachdem man im Laufe des Jahres 1771 rüstig weiter gebaut hatte, konnte im Spätherbste das Gebäude unter Dach gebracht werden.

Es wäre dies jedoch auch nicht möglich gewesen, da alle disponiblen Mittel erschöpft waren, „in soferne“, wie der Curatus Scheer berichtet, „hiesige evangelische Burkerschaft, so ich ihr zum Lob allhier anführen muß, mit denen willfährigen Handdiensten, um welche ich Selbe bittend ersuchet habe, nicht mitleidend zu Hilfe gekommen wäre.“ — Bis zum Ausgange des Jahres 1771 hatte man 1314 Thlr. baar auf den Bau verwendet, wodurch ein Deficit von 234 Thlrn. entstanden war. Eine Hilfsquelle nach der andern versiegte; die Geber waren endlich müde geworden. Die letzte Hoffnung war auf ein

¹⁾ Dieser trägt die Inschrift: *Fundamentalis hic impositus lapis a Carolo Scheer, Curato loci, die XIV. Sept. 1770.*

Gnadengeschenk des Königs gerichtet. Friedrich II. kam fast jedes Jahr zur Herbstrevue nach Schlesien. Im September 1771, als er sich eben zu Lissa befand, ging eine Deputation von elf Gemeindegliedern dahin ab und überreichte dem Könige ein Memoriale, worin sie um eine Unterstützung zur Weiterführung des Kirchenbaues, und um Ueberweisung der seit dem Brande von 1762 ihnen entzogenen Pfarrwohnung und Schule bat.

Es wurde eine Hilfe für spätere Zeit zugesagt. Mit Vertrauen und Entschlossenheit wandte sich Scheer am 13. September 1772 an Friedrich II., stellte dem Könige die Lage der Sache vor, bat um eine landesväterliche Unterstützung von 2000 Reichsthlr. und erhielt unterm 7. October die Antwort, daß er sich und seine Gemeinde wegen der erbetenen Beihülfe noch für dieses Jahr gedulden sollte. Unter seinem mit eigener Hand geschriebenen Namenszug hatte der König geschrieben: „nuhr Gedult, die Kirche wird nicht vergessen werden.“ Im darauf folgenden Jahre 1773, als der König über die Armee in Schlesien Revue hielt, befahl er dem Minister von Schlesien von Hoyer unterm 30. August die Auszahlung der erbetenen 2000 Rthlr. mit dem Beisatz: wenn der Curatus Scheer damit nicht auskommt, wird er mich wohl wieder finden.

Mit frohem, dankbaren Herzen eilte nun Scheer

zur Vollendung seines Werkes, und schon den 28. August 1774, am 14. Sonntage nach Pfingsten ward die Kirche durch seinen Vorgänger im Amte, den Probst und Erzpriester in Striegau, Franke, als bischöflicher Commissarius geweiht, und der erste feierliche Gottesdienst darin gehalten.

Nachdem Scheer die Kirche hergestellt hatte, war er auch noch für eine eigene Curatialwohnung bedacht und brachte es im Jahre 1781 bei der königl. Kriegs- und Domänen-Kammer dahin, daß zufolge der 1707 den 22. August geschlossenen Altranstädter Convention die städtische Kämmerlei dafür sorgen, und deßhalb das dem Syndicus Wiehl zugehörige, und ganz nahe an der Kirche gelegene Haus, als beständige Wohnung für den Curatus erkaufen mußte, und zwar mit der Verpflichtung, dieses Haus auch stets in gutem Bau-stande zu erhalten.

Nunmehr wandte Curatus Scheer seine eifrige Fürsorge der Schule zu. Als er im Jahre 1763 seine Wirksamkeit in Hahnau begann, zählte die katholische Schule 5 Kinder ohne Lehrer. Der Cantor Krobel war im Februar 1762 von den Unteroffizieren des Grenadier-Regiments von Gablenz gewaltsamer Weise ins Regiment eingestellt worden. Bis zum Jahre 1775 war die Zahl der Kinder auf 44 gestiegen. Scheer verwandte sich bei der Königl. und Geislichen Behörde,

um Mittel zu erhalten, die Schule nach innen und außen zu heben auf die Gefahr hin, „bei der Curatie Hahnau erworbenen Namen des ungestümen Bettlers zu erneuern.“

Unter solchen unablässigen Sorgen und Mühen hatte Scheer den fünfzigsten Gedenktag seiner Priesterweihe erreicht. Er beging sein goldenes Jubelfest im Alter von 75 Jahren am 7. Mai 1797. Die Beschwerden des Alters machten nun ihre Rechte geltend. Scheer erbat sich im Jahre 1798 von dem Fürstbischöflichen General-Vicariat-Amte einen Kaplan, der ihm auch bald darauf in der Person seines Nachfolgers, Joseph Spiller, zu Theil wurde. An diesen trat er am 1. September 1801 sein Amt ab, um sich desto ruhiger und ungestörter auf den nahen Hingang in die Ewigkeit vorbereiten zu können. Scheer blieb bis zu seinem Tode in der Mitte seiner Gemeinde, welcher er in der fürsorgendsten Weise ein guter Hirt gewesen war.

Am 24. December 1807 rief ihn der Herr in einem Alter von 85 Jahren zur ewigen Ruhe.

Die schon oben erwähnte Schwäche seines Körpers hatte von Jahr zu Jahr zugenommen. Dazu trat dann auch die des Geistes, die ihn periodisch in die bewußtlose Kindheit zurücksetzte, und sich sowohl in seinen Handlungen als in Reden kenntlich machte. Bei dieser Doppelschwäche glaubte der gute Alte sehr oft, daß er

auch auf seiner eigenen Stube nicht zu Hause sei, und deshalb heimgehen müsse. In dieser Absicht hat er sich oft aus dem Hause begeben, ohne eigentlich zu wissen, wohin, und ist dann theils von selbst, wenn er das Bewußtsein wieder erhielt, zurückgekommen, theils auch, wenn sein Ausgang von den Hausgenossen bemerkt wurde, sogleich zurückgeholt worden. Dies war auch am 24. December 1807 Vormittags der Fall. Nachmittags hingegen um die dritte Stunde entfernte er sich abermals, ohne bemerkt zu werden aus dem Hause. Kaum war eine halbe Stunde, seitdem man ihn noch gesehen und gesprochen hatte, verflossen, als man ihn vermißte und erfuhr, daß er zum Oberthore mit Mantel, Hut und Stock, so wie er in früheren Jahren gewöhnlich zu verreisen pflegte, raschen Schritts hinausgegangen sei, ohne jedoch mit Gewißheit bestimmen zu können, welchen Weg er eigentlich genommen habe. Alle Menschen im Hause, und mehrere andere, dazu erbetenen, eilten sogleich auf verschiedenen Wegen nach, um den an Leib und Seele schwachen Greis einzuholen und zurückzuführen. Man suchte bis Abends 7 Uhr, aber umsonst. Man schickte mehrere Männer mit Laternen nach. Es war alles vergebens. Am frühen Morgen des heil. Weihnachtstages wurden abermals einige Männer ausgesandt, zu suchen, überall nachzufragen, und besonders die Wege nach Rothbrinnig und

Merzdorf, wohin Scheer bei gesunden Tagen oft gegangen war, einzuschlagen. An der Goldberger Straße, bei dem eine halbe Meile von Haynau entlegenen Dorfe Ueberschär wurde endlich der entseelte Körper unsers ehrwürdigen Greises gefunden und zurückgebracht. Höchstwahrscheinlich hat er nach Rothbrunnig gehen und seinen Freund und Amtsbruder, den Pfarrer Gans (wie er früher oft gethan hatte) besuchen wollen, ohne sich bei der Schwäche seines Geistes daran erinnern zu können, daß er bereits schon zwei Jahre todt war. Da an seinem Körper nicht das geringste Zeichen einer Gewaltthätigkeit zu finden war, so ist es wahrscheinlich, daß er durch starkes Laufen ermüdet und erhitzt sich niedergesetzt, und den Mantel, den man auch an seiner Seite gefunden, abgelegt haben mag, um sich auszuruhen und abzukühlen. In diesem Zustande hat wahrscheinlich der Schlag seinem verdienstvollen Leben ein Ende gemacht. Unter der allgemeinsten Betheiligung wurde der ehrwürdige Greis am 28. December zur letzten Ruhe geleitet, die er in einer Gruft vor den Stufen des Hochaltars der von ihm erbauten Kirche fand.

In Scheer tritt uns aus dem vergangenen Jahrhundert ein Priester entgegen, dessen besondere Charakterzüge grade für unsere Tage von mahnender Bedeutung sind. Eine seltene Pflichttreue, ein nimmer müder Opferfinn, eine edle Anspruchslosigkeit und eine stete Bereit-

willigkeit, gern dem Dürftigen beizustehen sind Eigenschaften, welche ein Priester nicht entbehren kann, wenn er segensvoll in unseren socialen Wirren wirken soll. Dabei lernen wir aus dem Leben Scheer's, in weiser und fester Weise die Gerechtsame der Kirche zu wahren. Eine gute Waffe hierzu sind die historischen Documente. Daher ¹⁾ copirte er mit bewundernswerthem Fleiße und großer Umsicht alle Schriftstücke von einiger Bedeutung für seinen Zweck, sendete Duplicate davon an das bischöfl. Archiv ein, sammelte alle amtlichen Erlasse und viele private Correspondenzen, welche die Curatie betrafen, in einem starken Bande „Curatieacten von 1760 bis 1797“ und hinterließ darin ein so reiches und interessantes Material zur Geschichte seiner Curatie, wie es wohl nur in wenigen Pfarrarchiven gefunden werden dürfte. Die Hahnauer katholische Gemeinde ist daher dem Curatus Scheer, als ihrem zweiten Stifter, zu immerwährendem Danke verpflichtet. Sein Andenken wird in Segen bleiben.

¹⁾ M. a. D. 391.

Marcus Maria von Bombelles.

(1744—1822.)

Ein vielfach bewegtes und reich gesegnetes Leben, ein wahrhaft edler Charakter erscheint uns in dem Lebensbild des Grafen Marcus Maria von Bombelles. Wir begegnen ihm als einem unerschrockenen Krieger, als geschicktem Staatsmann und als verehrungswürdigem Priester.

Derselbe war der Sohn des General-Lieutenants Henry von Bombelles. Er wurde am 8. October 1744 in Bitsch geboren. Schon von früher Jugend an erfreute er sich der besonderen Gunst des Herzogs von Bourgogne. Er trat in die französische Armee ein und er hatte noch nicht das sechzehnte Jahr vollendet, als er in der Schlacht bei Corbach im Jahre 1760 verwundet wurde. Wegen seiner hervorragenden militärischen Leistungen ernannte man ihn zum Obersten, zum Brigadier und zum Marschall. Nachdem der Krieg beendet war, schlug er die diplomatische Laufbahn ein. Er wurde als Minister zum Reichstage nach Regensburg geschickt; dann erhielt er die Stelle eines Gesandten in Lissabon und später in Venedig.

Während dieser Zeit wurde von allen Mitgliedern des diplomatischen Corps der Eid auf die Constitution gefordert. Bombelles verweigerte denselben. Er zog

es mit seiner Familie vor, lieber seine Stelle aufzugeben und in Dürftigkeit zu leben, als gegen sein Gewissen zu handeln. Der unglückliche König Ludwig XVI. erkannte auch dieses Opfer, und er schickte ihn bald nach seiner Resignation als außerordentlichen Gesandten an den Russischen Hof.

Einige Jahre später diente Bombelles mit der glänzendsten Auszeichnung in der Condée'schen Armee als General. Als diese Truppen abgedankt wurden, begab er sich an den Bodensee, dann nach Mähren, endlich nach Schlesien. Er war im Jahre 1803 in den geistlichen Stand getreten und wurde zuerst Pfarrer in Oppersdorf, dann Canonicus von Breslau und endlich Dechant und infulirter Prälat zu Ober-Glogau.

Schlesien war damals der Schauplatz des Krieges. Der König von Preußen nahm Bombelles, den feindlichen Franzosen gegenüber, gastfreundlich in seinen Schutz, und dieser gute, dieser treffliche Franzose ließ seine Gastfreundschaft hinwiederum seinen unglücklichen Landsleuten angedeihen. Es war ein edles und rührendes Schauspiel, zu sehen, wie dieser würdige Priester die Schlachtfelder durchwanderte, die Verwundeten mit Trostgründen der Religion aufmunterte, mit Geld unterstützte und gefährliche Kranke in seine schlichte Wohnung aufnahm, um sie ins Leben zurück zu rufen, oder um ihnen den Tod zu versüßen. Es war in der That

zu verwundern, wie der sonst gegen emigrierte Franzosen so lieblos gesinnte General Vandamme dem vortrefflichen Vater von Bombelles mit Hochachtung, man kann sagen, mit Ehrfurcht entgegen kam.

Bei seiner Tafel zu Bielau mußte er stets die erste Stelle einnehmen; seinen Wünschen und Bitten kam er, wo es nur möglich war, zuvor. So hatte er unter andern den Parolbefehl gegeben, daß kein Soldat seines Belagerungscorps etwas in Oppersdorf und Ritterswalbe requiriren sollte; dies wirkte; denn selbst die sogenannten schwarzen württembergischen Jäger, berüchtigt durch ihre Erpressungen, gingen, wenn auch murrend, doch schonend vorüber. „Hier“, sagten sie, „wohnt der Alte mit dem Stern (Lazarus-Orden), hier ist nichts zu nehmen“. Der Vater von Bombelles war in jener Schreckenszeit, vom 23. Februar bis zum 16. Juni, der Zeit der Belagerung Neiffe's, wirklich ein schützender Engel, nicht nur für seine Kirchengemeinden, sondern auch für die Umgegend, und es sei in Hinsicht der letzteren nur ein Fall angeführt: Zu Neuand bei Neiffe hatten die Würtemberger die besten Kirchen-Paramente, andere werthvolle Sachen und auch die kleine Glocke und alle Glockenseile weggenommen; den folgenden Tag war durch Verwendung des Grafen von Bombelles Alles schon wieder zurückerstattet.

Am 4. April 1808 nahm der Graf von Bombelles

Besitz von der Pfarrei zu Ober-Glogau, mit welcher die insulirte Decanatei des dasigen ehemaligen Collegiat-Stiftes verbunden war, und noch in diesem Jahre hätte ihn daselbst bald das schreckliche Loos der Gefangenschaft, das er von Andern so glücklich abgewandt hatte, getroffen. Schon hatte der Marschall Davoust den Befehl ertheilt, ihn den 31. October 1808 bei seiner Rückkehr von Wien, wo er seine Kinder besucht hatte, als gefährlichen Feind Napoleons gefangen zu nehmen und nach Frankreich abzuführen. Doch die Vorsehung, die ihn nicht auf einem schmachvollen, sondern auf einem ehrenvollen Wege in sein Vaterland zurückführen wollte, vereitelte des Feindes Pläne. Er wurde unfern Brünn durch den Umsturz seines Wagens am Arme verletzt und genöthiget, vierzehn Tage in dieser Stadt zu verweilen. Die vom Marschall Davoust angeordnete Commission hatte unterdessen seine Papiere untersucht und folgendes Zeugniß ausgestellt: „Auf höheren Befehl haben wir die Schriften des hiesigen Prälaten M. von Bombelles genau durchgesehen, aber nichts vorgefunden, was ihn als einen Feind unseres unsterblichen Kaisers marquirte, denn alle Briefe von und über Frankreich, von denen wir 29 ausgehoben, sind vor der glorreichen Thronbesteigung desselben datirt“.

Der Graf von Bombelles war im ganzen Umfange des Wortes Vater seiner Kirchkinder, der Unglück-

lichen, Nothleidenden und Elenden. Es gab keinen, den er nicht besuchte, und er gab und half, wo er wußte und konnte. — Alle Kranken disponirte er selbst, und als ich einst, schreibt sein Kaplan Böniſch, in stürmischer Nacht einen Kranken im Filialdorfe Ritterswalde zu versehen hatte, sagte er am Morgen: „Es ist mir sehr unlieb, daß Sie mich nicht geweckt haben; einen Pfarrer darf Sturm und Nacht von seiner Pflicht nicht abhalten, und ich bin ja doppelt zum Krankendienſt verpflichtet, einmal als Pfarrer und dann als Ritter des Lazarus=Ordens“. Es genügte ihm nicht, hier wie in Ober=Glogau die Kranken mit den heil. Sterbesakramenten versehen zu haben, sondern er besuchte sie auch fast täglich, und spendete ihnen Speisen, Wein, Geld, Bette, und ließ die Armen auf seine Kosten heilen. Wenn es darauf ankam, Jemandem zu helfen, so war er unermüdet und scheute keine Reisen, keine Kosten; seine Hülfe wurde besonders zur Zeit der feindlichen Invasion von allen Seiten in Anspruch genommen, und wenn auch Bittende aus der ganzen Umgegend sich zu ihm drängten, so war er doch nie unwillig, und wurde Allen, so viel er vermochte, ein helfender und schützender Vater. Seine Kirchkinder, und unter diesen wieder die Kleinen, lagen ihm jedoch vorzüglich am Herzen. Im Jahre 1807 hielt er am Pfingst=Dienstage feierlich die erste Kinder=Communion, er hörte alle Kinder selbst

Beichte. Nach dem feierlichen Gottesdienste bewirthete er Alle mit einem festlichen Mahle, und jedes der Kinder fand auf seinem Teller ein werthvolles Andenken an diesen denkwürdigen Tag. Er suchte Allen Alles zu werden. Seine Predigten fielen ihm zwar etwas schwer, er hielt sie aber gerne, und ebenso gern hörten ihn auch seine Kirchkinder, obschon er als geborener Franzose manchmal die Geschlechtswörter verwechselte. Besonders eifrig war er im Beichtstuhle; hier, wie in Ober-Glogau war er der Erste in demselben, der Letzte aus demselben. Die heil. Messe, bei der ihm sein Sohn Victor ministrirte, las er täglich mit erbauender Andacht. Im Umgange zog seine Lebhaftigkeit Jeden an; seine traurigen Schicksale, wie sie selten einen Menschen getroffen haben, hatten wohl die Haare seines Hauptes bleichen und vermindern, aber seinen Muth, seinen frohen, heiteren, Gott ergebenden Sinn nicht schwächen können.

Eine besondere Erwähnung verdient noch seine außerordentliche Thätigkeit, wovon sein Tagebuch den sprechendsten Beweis giebt. In Oppersdorf vollendete er den 95. Band; die ersten 20 Bände waren in Folio, die andern in Quarto geschrieben. Als er von Oppersdorf nach Ober-Glogau zog, blieb dort kein Auge ohne Thränen. Unsere hochselige Königin war ihm besonders zugethan und unser Monarch verlieh ihm nicht nur die in

unserm Vaterlande bekleideten Ehrenstellen und Aemter, sondern legte ihm auch das Prädikat Excellenz bei und gab ihm stets Beweise seiner Huld. In den Herzen der Oppersdorfer, Richterswälder und Ober-Glogauer hat er sich ein Denkmal gesetzt, das nicht leicht die Zeit zerstören und von Kind und Kindeskindern übergehen wird; denn selbst nach seinem Abgehen hat er nicht aufgehört, ihnen Gutes zu thun. Den Abgebrannten zu Ober-Glogau schenkte er mehrere hundert Thaler, der dasigen Schule 300 Thlr., den Abgebrannten zu Oppersdorf 400 Thlr. und 10 Stück Schafe, dem Schullehrer Müller, einem Vater von 12 Kindern, insbesondere 100 Thlr., und überdies zur Anschaffung einer Thurmuhre 100 Thlr.

Im Oktober des Jahres 1815 begab er sich in sein Heimathsland, Frankreich, zurück. Er wurde daselbst mit hohen Auszeichnungen geehrt. Nachdem er zum Almosenier der Herzogin von Berry ernannt worden war, wurde er im Jahre 1819 zum Bischof von Amiens berufen. In der aufopferungsvollsten Weise erfüllte er die Pflichten seines hohen Amtes. Er glaubte immer dieselben Kräfte zu besitzen, weil er sich stets dasselbe warme Priesterherz zu bewahren mußte. Endlich erlag er im Alter von 78 Jahren den vielen Mühen und Arbeiten, die er unablässig auf sich nahm. Er starb am 5. März 1822, indem er ausrief: „Dein Wille geschehe.“

Das Journal des Débats schrieb alsbald nach seinem Tode: Sein Mausoleum möge die Inschrift zieren: „Er hat so viel Gutes hier auf Erden gestiftet, daß ihm sein Platz im Himmel angewiesen ist. Gott hat ihn gleich einem Verwiesenen, den man begnadigt, zu sich berufen.“

Er hinterließ vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter. Sein Sohn Louis wurde Minister und Gesandter des Kaisers von Oesterreich in der Schweiz, sein Sohn Carl K. K. österr. General, wirklicher Kämmerer und Oberhofmeister der Herzogin von Parma; sein Sohn Heinrich war K. K. österr. Minister und Gesandter am Hofe zu Turin; seine Tochter wurde die Gräfin von Casteja, welche freiwillig die Gefangenschaft mit der Herzogin von Berry in der Gistabelle Blagn getheilt hat. Zwei Söhne waren dem Vater in die Ewigkeit vorangegangen. Sein ältester Sohn starb als österreichischer Major an seinen Wunden im Jahre 1805 im Kriege gegen die Franzosen, und sein jüngster Sohn Victor, Canonicus des hohen Domstifts zu Breslau, ausgezeichnet durch Talent und Bildung, endete sein musterhaftes Leben in der Blüthe der Jahre zu Ober-Glogau am 29. Juni 1815. Es kam mithin der bemerkenswerthe und am hohen Domstifte zu Breslau wohl einzige Fall vor, daß Vater und Sohn zu gleicher Zeit Canonici dieses Kapitels waren.

Der tiefgebeugte Vater hat ihn am 1. Juli selbst begraben. In der Grabrede, die er ihm hielt, sagt er u. A.: „Victor Graf von Bombelles, dessen irdische Ueberreste wir hier beerdigt haben, wurde zu Regensburg den 18. Juni 1796 geboren, und bewies von seiner frühesten Jugend an, daß er ein würdiger Sohn seiner äußerst frommen Mutter werden würde.

Sein erster und vorzüglicher Wunsch, um dessen Erfüllung er von Kindheit an zu Gott flehte, war, einstens Priester zu werden. Und der Ewige schien sein Gebet gewissermaßen zu erhören, da ihm Se. Majestät der König am 10. September 1810 ein Canonicat beim heiligen Johannes zu Breslau zu conferiren geruhten.

Bald darauf erhielt er auch zu Breslau von Sr. Bischöfl. Gnaden die Tonsur. Von diesem Augenblicke an kann man sagen, daß der Verewigte keinen Tag verlehte, ohne in der Gottesfurcht und Lehre Fortschritte gemacht zu haben. Seine Frömmigkeit war so empfehlend, daß er dadurch nicht nur dem Geseze genüge leistete, sondern sich auch die Liebe seiner Mitschüler, und die ausgezeichnete Achtung seiner Vorgesetzten erwarb.

Doch was soll ich th. B., den verewigten Jüngling rühmen; ich stehe als Vater und Seelsorger zugleich mit gerührtem Herzen tief gebeugt an seinem Grabe.

Viele aus Ihnen haben ihn noch in den letzten Tagen seines Lebens gesehen, wie jedes Wort und jede Handlung den Erfornen des Herrn ankündigte.

Als Sohn war er Beispiel der Liebe und des Gehorsams, als Jüngling Muster für jeden Christen. Mit allem Rechte kann daher auch der Verewigte in seinem Grabe ausrufen: „Ich habe gekämpft den edlen Kampf, vollendet hab' ich die Laufbahn, ich habe den Glauben behalten“.

Hart und schwer war die Prüfung in seinem letzten Lebensjahre, doch Dank der Vorsehung, daß sie ihm Muth und Kraft gab, diese zu ertragen, und ihn, nachdem alle Hoffnung zur Besserung verschwand, durch einen sanften Tod von allen Schmerzen befreite.

Nehmen Sie theilnehmende Freunde den Dank des trauernden Vaters an! daß Sie so zahlreich die Hülle seines Sohns zur Ruhestätte begleiteten, und dadurch die sprechendsten Beweise ihrer Freundschaft für den Verewigten und für mich an den Tag legten. O, das giebt Trost dem gebeugten Vater, so wie ihn als Priester und Greis die Wahrheit, die der fromme Job in seinen Leidenstagen aussprach: „Was Gott thut, ist wohl gethan“ am Grabe seines unvergeßlichen Kindes mächtig aufrichtet.

Und nun ruhe wohl, guter Sohn in deinem Grabe, bis wir uns jenseits wiedersehen.“

Nicht des Vaters Thränen floßen allein am Grabe dieses edlen Jünglings, sondern auch alle Umstehenden waren von tiefem Schmerz durchdrungen.

Und in der That selten hat ein Jüngling zu solchen Hoffnungen berechtigt als wie dieser. Er hatte von dem Schöpfer viele Talente erhalten, und er vergrub sie nicht, das beweisen die schönen Zeugnisse seiner Lehrer von Glogau, Breslau und St. Sulpice bei Paris. Gerade sein zu angestrongter Fleiß hat ihm sein frühes Grab bereitet.

Auch von Seiten seines Herzens war er ein verehrungswürdiger Jüngling, besonders aber zeichnete er sich durch seinen religiösen Sinn, sein Wohlwollen, und seine Anspruchslosigkeit aus.

Man muß Zeuge gewesen sein, mit welcher heiligen Andacht er seine erste heilige Communion beging, mit welchem kindlich frommen Sinne er in den letzten Tagen seines Lebens die harten Prüfungen von der Hand der Vorsehung annahm. Schon als Kind theilte er sein kleines Taschengeld mit sichtbarem Vergnügen unter die ärmeren Kinder aus.

Seine Lehrer, seine Commilitonen, und alle, die ihn kannten, liebten ihn wegen seiner Anspruchslosigkeit.

Und was war er erst für ein Sohn! Von Jugend auf an das oft traurige Schicksal seines Vaters gebunden, suchte er ihm nach Möglichkeit Freude zu

machen; er las ihm die Wünsche aus den Augen, und selbst in seinen kranken Tagen verbarg er oft die Schmerzen, um seinen guten Vater nicht zu betrüben, und dieser konnte also auch in Wahrheit von ihm sagen: er hat mich nie als durch seinen Tod betrübt.

Anton Tschöcke.

(1763—1837.)

Ein persönlich kleiner, amtlich niedrig gestellter und dennoch wegen seiner Frömmigkeit wahrhaft hoher Priester soll in dem nachstehenden Charakterbild geschildert werden.

Anton Tschöcke wurde am 31. März 1763 als Sohn eines Ackerbürgers in Reichenstein geboren und hatte einen älteren Bruder, Joseph, der als Probst von Schwiebus um's Jahr 1810 starb.

Er mußte als Knabe den Eltern in der Landwirthschaft vielfach behilflich sein, besonders die Rühle hüten. Schon zählte er 16 Jahre, als ihm der Vater gestattete, sich an der Piaristenschule zu Weißwasser den Studien zu widmen. Auf Gymnasium und Universität dauerte die Studierzeit damals je sechs Jahre. Anton war so fleißig und begabt, daß er die sechs Gymnasialklassen in vier Jahren absolvirte und im Jahre 1783 die

Hochschule zu Breslau bezog, um unter den Professoren (Ejesuiten) Beinhauer, Tauler u. a. zuerst Philosophie (3 Jahre) und dann Theologie zu studiren. (Die Studiosen mußten uniformirt einhergehen, indem jeder mit einkollerigem grauen Tuchmantel, Winter und Sommer, bekleidet war und einen Zopf trug. In die Messe mußten sie täglich paarweise gehen und halbjährig einem Examen sich unterwerfen. Die geprüften Theologen hießen im ersten Jahre Eruditi, im zweiten Eruditissimi, im dritten Doctissimi.)

Im Jahre 1790 erhielt er die Priesterweihe und kam als Kaplan nach Seitendorf. Später wurde er als Curatus nach Nimptsch gesandt, wo er zugleich als Schul-Inspektor für die Kreise Nimptsch und Strehlen fungirte.

Seine nächste Station war Stadt Dels, damals noch Curatie, wohin er um's Jahr 1804 kam. Das dortige Pfarrhaus war sehr geräumig, und als 1806 die Franzosen in's Land kamen, fürchtete er, sein Haus werde viel mit feindlicher Einquartierung belästigt werden, darum wünschte er anderswo placirt zu werden. Auf seinen Schul-Inspectionsreisen hatte er die Curatie Siebenhufen im Kreise Strehlen kennen gelernt, und der einsame Ort mit seinem kleinen Pfarrhäuschen, welches mit Einquartierung nicht füglich belegt werden konnte, hatte ihm so gefallen, daß er bei der geistlichen

Behörde um das „Beneficium“ petirte. Er erhielt es und zog in dasselbe ein — ohne Sang und Klang.

Siebenhufen, eigentlich eine Colonie von Prieborn, bestand dazumal aus sieben Häusern: Pfarrhaus, Schule und noch fünf Strohhütten, die jetzt allerdings massiven Bauten Platz gemacht haben, Pfarr- und Schulhaus unter einem Dache. Eine Strecke westlich von Siebenhufen befindet sich ein Vorwerk, welches zum Charité-Amt Prieborn gehört. Die Curatie liegt von katholischen Kirchdörfern ziemlich weit entfernt.

Die Curatial-Wohnung war recht klein, sie bestand nur aus einer Stube und einer Alfove. Die Stube war Wohnung für die Wirthschafterin und zugleich Winterküche. Von der Stube ging's in die Alfove, die etwa 12 Schritt lang und 6 Schritt breit war, mit einem Fenster nach Westen und einem nach Norden. Diese Alfove war der „Salon“, den er bewohnte. Die Winterküche bestand in einem kleinen Raume, der von Fuß kohl-schwarz war und niemals getüncht wurde; aus diesem gelangte man in eine ganz kleine, mit Ziegeln gepflasterte, fast fensterlose Kammer, die als „Gastzimmer“ zu dienen hatte. Die Einnahme entsprach den häuslichen Raumverhältnissen; sie mochte nicht viel über 300 Thaler hinausgehen. Erst nach und nach sind die Einkünfte bessere geworden. Und auf diesem exponirten und äußerst gering dotirten Posten hat er

von 1806 bis 1837, bis zu seinem Tode, ausgeharrt. — Sein Nachfolger Carl Graf, der aber den Titel Pfarrer erhielt, war noch zwei Jahre länger in Siebenhufen, nämlich von 1838 bis 1871.

Die Lebensweise des Curatus Tschöcke war eine apostolisch-einfache, ja die denkbar einfachste. In seinem Wohnzimmerchen, das ja zugleich als Studir- und Schlafgemach dienen mußte, befand sich ein Tisch, 3 (sage drei) Stühle, ein Bett, ein Schreibtischchen, eine Commode, ein Winkelschränken und ein Bücherschrank. Luxusartikel? Bequemlichkeit? alles das kannte und wollte er nicht. Einen Pelz hat er sein Lebtag nicht besessen. Gegen die Winterkälte schützte ihn ein einfacher Tuchmantel. Erst in seinem späteren Alter wurden ihm von seinen Verwandten ein Sopha und ein wattirter Schlafrock geschenkt. Er nahm die Sachen an, aber nur mit Protest; er sagte: „die Apostel haben dergleichen auch nicht gehabt.“ Später, in seinem hohen Alter, machte er von beiden Stücken freilich gern Gebrauch.

Er genoß wenig. Weder zweites Frühstück noch Mittagkaffee war bei ihm gebräuchlich. Einen Keller gab's im Hause, aber nicht für Wein. Nur wenn Kirchenvisitation bevorstand, wenn aus Wansen Erzpriester Joseph Kummer und nach diesem Daniel Lattussek, letzterer in Begleitung des Actuarius Circuli, Pfarrer

Wander aus Dorf Jauer nach Siebenhufen kamen, wurde aus Münsterberg eine Flasche Franz beschafft. Die beiden letztgenannten Herren blieben in der „weiten Curatial-Residenz“ sogar jedesmal über Nacht.

Die Siebenhufener Kirche ist eine der freundlichsten Landkirchen. Der Hochaltar ist aus Marmor. Das nahe Prieborn besaß zu jener Zeit einen ausgiebigen Marmorbruch, der das Material sogar zur Breslauer Domkanzel geliefert hat.

An der schönen Kirche hatte Tschöcke seine Freude. Daß er bei seiner gediegenen Frömmigkeit den seelsorglichen Pflichten auf's pünktlichste nachkam, ist selbstverständlich. Die Krankenbesuche und der Neujahrsumgang waren oft sehr beschwerlich, namentlich bei hohem Schnee und in strenger Kälte.

Einen intimen Freund hatte er in dem Pfarrer Joseph Neumann von Polnisch-Neudorf, eine Meile von Siebenhufen entfernt, der 1846 als Pfarrer von Alt-Heinrichau starb. Sie besuchten sich öfter, natürlich *per pedes Apostolorum*, und gingen zu einander zur Beicht.

Manches Jahr unternahm Tschöcke eine Reise nach dem 7 Meilen fernen Breslau, um u. a. dort seine Coötanen Heinisch, den damaligen Pfarrer von St. Vincenz, der dann Canonicus und Alumnatsrektor wurde und bei dem er Wohnung nahm, und den General-

Bislar Schöpe zu besuchen. Aber wie wurde die Reise vollführt? Bauer L. aus Dähdorf machte eine Ladung Weizen zurecht, auf den Getreidesäcken wurde eine Art Sitz hergerichtet, und mit solch unbequemen Fuhrwerk legte der gute Curatus die 14 Meilen Weges zurück. Der Bauer war zwar Kirchenvater, aber ein Trinker und auf dem Rückwege meist berauscht.

Die Parochianen liebten ihren frommen Seelsorger, der so anspruchslos und demüthig war und so eifrig in Verrichtung seiner Amtspflichten. Wie erbaulich war es, ihn das heilige Meßopfer feiern zu sehen; er brauchte dazu wohl $\frac{3}{4}$ Stunden. Tief andächtig war stets seine Gebetsübung. Scherzweise bemerkte einst der Stellmacher Lorenz, der neben der Curatie wohnte: „Der Herr Curatus betet wieder so eifrig, daß dem Teufel grauen möchte“.

Ich bemerkte vorhin: Luxusartikel habe Tschöcke nicht gekannt. Aber einen Luxus hat er doch getrieben, es war der Bücherluxus. Bei seinen spärlichen Finanzen hatte er nach und nach eine verhältnißmäßig ansehnliche Bibliothek sich angeschafft, darunter Bischofs Sailer's Werke, die Geschichte der Religion Jesu von F. C. Graf Stolberg mit der Fortsetzung von Ketz, und vieles andere. Auch der Politik blieb er nicht fern. Sehr gern beschäftigte er sich literarisch. Aus seinem Nachlaß besitze ich einige Proben seiner gelehrten

Thätigkeit, die weiter unten folgen. Für die Archipresbyterats-Convente war er schier der einzige Lieferant von Arbeiten.

So verbrachte unser Curatus auf seinem Beneficium 31 Jahre. In den letzten Lebensjahren fingen die Gebrechen des Alters sich an bemerklich zu machen, doch vermochte der 74jährige Greis seine seelsorglichen Arbeiten immer noch zu verrichten. In den letzten Monaten mußte ihn zuweilen Kaplan Graf von Berzdorf, der dann sein Nachfolger wurde, vertreten.

Da vermochte es ein kritischer Bauer aus Deutsch-Tschammendorf über sich, zum Erzpriester Pitvon in Wanzen sich zu begeben und ihm zu melden: der alte Curatus sei nicht mehr imstande, seines Amtes zu walten und man wünsche eine frischere Kraft. (Für ein Leben voll Mühe und Arbeit war dies schließlich der Dank.)

Erzpriester Pitvon berichtete darüber an die Geistliche Behörde in Breslau und ohne weitere Recherchen wurde verfügt: Herr Anton Tschöcke möge sich Ruhe gönnen und im Meißner Priesterhause Unterkunft suchen.

„Ich mußte dem zitternden Greise, meinem Großoheim und Wohlthäter,“ schreibt der bekannte schlesische Pfarrer und Dichter Isidor Barndt, „das amtliche Schreiben vorlesen, und nachdem er den Inhalt vernommen, sanken ihm beide Arme schlaff herab und er sagte: „Nun siehe, jetzt ist es aus mit mir!“

Er schickte mich nach Reiffe zum damaligen Priesterhaus-Inspector, Canonicus Popellack, bei dem ich mich erkundigen sollte, ob er Aufnahme finden könnte. Während der zwei Tage, da ich mich in Reiffe aufhielt, befand sich mein guter Oheim in beständiger Aufregung; hörte er im Nebenzimmer ein Geräusch, so fragte er erschrocken: „Kommen sie schon, mich abzuholen?!“ Ehe ich aus Reiffe zurückkehrte, hatte ein Schlaganfall seinem Leben plötzlich ein Ende gemacht. Er starb am 16. September 1837. Sein müder Leib fand „Unterfunft“ im Grabe, seine Seele ruht in Gott.“

In den zwanziger Jahren war Joseph Kummer Pfarrer und Erzpriester in Wanssen. Dieser kannte den gelehrten Curatus von Siebenhufen als lateinischen Dichter und forderte ihn daher auf, zum goldenen Priesterjubiläum des Fürstbischof Emanuel von Schimoni-Schimoniński ein Carmen anzufertigen. Dem ehrenvollen Auftrage kam er gern nach, das Gedicht wurde gedruckt und dem hohen Jubilar im Namen des Archipresbyterats Wanssen überreicht. Es lautet:

Affectus gratulantis Cleri in Quinquagenario
Sacerdotii Jubilaeo Reverendissimi ac Celsissimi.
Principis Episcopi Emanuelis de Schimonsky.

Quam dies festa ex oriente splendet!
Gaudium cunctis cito nuntiate:
Emicans annis, meritisque Magnus
Ecce Sacerdos!

Jam diu optasti celebrare Pascha
Istud, Antistes Sacer! Ecce venit!
Corde devoto Tibi gratulamur
Optime Praesul!

Est tamen, quod nos meminisse oportet:
Gaudium luctus prius antecessit;
Morbus urgebat; timuere cuncti,
Morte minante.

Laus Deo Summo! dedit Js salutem!
Nunc hiems cessit, simul imber ivit;
Surge jam Antistes; properansque scande
Laetus ad Aram!

En decem lustris hodie peractis
Immolas Sacrum, quasi nuptiale.
Tale quid, quando, mihi dicite, Alma
Cathedra vidit?

Quis tot et tantas numeret procellas
Temporis longae velut orbitatis:
Praesul dum recessit, gemit relicta
Cathedra tristis.

Et quis enarret mala, quanta fecit
Saeculum nostrum, fere ubique nequam!
Quot sacrae Sedes steterint inanes
Praesule pulso!

In tot adversis noviter dolentes,
Temporis longo spatio vacantem
Flevimus Sedem, gregis orbitatem
Respicientes.

Audiit tandem Dominus precantes,
Vota votantum coadunat Ipse.
Gaudium impletum fuit, in Schimonsky
Sorte cadente.

Ut novas Clemens Deus hinc procellas
 Postmodum avertat, serio precemur;
 Utque dignetur reparare multa
 Tristia damna.

Praesuli donet cupere illud unum,
 Quod Deo semper placitum videtur.
 Sospitem servans benedicat omni
 Temporis aevo!

Nunc Tibi, Antistes Sacer et Sacrate!
 Nunc Tibi optamus, simul et precamur,
 Ut diu praesis, populoque longo
 Tempore prosis.

Jubilans splendes hodie Sacerdos!
 Jubilans ibis sitiens ad Aram!
 Non licet nobis comitanter ire,
 Corde sequemur.

Suscipe affectum melius loquentem,
 Quam valent linguae, calamique mille!
 Ut diu regnes, bene prosperatus,
 Mente precamur

humillimus Clerus
 Archipresbyteratus Wansnensis.

Franz Körner.

(1763—1837.)

Ein Leben voll Leiden von der Wiege bis zum Grabe führte Franz Xaver Körner, geboren den 19. September 1763 zu Langwasser bei Liebenthal. Seine frommen, aber sehr armen Eltern strebten nach allen

Kräften, ihn zur Ehre Gottes zu erziehen. Durch viele Hindernisse, durch häusliche Armuth, Bedrängnisse der Zeit, durch eine kummervolle Vorbereitung führte ihn Gott zu den Stufen des Heiligthums, und gab ihm das Priesterthum, zu welchem er ihm von Kindheit an Beruf, kindliche bis ins hohe Alter bewährte Liebe, glühenden Eifer und herzliche Anhänglichkeit verliehen hatte. Einige gutherzige Freunde statteten Körner so weit nothdürftig aus, daß er nach Liegnitz reisen konnte. Hier nahm sich der damalige Pater Guardian des Franziskanerklosters, deren Schule er zuerst besuchte, nach einer Prüfung seiner an, unterstützte ihn selbst, und verhalf ihm auch außerhalb des Klosters zu Wohlthättern.

Nach Vollendung der niederen Klassen besuchte er in Breslau die höheren Schulen unter Leitung der Väter von der Gesellschaft Jesu. — Aber hier schien die Welt alle Gewalt wider ihn zu erheben. Ganz fremd in der großen Stadt, ohne alle Unterstützung und ohne Aussicht auf solche, auch unter dieser Zeit eine vaterlose Waise geworden, schien er unterliegen zu müssen, bis ihn Schulfreunde in einigen Häusern einführten, wo er Wohlthaten genoß; dennoch aber mußte er sich längere Zeit durch Nebengeschäfte, die nur den niedrigsten Ständen angehören, seinen Unterhalt verschaffen. Endlich durch unermüdeten Fleiß, durch erbau-

liche Sittsamkeit sowie durch seine sichtbare Bedürftigkeit empfohlen, wurde er Sakristan in der Jesuitenkirche und erhielt neue Unterstützungen von den ehrwürdigen Vätern.

Die Aussicht schien sich noch mehr zu erheitern, als er mit einigen Andern, die in den Orden der Benedictiner zu Wahlstatt eintreten wollten, das Aufnahme-Examen glücklich bestand. Doch hier war seine Bestimmung nicht; denn, wie er selbst sagt, ein wunderbares Verlieren seiner Stimme bewog ihn, freiwillig zurückzugehen, und den weltpriesterlichen Stand zu wählen. Die Reinheit, Klarheit und Stärke seiner Stimme erschien wieder; aber der geänderte Entschluß und die Besorgniß, mancherlei Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu werden, wie sie ihm auch in That widerfahren, entfremdeten ihn seinen früheren Wohlthätern, und jetzt stieg seine Noth auf das Höchste. Hunger, Durst, Kälte und Verlassenheit traten wider ihn auf. Er konnte wegen Ueberfüllung, und weil es zur Unzeit war, nur unter dem Dache im Vincenzkloster eine spärliche Aufnahme, und bei den Clarissinnen nur die ärmlichste Kost finden. Aber die Hand Gottes war von Kindheit mit ihm; der Herr hatte ihn lieb und nahm ihn deshalb in die Zucht, die Fürsorge ließ dieses Alles, selbst einen unglücklichen Fall zu, bei dem das Brust-Schlüsselbein zerbrochen wurde, damit sie ihn für sich vorbereitete zu einem

lebenslänglichen, wahrhaft priesterlichen Opfer in Leiden und Mühe.

Es fand sich unvorhergesehen ein Freund und Wohlthäter, und seine früheren Freunde boten ihm von selbst ihre Hilfe wieder an. Unter solchem Wechsel der Verhältnisse harrete er aus mit Muth, Kraft und Beharrlichkeit, und verlor nie seine angeborene Besonnenheit. Er empfing die priesterlichen Weihen im Jahr 1792, konnte aber wegen der Uebersahl der neugeweihten Priester anfangs nur interimistisch als Kaplan angestellt werden, war dann gegen zwanzig Jahre wirklicher Kaplan an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Verhältnissen, aber jedesmal mit dem nur dürftigen Gehalte und deßhalb in beständiger Dürftigkeit. Er schien über dieß auch zu Verfolgungen geboren. Mehrere Beweise davon zeigten sich ihm in dieser Zeit. Neid, Tadelsucht, Verleumdung, Mißverstand und üble Auslegung seiner Worte und Handlungen von Seiten einiger mißgünstiger Feinde und falscher Brüder nöthigten ihn mehremal zu Verantwortungen, jedoch diese, als auch die Zeugnisse der Gutgesinnten rechtfertigten ihn hinlänglich. Allen diesen feindlichen Angriffen, Beleidigungen und dem undankbaren Betragen, was er lebenslänglich zu erfahren hatte, setzte er Geduld, Ergebung in Gottes Willen, Selbstberuhigung im Beispiele Jesu, Wohlthätigkeit, Verzeihung, Nachsicht und Liebe entgegen, und

durch diese Waffen überwand er sich selbst und seine Feinde.

Im Jahre 1813 wurde ihm die Pfarrei Birngrütz präsentiert und durch 23 Jahre hat er sie mit unwandelbarer Treue verwaltet. Auch hier ruhte der Feind nicht. Denn in der Kriegsepoche, als der sogenannte Landsturm ausgeschrieben wurde, geschah es, daß durch einen Mißverstand und durch Aufregung einiger Unzufriedenen und übel Berichteten, jedoch nur mittelbar eine heftige Verfolgung gegen ihn, ja Gefahr für sein Leben bestand. Innerhalb seines Gehöfes traf ihn ein unglücklicher Wurf an die rechte Seite, so daß er eine lebenslängliche Lähmung des rechten Armes davontrug. Darum mußte er erst in seinen fünfziger Jahren sich der Mühe unterziehen, mit der linken Hand schreiben zu lernen. — Seit dieser Zeit zeigte sich eine beständige Kränklichkeit, welche durch viele körperliche Leiden mehrmals in gefährliche Krankheiten ausartete, und zuletzt ein sehr schmerzliches Uebel wurde, an dem er nach einem halben Jahre starb. Seine traurigen Lebensverhältnisse sind nur Wenigen, denen er sie mit einer bis zu Thränen rührenden Gemüthlichkeit, Treuherzigkeit und Seelenruhe erzählt hat, und die Leiden seiner letzten Krankheit nur dem Arzte und seiner Umgebung bekannt geworden. Alle diese Schmerzen ertrug er mit erbaulicher Geduld, mit einer erfreulichen Seelenstärke,

gänzlicher Ergebung in Gott und einer rührenden Heiterkeit. Man hörte in seiner letzten Krankheit selten ein Seufzen, nie ein Wort der Ungeduld, sein frommer Blick, seine gefalteten Hände begleiteten immer die für ihn tröstenden Worte: Jesus hat zuerst gelitten, ich habe es so verdient, der Herr machts wohl mit mir. Dabei verrichtete er sein geistliches Amt mit unverbrüchlicher Treue und strenger Pünktlichkeit, und bei seinen vielen Leiden gewiß nicht ohne Anstrengung, Mühe und Beschwerde bis wenige Wochen vor seinem Tode, wo er einen Stellvertreter annahm.

Er war ein guter Hirt und frommer Priester, ein eindringlicher Lehrer, ein Vater der Armen, ein gütiger Wohlthäter gegen die Dürftigen, ein kluger Rathgeber, ein edler Freund, ein bereitwilliger Gastfreund; er war streng gegen sich selbst, mild gegen Andere, doch auch ernst ohne Furcht und voll Feuer wo es Noth that. — Er war, wie einer seiner Freunde und Amtsbrüder ihn zu nennen pflegte, ein wahrer Israelit ohne Falsch, und dieses bezeugten die nicht zurückgehaltenen Thränen seiner älteren hochwürdigen Herrn Amtsbrüder bei seiner den 2. Januar 1837 erfolgten Beerdigung. Ein Schulfreund schrieb nach erhaltener Todesnachricht: „Gott segne ihn und lohne ihm in jener Welt seine guten, edlen Thaten. Ihm waren wenige Tage des Glückes, des Frohsinns zu Theil geworden; Sorgen,

Darben, Verkenennung seines edlen Herzens war oft sein Loos und mühevoll sein Leben. — Er war uns allen, und insbesondere seinen Kirchkindern, ein Beispiel und Muster, und äußerte für sie immer die besten Gesinnungen.“

Ja, das war er; und kennen wir keine Verdienste von ihm, wie sie die Welt gern hat, so liegt die Ursache darin, daß er die Linke nichts wissen ließ, was die Rechte that und weil seine Stellung von der Art war, daß sie solche unmöglich machte; aber vor Gott sind offenbar die Verdienste, welche er sich als Geistlicher, als Seelsorger und sterbend noch durch die Eintheilung seines mühsam ersparten kleinen Vermögens als ein wahrhaft edel denkender Freund erworben hat.

Anton Scholz.

(1765—1834.)

Anton Scholz wurde im Jahre 1765, den 14. Mai zu Rapsdorf geboren, wo sein Vater Bauergutsbesitzer war. Bis zu seinem sechsten Lebensjahre verblieb der Knabe bei seinen biedern Eltern. Hierauf wurde er von seinem frommen Oheim Johann Tiesner, Brauer und Gutsbesitzer in Rottwitz bei Auras, zur Erziehung

übernommen. Er besuchte bis zu seinem neunten Jahre die dasige Schule. Alsdann kam er nach Breslau, wo er zunächst in der Elementarschule bei St. Matthias, dann auf dem katholischen Gymnasium Aufnahme fand. Hatte er sich bisher vor seinen Mitschülern ausgezeichnet, so gelang dies ihm nicht minder an der Universität Leopoldina während des dreijährigen philosophischen und eben so langen theologischen Cursus. Ohne auf den wiederholt ausgedrückten Wunsch seines Oheims, Karmelitermönch zu werden, einzugehen, trat er im Jahre 1786 durch fünf Monate ins Alumnat, wurde aber, weil er zu jung war, erst im Jahre 1788 den 16. Februar mit päpstlicher Dispense zum Priester geweiht. Während er nun einer Anstellung in der Seelsorge entgegenharrte, fiel auf ihn die Wahl zum Hofkaplan des Domstiftsprälaten von Troilo und zum Erzieher dessen Neffen. Er nahm diese Stelle auf Betrieb des Weihbischofs und apostolischen Vikars von Rothkirch an und versah sie durch drei Jahre. Die Pfarre in Schweinern, die ihm hierauf übertragen wurde, hatte er kaum ein Jahr verwaltet, als die Behörde ihn zum Pfarrer in Köchendorf ernannte. „Dort“, so äußerte er sich, „habe ich zwar etwas kümmerlich, aber doch zehn Jahre recht froh gelebt; ich hatte eine sehr gute und folgsame Kirchengemeinde, die mich ungeachtet meines jugendlichen Alters, als ihren Rathgeber und Vater betrachtete.“ Lehnte

er ein sehr erträgliches Canonicat zu Groß-Glogau, welches ihm vom Fürstbischof von Hohenlohe angetragen wurde, und dessen Einkünfte er auf seiner Pfarrei bleibend, beziehen sollte, ab, weil er kein Einkommen, womit kein Wirkungskreis verbunden ist, annehmen wollte, so begab er sich dagegen zu Ostern 1801 auf die Pfarrei zu Hennersdorf. Seine neue, große Kirchengemeinde war anfangs mehr gegen ihn: doch währten diese Gefinnungen nur kurze Zeit. Nach Verlauf von wenigen Monaten genoß er ihr unbegrenztes Vertrauen, und bewahrte dieses heiligste Kleinod eines Seelsorgers ungetheilt bis zu seinem Hinscheiden. Aber auch ihre leibliche Wohlfahrt förderte er nach Kräften, und würde dies noch mehr gethan haben, wenn ihm nicht eingewurzelte Vorurtheile in den Weg getreten wären. Er verhalf ihr zum Grundbesitz des zuvor herrschaftlichen Waldes, und löste die kleinere Hälfte derselben (denn die andere wollte es damals nicht) im Jahre 1811 von Natural- und Geldzinsen ab. Bei seinen häufigen Krankenbesuchen überzeugte er sich, wie nöthig in seinem Kirchsprengel ein Arzt, wenigstens ein Wundarzt sei. Er kaufte daher aus eigenen Mitteln das ehemalige herrschaftliche Haus im Jahre 1815 mit Garten und einigen Ländereien, schuf dasselbe in eine Krankenanstalt um, legte darin eine bequeme Wohnung für einen Arzt an, auch bei der königlichen Regierung zu Breslau ein Pfandbrief-

baufapital zu deren Unterhaltung nieder, so daß darin arme, franke Dienstboten, auch Hausarme oder mit ansteckenden Krankheiten Behaftete, untergebracht und gepflegt werden können. Die Stiftungsurkunde ist gleichfalls in den Händen der königl. Regierung zu Breslau.

Was er in den unglücklichen Kriegsjahren 1806/7 und 1812/13 seiner Gemeinde, ja was er dem ganzen Ohlaniſchen Kreiſe war, wie er durch Reiſen das harte Schickſal der Bedrängten zu lindern, durch gerechte Vorſtellungen bei königlichen Prinzen und franzöſiſchen Marſchällen Verderben abzuwenden vermochte, iſt noch in dankbarem Andenken. Wenn alle herrſchaftlichen Schlöſſer und Häuser von Einquartirungen verſchont blieben, war das ſeinige ununterbrochen damit belegt. Zwar ſollte er dafür vom ganzen Kreiſe entſchädigt werden, und mußte auch nach dem Frieden eine Rechnung, die ſich auf viele hundert Thaler belief, einſenden. Allein die königlichen Domänen-Güter ſollten dieſe Entſchädigung tragen, und da zur Zeit der Staat in großer Geldnoth war, ſo leiſtete er darauf Verzicht. — Sowie er in den Zeiten der Noth ſich aufzuopfern ſtets bereit war, ſo entwickelte er überhaupt eine ungewöhnliche Thätigkeit überall, wo es dem Beſten des Nächſten galt. Das allgemeine Vertrauen wendete ihm täglich Gelegenheiten zu; die Mitglieder ſeiner großen Gemeinde und ſeine zahlreichen Verwandten zogen ihn bei jeder Gelegenheit

zu Rathe. Kurz nach dem Antritt der Pfarrei Hennersdorf übernahm er auch das Amt eines Schulinspektors des Ohlauischen Kreises. In dieser Stellung ist er in mannigfaltiger Beziehung der Wohlthäter des ganzen Kreises geworden. Das Schulwesen lag damals sehr im Argen, und es kostete manchen Kampf und viele tausend Bogen Papier, bis nur die Bahn zur Besserung gebrochen wurde: nach seiner ein und dreißigjährigen Verwaltung standen die 24 Schulen seines Bereiches, die einen mehr, die anderen weniger, wie eine neue Schöpfung da, die er zu Stande gebracht hat. Altersschwäche nöthigte ihn im Jahre 1833, sich von diesem mühevollen Amte zurückzuziehen.

Nachdem er in den Jahren 1794 und 1803 die Erzpriesterwürde abgelehnt, erhielt er 1815 ganz unerwartet das Administrations-Defret zur einstweiligen Verwaltung des Archipresbyterats zu St. Mauriz mit dem Bemerken: daß er die betreffenden Geschäfte nur kurze Zeit führen wolle. Mehremale bat er seit jener Zeit dringend, ihm diese Administration wieder abzunehmen: allein er wurde nicht gehört. Er hat dieses Amt durch viele Jahre weise verwaltet.

Zur Charakteristik seines segnenreichen Wirkens ist noch der Theilnahme zu gedenken, womit er für das Wohl seiner Geschwister, insbesondere für die Erziehung ihrer Kinder, wirksam war. Er hatte stets einige der letzteren um sich, beaufsichtigte selbst ihren Unterricht und sorgte, wo es nöthig war, wahrhaft väterlich für viele derselben.

Seinen Neffen, den späteren Professor der Theologie zu Bonn hat er eifrig unterstützt und es ihm ermöglicht, seine wissenschaftlichen Reisen in den Jahren 1814, 1815, 1816, 1817, 1820 zu machen.

Anton Scholz war von mittler Größe, stark im Körperbau und angenehmer Gestalt. Sein Charakter war ganz makellos und seine Sitten äußerst streng und rein; in allen Verhältnissen zeigte er sich als ein frommer Priester überall, anspruchlos und aufopfernd. Anerkennung seiner Verdienste konnte ihm Freude machen, für Scheinehre aber und für Eitelkeit war er unzugänglich. Seine strenge Diät, beständige Gesundheit und heitere Gemüthsstimmung schienen ihm ein hohes Lebensalter zu sichern; dennoch glaubte er in den letzten Jahren eine merkliche Abnahme seiner Geistes- und Körperkräfte zu fühlen, und sprach oft von dem Bedürfniß eines Gehülfen im Amte. Im Herbst des Jahres 1834 wirkte ein Verdruß, den ihm die Administration des Archipresbyterats bereitete, höchst nachtheilig auf seine Stimmung; die dringenden Pfarrgeschäfte brachten ihn am 22. Dezember aufs Krankenlager, und schon am 27. Nachmittags 4 Uhr verschied er an der Brustentzündung.

Wie er mit der musterhaftesten Gewissenhaftigkeit in den verschiedenen Wirkungskreisen den reichsten Segen um sich verbreitet hat, das wird von Allen, denen ein lauterer Sinn und ungeheuchelte Frömmigkeit werth und

theuer ist, laut anerkannt, das bezeugt der tiefempfundene Schmerz, den die Trauerbotschaft in der Nähe und Ferne geweckt, das verkündeten die Thränen unzähliger Armen und Verlassenen, denen er theilnehmender Vater, Freund und Tröster gewesen ist.

Franz Hausdorf.

(1767—1838.)

Sind uns auch nur wenige biographische Nachrichten über Hausdorf erhalten, so bieten dieselben doch eine sichere Grundlage, um auf Grund derselben seinen Charakter würdigen zu können. Sein Lebensbild bietet so hervorragende Züge, daß wir dasselbe in dieser Sammlung nicht missen wollten. Es gereicht gewiß dem schlesischen Clerus zur Ehre, in Hausdorf einen Mitbruder zu besitzen, der von seinen 72 Lebensjahren 49 als Lehrer am Gymnasium thätig war.

Hausdorf war den 23. Januar 1767 zu Glumowitz bei Stroppen geboren, wo sein Vater ein Maurer war. Den ersten Unterricht empfing er in seinem Geburtsorte; er setzte denselben fort bei den Franziskanern in Liegnitz. Philosophie und Theologie studirte er in Breslau. Seinem Wunsche gemäß, sich dem Lehrfache zu widmen, wurde er den 12. Oktober 1789 von dem damaligen Direktor Zeplichal in das Schulens-Institut für Schlesien aufgenommen. Seine erste An-

stellung erhielt er als Professor am Gymnasium zu Oppeln, wo er bis 1803 hingebend wirkte. Von Oppeln wurde er an das Königl. kath. Gymnasium nach Breslau berufen, an dem er bis 2 Tage vor seinem Tode 35 Jahre mit Eifer und Rüstigkeit lehrte. Die Gegenstände, die er in den letzten Jahren vortrug, waren Geschichte und Geographie, früher auch Physik, Naturgeschichte, Logik und Psychologie. Seit 12 Jahren war er zugleich Regens des mit dem Gymnasium verbundenen Conviktoriaums, dessen Geschichte er im Jahre 1828 im Programme des Gymnasium veröffentlichte.

Seit der Abreise des Direktor Elvenich nach Rom im April 1837 bis zu seinem Tode war er als Senior zugleich Direktor des katholischen Gymnasiums.

Er starb am 20. Juli 1838. Ein erfahrener und pflichttreuer Lehrer, ein würdiger Priester, ein treuer Freund, ein biederer College und ein ehrfurchtgebietender Vorsteher ist mit ihm geschieden. Mit Begeisterung für die Wissenschaft verband er „die damals ungewöhnliche Kraft der Rede“¹⁾.

Von seinem warmen, wohlwollenden Herzen giebt auch sein Testament uns Kunde. Er hat folgende Legate zu wohlthätigen Zwecken ausgesetzt: 2000 Rthlr. in Pfandbriefen der Erziehungsanstalt der Ursulinerinnen in Breslau zur Stiftung einer Freistelle für ein armes

¹⁾ Jahresber. d. Königl. kath. Gymnasiums zu Breslau. 1838. S. 36.

Mädchen; 1000 Rthlr. der Kranken-Anstalt der Breslauer Elisabethinerinnen zur Stiftung eines Krankenbettes; 1000 Rthlr. dem mit dem kathol. St. Matthias-Gymnasium verbundenen Convictorium zu einer Freistelle für einen armen katholischen Schüler des Gymnasiums; der Pfarrschule zu Groß-Strenz, in welcher der Verstorbene den ersten Unterricht empfing, 200 Rthlr., deren Zinsen jährlich zur Anschaffung der nöthigen Bücher und der nöthigen Kleidungsstücke für arme Kinder verwendet werden sollen; 100 Rthlr. den Ursulinerinnen und 100 Rthlr. den Elisabethinerinnen zu Breslau in die Hände der Oberinnen zur Vertheilung unter die Mitschwestern; 100 Rthlr. der Krankenanstalt der barmherzigen in Brüder Breslau. Dem Blinden-Institut 50 Rthlr.; der Taubstummen-Anstalt 50 Rthlr.; 100 Rthlr. den beiden katholischen Armen-Schulen in Breslau zu gleichen Theilen.

Sein College Dr. Stinner widmete seinem Gedächtniß eine Ode, in welcher er u. a. von ihm rühmt:

Jamjam discipulos innumerabiles
 Dimisit, patriae perpetuum decus,
 Omnes per populos, quos beat optimus
 Rex, Musarum avide colens.

Stephan Nawrath.

(1767—1839.)

Nawrath hat sich in schwierigen Verhältnissen treu bewährt. Er wurde den 5. April 1767 zu Powiſko bei Trachenberg geboren. Seine Studien hatte er bei dem damaligen Ortskaplan, dem späteren gefeierten Rector des Alumnats Simon Sobiech begonnen. Er war der sechsunddreißigste, den dieser eifrige Priester für die höheren Schulanstalten vorbereitete. Weil der Knabe ebenso viele Talente als Fleiß erwies, schickte ihn sein armer Vater, durch eindringliche Zusprache des Kaplans bewogen, nach Breslau, wo er bei den frommen Exjesuiten seine höheren Studien vollendete. Schon mit seinem 20. Jahre trat er in den Prämonstratenserorden im St. Vincenzstift zu Breslau als Novize ein, legte 1788 am 15. Juni die Ordensgelübde ab und stand den 13. Juni 1790 als neu geweihter Priester am heiligen Gottesaltar als Primitiant. Den 5. Juni desselben Jahres wurde er von seinen Ordensobern mit den Functionen eines Curatus beim gedachten Vincenzstift beauftragt, sowie er auch eine kurze Zeit von 8 Wochen in der Seelsorge zu Polſniz als Kaplan verwendet, den 5. April 1791 aber zum Curatus zu St. Vincenz befördert wurde. Beinahe vier Jahre hindurch verwaltete er dieses Amt mit Auszeichnung und Treue. Seine Predigten fanden vielen Beifall. Da starb der Probst zu Beuthen D.-S. und dem Abte

machte die Wiederbesetzung dieser Stelle großen Kummer, weil selten ein Priester lange an diesem Orte aushalten konnte, indem die Wiedmuth verwildert und die Einkünfte so ungewiß waren, daß das Stift St. Vincenz immerwährend Zuschüsse leisten mußte. Es wurde nun der thätige Curatus Stephan zu diesem schwierigen Amte gewählt und 44 Jahre hat er demselben mit Ehre, Sorgfalt und Eifer vorgestanden. Fünfzehn Jahre hindurch war er auch Kreis-Schulen-Inspektor. Nawrath gewann die Herzen durch seine Freundlichkeit, Friedfertigkeit, innige Freundschaft und uneigennützigte Gefälligkeit. Er besaß das unbedingte Vertrauen seiner Pfarrgemeinde und lebte wie ein Vater unter seinen Kindern; denn fast 2 Generationen waren von ihm getauft, zur ersten heil. Communion geführt und getraut worden. Zwei Perioden waren in seiner amtlichen Thätigkeit von ausgezeichnete Wichtigkeit. Als im Jahre 1813 im Minoritenklostergebäude ein Lazareth errichtet wurde, hat Nawrath von mehr als 200 Kranken, welche meist am Typhus darniederlagen, den größten Theil zum Tode vorbereitet. Recht sichtbar machte die Gnade des Himmels über sein theures Leben; sie bewahrte ihn vor Ansteckung. — Ein Gleiches geschah im Jahre 1831. Als in Beuthen 74 Personen an der Cholera starben, war er es, der keine Ansteckung scheuend, den geistlicher Hülfe bedürftenden Kranken die geistliche Wegzehrung spendete.

Ungeschwächt, mit jugendlicher, bewundernswerther Thätigkeit übte er seine beschwerlichen Standespflichten bis acht Tage vor seinem Tode. Noch kurz vorher hatte er mit eindringlicher Stimme gepredigt. Das Verlangen einer armen Wittwe, die am Nervenfieber darniederlag, rief ihn ans Krankenbette. Der allzeit Gefällige und Gewissenhafte folgte sogleich, und hier ward er angesteckt. Er, der in seinem Leben stets einer dauerhaften Gesundheit sich erfreute, der von keiner Krankheit etwas wußte, erlag dem Nervenfieber am siebenten Tage seiner Krankheit. Er starb am 13. Januar 1839 so recht als Opfer in seinem Berufe. Nicht nur Beuthen und die Umgegend, sondern auch der ganze Kreis trauerten über den Verlust dieses würdigen Mannes. — Wie allgemein die Liebe war, die er sich erworben, zeigte die zahlreiche Leichenbegleitung, welche außer 26 Priestern aus beinahe 4000 Personen aller Religionsparteien bestand.

Simon Galda.

(1769—1839.)

Als Simon Galda am 23. Mai 1839 in Benfowitz begraben wurde, ertönte, wie der Pfarrer von Ratibor, Domherr Dr. Heide schrieb, die Klage: „Wir haben einen unserer würdigsten Priester, einen wahren Jünger und Nachfolger des Herrn verloren.“

Galda war im Jahre 1769 zu Benkowitz bei Ratibor geboren. Nachdem er in der Schule seines Geburtsorts den ersten Jugendunterricht empfangen hatte, gaben ihn seine Eltern, da sie an ihm Talente und Lust zu weiterer Ausbildung, sowie ein inniges Verlangen, einst in den geistlichen Stand zu treten, bemerkten, in seinem 12. Jahre auf das benachbarte Gymnasium des Cisterzienser-Stifts Rauden. Die frommen Ordensmänner hatten im Jahre 1740 bei der preussischen Besitznahme Schlesiens, als der Besuch des schon im Oesterreichischen liegenden Gymnasiums zu Troppau von Friedrich II. streng untersagt war, diese Bildungsanstalt errichtet, auf welcher viele um Kirche und Staat hochverdiente Männer den Grund zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung gelegt haben. Von da ging er auf die Universität Breslau, wo er 6 Jahre verweilte. Im Jahr 1794 wurde er zum Priester geweiht, und feierte das erste heil. Messopfer in der noch rauchenden Kirche seines Geburtsortes, die wenige Tage vorher durch eine Feuersbrunst ihr Dach eingebüßt hatte.

Nachdem er durch einige Jahre die Kaplaneien zu Neufirch und Lohndau verwaltet hatte, wurde er im Jahre 1798 in seinen Geburtsort berufen, wo er durch 41 Jahren in der Seelsorge als ein Vorbild und Muster für seine Amtsbrüder, wie für seine Gemeinde lebte.

Nur einige Züge aus seinem schönen Leben wollen

wir hier hervorheben. In der Ueberzeugung, daß der Grund zu einem frommen und christlichen Leben schon frühzeitig in die Herzen der Kinder gelegt werden müsse, nahm er sich ganz besonders der drei Schulen seiner Pfarrei an, und wirkte für dieselben in den ersten Amtsjahren so thätig, daß ihm von den hohen Behörden die Stelle eines Direktors des Schullehrer-Seminars zu Ober-Glogau angeboten wurde, die er jedoch aus mehrfachen erheblichen Gründen ausschlug. Und diese Thätigkeit behielt er bis in sein spätes Alter, ja bis an das Ende seines Lebens bei. Man mußte den muntern, in seinem Berufe sich ganz glücklich fühlenden Greis unter seinen Schülkinder sehen, um für ihn sogleich die innigste Hochachtung und Zuneigung zu empfinden. Sein Vermächtniß von 100 Rthlrn., von deren Zinsen alljährlich arme Schulkinder, die sich zugleich durch Fleiß und Sittlichkeit auszeichnen, eine Unterstützung erhalten, wird auch noch den kommenden Geschlechtern ein Denkmal seines Lebens und Wirkens an dieser Gemeinde bleiben.

Von derselben Liebe erfüllt, und mit demselben Eifer für das Heil der Seelen durchdrungen, wirkte er auch für die Erwachsenen in seiner Gemeinde. Ein eifriger Prediger, ein weiser, strenger aber auch liebevoller Beichtvater ward er nicht müde, wenn er auch bei der immermehr abnehmenden Zahl der der polnischen Sprache

mächtigen Geistlichen in Oberschlesien, und bei der von Jahr zu Jahr steigenden Kommunikantenzahl fast den ganzen Tag in seinem Berufe und besonders im Beichtstuhle thätig war. Und wer hätte je in des frommen Greises Miene auch nur einen Zug von Verdrießlichkeit wahrgenommen, wenn er bei Tag oder Nacht zum Kranken gerufen, oder seine Hilfe von irgend Jemandem in Anspruch genommen wurde.

Ihren Freund, ihren Vater haben besonders die Armen der Gemeinde Benkowitz verloren. Da ist keiner, der jemals kalt abgewiesen worden wäre, der nicht vielmehr stets eine Gabe größerer oder kleinerer Art empfangen hätte. Dieser sein Wohlthätigkeits Sinn gegen die Armen spricht sich selbst noch im Testamente des Verstorbenen aus, in welchem er denselben nicht blos ein Legat an Geld, sondern auch alle seine Kleider, die er getragen, zuweist. Dankbar erinnerte er sich stets der Wohlthaten, die er einst in seiner Jugend als studierender Jüngling empfangen, und diese Dankbarkeit suchte er durch Vermächtnisse an das Jungfrauenkloster zu Breslau und an das fürstbischöfliche Alumnat, von denen er einst während seines Aufenthaltes daselbst die Kost erhalten, an den Tag zu legen. Ganz besonders aber ließ er sich, erfüllt von dem Grundsatz, wie man einst wohlthätig gegen mich handelte, so will ich wieder handeln, die Unterstützung armer Studirender angelegen sein, wenn

er besonders sah, daß sie sich dem geistlichen Stande widmeten. Zu dieser Handlungsweise bestimmte ihn auch noch ein anderer wichtiger Grund. Mit stiller Betrübniß hatte dieser seiner Kirche mit ganzer Seele ergebene Geistliche schon längst die immermehr abnehmende Zahl der Candidaten des geistlichen Standes aus Oberschlesien, welche der polnischen Sprache mächtig sind, gesehen. Die Ursache dieser betrübenden Erscheinung liegt aber hauptsächlich darin: In Oberschlesien herrscht im Verhältnisse zu andern Provinzen größtentheils Armuth unter den Landbewohnern. In der Zeit vor der Säkularisation der schlesischen Stifter und Klöster war es talentvollen Knaben, auch wenn ihre Eltern sehr arm waren, dennoch leicht geworden, ihre Talente auf den Klosterschulen zu kauden, Leobschütz u. s. w. auszubilden, da dort nicht nur kein Schulgeld gezahlt, sondern vielen Armen noch Kost und anderweitige Unterstützung gereicht wurde. Dieser Stand der Dinge hat sich nun leider längst geändert; jener seit Jahrhunderten sprudelnde Quell der Wohlthätigkeit ist verschüttet, und an die Stelle jener Anstalten sind mehrere Gymnasien getreten, bei denen jedoch ein bedeutendes Schulgeld erlegt werden muß, welches, wenn man die übrigen Ausgaben für Wohnung, Kost u. s. w. in einer Stadt dazu nimmt, viel zu groß ist, als daß unbemittelte Landleute ein Kind auf eine solche Lehranstalt schicken könnten.

Unter solchen Umständen giebt es daher für arme, seien sie auch noch so talentvoll, nur sehr wenige Mittel, sich zu bilden und zum geistlichen Stande zu gelangen. Welch' ein Nachtheil hieraus für die Kirche hervorgeht, sieht der gewiß ein, welcher erkannt hat, daß dem geistlichen Stande gewöhnlich aus den frommen unbemittelten Familien die besten und am meisten geeigneten Candidaten erwachsen. Denn wenn auch Anlagen, Fähigkeiten des Geistes bei den Kindern reicher und vornehmer Familien angetroffen werden, so fehlt doch ihnen in der Regel jene fromme, religiöse Erziehung, jenes an Entbehrung und Selbstverleugnung gewöhnte Herz, wie der geistliche Stand es erfordert. Oder wie sollen die Knaben vieler reicher und vornehmer Familien, die schon frühzeitig an Sinnengenuß gewöhnt und durch die religiöse Kälte und Gleichgültigkeit ihrer Eltern angesteckt sind, Lust und Tauglichkeit gewinnen für ein Amt, welches vor allem Selbstverleugnung und eine tiefe sittliche Grundlage erfordert?

Das, was hier nur kurz angedeutet worden, erkannte Pfarrer Galda mit vielen bessern Amtsgenossen, und beklagte es schmerzlich, aber er hielt es auch für eine Pflicht, zur Behebung jenes Uebels nach Kräften beizusteuern. Er unterstützte daher, soviel seine Kräfte es immer vermochten, solche junge Leute, welche Lust und Beruf zeigten, sich dem geistlichen Stande zu widmen.

Viele, welche als Arbeiter im Weinberge des Herrn wirkten, verdanken die Erreichung dieses Zieles ihm allein. Damit er aber auch nach seinem Tode noch für jenen edlen Zweck wirksam sei, hat er bereits noch bei Lebzeiten ein Kapital von 900 Rthln. angewiesen, dessen Zinsen in Zukunft stets einem Studierenden aus Benkowitz oder in Ermangelung dessen aus dem Rati-borer Archispresbyterate zufließen sollen.

Möchte sein Beispiel viele Nachahmer finden, denn die Ernte ist hier groß und der Arbeiter sind wenige!

Wer in seinem Leben sein ihm von Gott geschenktes Gut auf solche Zinsen anlegte, kann freilich nicht große Summen nach seinem Tode zu Werken der Wohlthätigkeit hinterlassen. — Dennoch hat er als einen Beweis, wie gern er Leidenden zu helfen bereit sei, ein Kapital von 50 Rthln. in seinem Testamente für das Kloster der barmherzigen Brüder in Pilchowitz legirt. Ueber alles lieb und werth war dem frommen Priester sein Gotteshaus. Sein Sinn für schöne symmetrische Formen duldete keinen störenden Gegenstand in demselben, und durch eine oft auf seine eigenen Kosten bewirkte Verschönerung durch Aufstellung einiger sehr schöner Gemälde u. s. w., setzte er diese freundliche Kirche in einen solchen Stand, daß man wohl selten in Oberschlesien eine so schöne, geschmackvoll eingerichtete und ihrem Zwecke so vollkommen entsprechende Kirche finden dürfte.

Blicken wir von seinem Leben und Wirken in seiner Gemeinde hinweg, und begleiten wir ihn in sein häusliches Leben, so finden wir bald die erfrischende Quelle, aus welcher jenes edle und fromme Streben entsprang und seine Nahrung sog. Obgleich in seiner Einnahme größtentheils auf die Bebauung des Ackers angewiesen, vergaß er doch nie, daß die ökonomischen Beschäftigungen für den Geistlichen stets eine Neben-Beschäftigung bleiben und nie zur Hauptsache werden dürfen. Jeden seiner Tage begann er nach Verrichtung seines Morgengebets mit der Verrichtung der kirchlichen Tageszeiten und mit der Darbringung des allerheiligsten Meßopfers. Erst nachdem er auf diese Weise den Anfang des Tages Gott geheiligt und sich Lust und Kraft von oben für seine Arbeit ersleht hatte, ging er an sein Tagewerk. Bald sehen wir ihn nun als freundlichen Rathgeber seiner Gemeindeglieder in geistlicher und leiblicher Noth, bald als Lehrer unter den Kleinen in der Schule, bald als Priester und Tröster am Krankenbette, bald auch wieder in der Anordnung seiner Feldwirthschaft. Diese Arbeiten wechselten mit der Lesung guter Bücher. Denn auch das darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß der ehrwürdige Geistliche, obschon im Greisenalter, dennoch bis zu seinem Tode nicht müde wurde, in seinem Berufe sich fortzubilden. Keine wichtige neue Erscheinung im Felde der theologischen Litteratur blieb ihm fremd, und

seine Belesenheit und seine genaue Bekanntschaft mit dem Besten und Tüchtigsten, was auf dem Boden der Kirche erblüht, war oft noch manchen jüngeren unter seinen Amtsbrüdern, die ihr Studium über der Beschäftigung mit andern Dingen vernachlässigten, ein stiller Vorwurf.

Durch dieses reiche thätige und vielbewegte Leben zog sich ein goldener Faden, auf den wir schon hindeuteten, aus welchem alle die herrlichen Thaten, wie aus ihrer Wurzel hervorstiegen. Es war das Gebet und die ernste religiöse Betrachtung, ohne die der Geistliche unmöglich das werden kann, was er soll. Die Lesung der Tagezeiten war ihm hierzu noch nicht ausreichend, sondern außer ihnen wurde täglich noch eine religiöse Meditation gehalten, oder eine kirchliche Litanei gebetet. Galda war wahrhaftig ein Mann des Gebets, und hierin haben wir den Grund zu jener Frömmigkeit zu suchen, die aus seinem ganzen Leben leuchtete, zu jener edlen Wohlthätigkeit für Arme, jener immer sich gleich bleibenden Bereitwilligkeit zu arbeiten und zu helfen, und jener alle Herzen gewinnenden Milde und Liebe, die allen seinen Amtsbrüdern so wohl that, wenn sie in seine Nähe kamen.

Das war das Leben eines Mannes, an dem Oberschlesien einen seiner tüchtigsten und frömmsten Geistlichen, seine Gemeinde ihren Hirten, ihren Rathgeber

und Helfer, die studirende Jugend ihren Wohlthäter, und seine Amtsbrüder einen theuren als Muster vorleuchtenden und von allen innig verehrten Freund und Mitbruder verloren haben. Dürfte es noch befremden, wenn an seiner Gruft alle Erzpriester und Pfarrer in weiter Umgebung, 43 an der Zahl, sich versammelt hatten, und mit der verwaiseten Gemeinde den Tod eines Mannes beklagten, dessen Wirken noch so nöthig gewesen wäre, in einer Zeit, in welcher so mancher ins Heiligthum gebrungene Miethling um eitler Ehre vor der Welt oder um einer fetten Pfründe willen sein Gewissen und seine kirchlichen Pflichten verlegt, und es daher um so mehr der treuen Kämpfer für das Reich Christi sehr bedarf.

Anton Münzer.

(1768—1838.)

Ein schöner und edler Charakter, glücklich, und Andere beglückend! Dies ist der Eindruck, den das nachstehende Lebensbild auf uns ausübt.

Anton Münzer wurde geboren zu Breslau den 30. April 1768. Er war der älteste Sohn armer, aber tugendhafter und gottesfürchtiger Eltern. Frühzeitig wurde er zur Frömmigkeit angehalten, und von seinem Vater, einem Handwerker, ganz gegen die Gewohnheit

der damaligen Zeit, zeitig zur Schule geschickt. Jedesmal nach beendigter Schule wiederholte der Vater die Lektion mit seinem Sohne und sprach oft gegen die Mutter den Wunsch aus: „Wenn doch unsere Kinder mehr lernten, als ich gelernt habe, und Gott hülfte, daß sie sich einst nicht so mühsam und kummervoll wie wir das tägliche Brot erwerben dürften.“ Leider verlor der Knabe, erst sieben Jahre alt, seinen Vater, und es blieb seine und noch drei jüngerer Geschwister Erziehung nur allein das Werk der treuen und unermüdeten Mutter, welche es auch mit der rühmlichsten Aufopferung, Liebe und Ausdauer ausführte, oft unter dem drückendsten Kummer und den nagendsten Sorgen.

Der heranwachsende Knabe wurde auf das katholische Gymnasium seiner Vaterstadt gebracht, woselbst er sich durch Talente, den rühmlichsten Fleiß, und die beste sittliche Führung auszeichnete und dadurch sich die Liebe seiner Lehrer und Mitschüler im hohen Grade erwarb. Ausgerüstet mit den nöthigen Vorkenntnissen, widmete er sich auf der Universität zu Breslau den theologischen Studien. Im Jahre 1791 wurde er zum Priester geweiht. Er erhielt die Stelle als Kaplan zu Blumenau bei Jauer. Nach wenigen Jahren wurde er zum Pfarrer daselbst und bald darauf von seiner hohen geistlichen Behörde zum Erzpriester des Vollenhainer Archipresbyterats und später zum Mitgliede der

Prüfungs-Kommission des Pfarr-Concurs-Examens ernannt.

Und hier in Blumenau war es, wo er durch beinahe ein halbes Jahrhundert die schönste Saat des Guten ausstreute. Er wirkte 47 Jahre als ein erleuchteter, frommer, unermüdllich thätiger Priester in seiner Gemeinde. Den Verstand seiner Pflegebefohlenen mit dem göttlichen Lichte des Evangeliums zu erleuchten und ihr Herz zu veredeln, war sein Bemühen bis zum letzten Hauche seines Lebens. — Einen Beweis seines unermüdllichen Fleißes als Lehrer des Evangeliums liefern 47 Jahrgänge ausgearbeiteter Predigten. Sie zeichnen sich durch ihren biblisch einfachen Sinn, durch Reichthum an Belehrung und häufige Ueberraschung der erhabensten Gedanken und schönsten Bilder in einer ungesuchten und sanft dahinfließenden Sprache aus und erinnern unwillkürlich an den frommen, fleißigen Winkelhofer. Besonders schön verstand Münzer jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, jedes auffallende Ereigniß, es mochte sich in seiner Gemeinde, oder in der Nachbarschaft, oder überhaupt in der Welt zugetragen haben, zu benützen, um die Seinen zu belehren, sie auf die Wege der göttlichen Vorsehung aufmerksam zu machen, und ihre Blicke vom Irdischen zum Himmlischen zu wenden. Davon zeugen seine vielen Gelegenheitsreden, die er hinterlassen, von denen einige wahrhaft musterhaft zu

nennen sind, und auch von dem ernstesten Manne, wegen ihrer sanft überzeugenden Ueberredungskraft und der innigen Gefühle und herzlichen Liebe, mit welcher sie vom Herzen zum Herzen dringen, ohne Rührung nicht gelesen werden können.

Aber nicht nur als eifriger und erleuchteter Lehrer des Christenthums stand er da. Er ward auch dadurch ein Wohlthäter seiner Gemeinde, daß er überall mit lebendigem Geiste und reger Kraft das Gute ergriff, wo er es fand, und von welcher Seite es immer herkommen mochte. Er war einer der ersten mit, der in unserer Provinz in seiner Gemeinde eine Industrie- und Baumschule errichtete, der durch unermüdlche Belehrung der Vaccination Eingang verschaffte, eine nicht unbedeutende Schul- und Lesebibliothek auf eigene Kosten anlegte, und zu deren Erhaltung auch ein kleines Kapital legirte, nicht zu erwähnen der vielen Schulbücher, die er an arme Schulkinder, und der vielen Gebet- und Erbauungsbücher, die er zum Nutzen Einzelner und ganzer Familien verschenkte.

Doch nicht nur Lehrer seiner Gemeinde war er; er war ihr auch im wahren Sinne des Wortes ein Seelsorger: ein Freund der Sünder, ein Vater der Armen, ein Tröster der Verlassenen. Nach dem Beispiele Jesu scheute er weder Mühe noch Beschwerde, weder unhöfliches Zurückstoßen noch liebloses Urtheil, wenn

es die Belehrung einer unsterblichen Menschenseele galt. Wo sich ein Schaf seiner Heerde verirrt hatte, ging er nach und suchte es auf; gewann er es nicht durch sanfte Belehrung, da bemühte er sich, das Herz des Verirrten durch Wohlthaten zu erweichen, und oft bereitete er sich und dem Himmel das herrliche Schauspiel: einen Menschen vom Verderben errettet zu haben.

Münzer war ein freundlicher, heiterer und frommer Mann, der gerecht gegen Freund und Feind war, den Bedrängten stets mit Rath und That beistand, und mit voller Wahrheit: Ein Vater der Armen und Kranken genannt werden kann. Seine Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen und dort, wo seine Kräfte nicht hinreichten, wußte er durch seine Fürsprache zu helfen, die niemals vergeblich war, da man einem solchen liebevollen und freundlichen Fürsprecher, wie er war, nichts abschlagen konnte. Besonders mildthätig bewies er sich gegen die Kranken. Wo ein Leidender war, da war auch er zu finden mit Wort und That.

Unter allen Vorzügen aber, die ihn schmückten, unter allen Tugenden, die ihn zierten, war keine seiner Milde und Bescheidenheit gleich: — Vorzüge, die ihn zu einem der liebenswürdigsten Menschen machten und ihm die ungetheilte Achtung, selbst der entschiedensten Gegner seines Glaubens, erwarben. Unter allen Ständen, den höchsten wie den niedrigsten, zählte er zahlreiche Freunde,

und wo ist einer von Allen, die ihn kannten, der einmal in seinem gastlichen Hause Einklehr nahm, und nicht sagen mußte: So war er!

Noch verdient als eine der schönsten Blumen im Kranze seiner Tugenden erwähnt zu werden: Seine kindliche Pietät gegen seine schon längst verstorbenen Eltern. Seiner Mutter, die ihn und seine Geschwister so treu und mit so vielem Kummer erzogen und durch ihrer Hände Arbeit ernährt hatte, vergalt er mit der kindlichsten Liebe. Er nahm sie zu sich und pflegte sie, wie Augenzeugen versichern, mit der seltensten Liebe und mit so zarter Aufmerksamkeit, daß er Allen, die Gelegenheit hatten, ihn zu beobachten, die größte Hochachtung und Verehrung einflößte. Und nachdem sie gestorben war, schmückte er alle Jahre an ihrem Sterbetage ihr Grab mit frischen Blumen, hielt feierliche Requien für ihre Seelenruhe, und vertheilte reichliche Gaben unter die Armen. Durch eine fromme Stiftung hat er seiner Eltern Andenken auch noch nach seinem Tode in Blumenau verewigt.

Münzer war in seinem Leben vielfach von schweren Krankheiten heimgesucht. Besonders litt er an Kopf- und Gliedergicht, die ihn oft wochenlang ans Schmerzlager hestete. Aber nie haben die, welche ihn pflegten, wohl einen geduldigeren Kranken gesehen, als ihn. Wie in jedem Leiden, so war auch in der Krankheit das

Gebet sein Trost. Es war rührend anzusehen, wie der fromme Mann, wenn er zu schwer krank darniederlag, um durch Lesung sich zu erbauen, zu seinem Haupt den Rosenkranz hängend hatte, den er in einsamen Stunden betete.

Er besaß eine ungeheuchelte Frömmigkeit, er verstand das Beten ohne Unterlaß und übte im Verborgenen viele Selbstverleugnungen. Hiervon reden seine Tagebücher.

Wie in seinem Leben überhaupt der Schutz des Allmächtigen sichtbar über ihm wachte und auffallende Gebetserhörungen und besondere Segnungen des Himmels nicht selten waren, so verdient hier noch ein außerordentlicher Umstand seines Lebens angeführt zu werden.

Im Jahre 1833, zur selben Zeit, als er nach fünf Jahren starb, lag er an einer tödtlichen Krankheit darnieder. An demselben Tage, an dem er sich mit den heiligen Sterbesakramenten hatte versehen lassen, wandte er sich nach längerem Nachdenken mit gebrochener Stimme an seinen Bruder, der Arzt ist und an seinem Bette saß, und sprach: Du thust zwar Alles für mich, allein eine zu große Schwäche sagt mir, daß ich sterben werde; — nun wie Gott will! ich habe ja auch lange genug gelebt, obgleich ich sehr gern gewünscht hätte, wenn mich der Allmächtige noch fünf Jahre hätte leben lassen. Und Gott erfüllte ihm seinen Wunsch;

er lebte gerade noch fünf Jahre. Er ist diese letzten Lebensjahre auch gar nicht, wie oft früher, so schwer krank gewesen, und die wenigen Tage seiner letzten Krankheit waren mehr ein sanftes Dahinschlummern als Sterben; er schloß seine Augen in der Nacht vom 4. zum 5. April 1838 in einem Alter von fast 70 Jahren. Eine zahlreiche Menge aus allen Ständen von nahe und fern begleitete den im Leben so hochgeachteten und allgemein geliebten Mann zu seiner Ruhestätte. Seine irdische Hülle ruht unfern dem Kirchlein, das durch seine liebende Fürsorge zum schönsten der Umgegend, ja vielleicht zu einem der freundlichsten in Schlesiens gemacht wurde, gegenüber dem Fenster, an dem er durch 47 Jahre für seine Gemeinde gearbeitet und gebetet hat, und in deren Mitte er nun einer freudigen Auferstehung entgegen schlummert.

Joseph Müller.

(1771—1839.)

Joseph Müller wurde im Jahre 1771 den 2. Februar zu Ober-Glogau geboren. Seine Eltern gaben den begabten Knaben auf die Schule nach Leobschütz. Mit den besten Zeugnissen bezog er die Universität Breslau und widmete sich daselbst der Theologie. Nach Empfang der heiligen Weihen arbeitete er mit Liebe und Thätig-

keit in der Seelsorge durch mehrere Jahre, wobei er zugleich den Kreis seiner Kenntnisse in verschiedener Beziehung immer mehr zu erweitern sich bestrebte. Dies sein Streben blieb der geistlichen wie weltlichen Behörde nicht verborgen. Er wurde im Jahre 1802 aufgefordert, die Leitung des zu Oppeln errichteten, noch nicht lange bestehenden Schullehrer-Seminar zu übernehmen. Er fügte sich der Forderung, und auf sein Verlangen wurde das Seminar zu Oppeln nach Ober-Glogau verlegt. Alle seine Vorschläge zur Verbesserung desselben wurden genehmigt, und er arbeitete mit gewohnter Emsigkeit und Kraft als Lehrer und Direktor an der Anstalt; doch verhinderte ihn dies nicht, den Beschäftigungen in der Seelsorge nachzugehen; er fungirte zugleich an der dasigen Collegiat-Pfarrkirche als Curatus. So glücklich er sich nun auch in diesen Verhältnissen fühlte, und so viel Gutes auch für das allgemeine Beste in denselben durch ihn hätte hervorgebracht werden können, — so mußte er dennoch, durch Krankheiten hart mitgenommen, dieselben zum großen Leidwesen der Behörden nur zu schnell aufgeben, und er übernahm die Pfarrei zu Deutsch-Müllmen. Hier zeigte sich seine Liebenswürdigkeit in ihrer ganzen Größe. Er war ein treuer Hirt seiner ihm anvertrauten Heerde. — Er war ein Vater der Armen. — Mit herzlichster Freigebigkeit theilte er von dem Seinigen dem Dürftigen mit und

linderte nach Kräften die Noth des Bedrängten. — Er war ein Tröster der Betrübten. Mit Vertrauen erregender Theilnahme goß er in die von mannigfachen Leiden heimgesuchten Herzen der Betrübten Worte des aufmunterndsten Trostes, gestützt auf die erhebenden Verheißungen der heiligen Schrift. — Er war ein Lehrer der Unwissenden und Zweifelnden. Mit heiliger Ueberzeugung verkündigte er die Lehre des Himmels, die vorgetragen mit väterlicher Liebe, die Herzen des Unwissenden erleuchtete, und den Zweifelnden vom Irrthume befreite.

Und mehr noch fast als durch das lebendige Wort, das er seinen Pfarrkindern vortrug, predigte er zu ihren Herzen durch seinen makellosen Wandel. In jeder Beziehung war er ein auf den Leuchter gestelltes Licht, das den Strahl seiner Tugenden weithin verbreitete und die Herzen seiner Pfleglinge mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zog. Und unter diesen war es, wo er bei verschiedenen ihn mit den schmerzlichsten Empfindungen erfüllenden Anlässen sein grenzenloses Vertrauen auf die Alles zum Besten leitende göttliche Vorsehung, und seine demuthsvolle Ergebung in den heiligen Willen des Allmächtigen an den Tag legte. Ein verheerender Brand hatte alle seine Habseligkeiten, unter diesen eine bedeutende Bibliothek, vernichtet, und nichts rettete er als sein Leben und das Buch des Lebens, die heilige

Schrift. Und kaum hatte er die erste Zeit seiner Verarmung mit vielfachem Kummer durchgekämpft, kaum sah er sich im Stande, der drückend häuslichen Sorgen enthoben zu sehen, als ein anderes Uebel, das unser ganzes Vaterland überschwemmte, auch ihn heimsuchte.

Auch er hatte die Drangsale des Krieges empfunden, auch er hatte die Last des Feindes, und den mit ihr so vielfach verzweigten Druck erfahren. Da zeigte sich aber seine kräftige Ausdauer und sein kluges Benehmen gegen verschiedenes beständiges Ansinnen der Feinde, und er wurde dadurch oft ein treuer Beschützer seiner Pfarrgemeinde. Doch sollte diese nach den heftigsten Stürmen, in welchen er sie nicht verließ, ihres mit aller Treue sein Amt besorgenden Seelenhirten verlustig gehen. Es hatte dieser in der Ausübung seiner Amtspflichten sich einen Körperschaden zugezogen, der ihm ein längeres Verweilen auf seiner Pfarrei nicht gestattete. Er resignirte nach sechszehnjähriger Verwaltung auf seine Stelle und zog sich unter den deutlichsten Beweisen von Dankbarkeit und unter den herzlichsten Segenswünschen seiner geliebten Gemeinde in seine Vaterstadt Ober-Glogau zurück, wo er an der Collegiat-Pfarrkirche eine Fundatisten-Stelle von sehr mäßigem Jahresgehalt übernahm.

Obgleich er nun daselbst in stiller Zurückgezogenheit lebte, so war er der Menschheit doch noch nach ver-

schiedenen Seiten hin nützlich. Nach Möglichkeit, ob schon es seine Stellung ihm nicht zur Pflicht machte, arbeitete er im Beichtstuhle. Seine Wohnung stand jederzeit jedem offen, der seiner Belehrung, seines Rathes bedurfte. Mit der größten Bereitwilligkeit ertheilte er denselben.

Seine vielfachen Erfahrungen im Leben und seine Kenntnisse, deren Umfang er auch jetzt noch in seinen vorgerückten Jahren durch anhaltendes Studium mit regem Eifer zu erweitern sich bemühte, — und sein würdevolles Benehmen in allen Verhältnissen, erwarben ihm eine ungeheuchelte Achtung bei Allen, die ihn kannten und die ihn kennen lernten. — Wohl auch kannte eine Hochwürdige Geistliche Behörde seinen Werth und machte ihm mehrere sehr beehrende Anträge; doch seine Bescheidenheit ließ ihn keinen derselben annehmen.

Ob schon es in seinem Wunsche lag, in seiner Vaterstadt sein Haupt zur Ruhe zu legen, so sollte dies gleichwohl nicht geschehen. Einige Jahre vor seinem Tode hatte er in beständiger Krankheit zugebracht; als aber seine Kräfte derart abnahmen, daß er auch die kleinen Obliegenheiten, welche seine Stellung von ihm forderte, nicht verrichten konnte, resignirte er abermals und begab sich, nach fünfzehnjährigem Aufenthalte in Ober-Glogau, um die letzten Tage seines Lebens in der größten Abgeschiedenheit zuzubringen, nach Schmitsch, zu seinem Bruder, dem Schulen-Inspektor Johannes Müller.

Nur zwei Monate waren ihm hier zu leben gegönnt. Unter den qualvollsten Leiden sah er den Tag seiner Auflösung herannahen. So groß aber auch der Schmerz war, der seinen Körper durchwühlte, so blieb doch seine Seele ruhig und zeigte in den oft wiederholten Worten: „Wie Gott will!“ seine vollkommene Hingabe in den heil. Willen Gottes.

Johannes Joseph Drescher.

(1773—1847.)

Selbstlos bis zum äußersten zu sein, selbst auf die Gefahr hin, als Sonderling zu gelten, dabei aber stets ein schönes, erhabenes Werk im Auge zu behalten, das einst Tausenden vom reichsten Segen sein sollte, — das that Drescher, oder wie er sich schrieb Drescher.

Er war geboren den 11. Juni 1775 zu Grüssau-Hermisdorf als der Sohn des Tischlermeisters und Bürgers Joseph Drescher daselbst, und dessen Ehefrau Anna Maria geb. Neumann. Von fünf noch andere neun überlebenden Geschwister war er das älteste. Seine einzige Schwester lebte als Benedictiner-Jungfrau in Striegau. Seine gottesfürchtigen Eltern gaben ihn in die Elementarklosterschule des Ortes, und weil der Knabe Lust und Fähigkeiten zeigte, später auch auf das

Grüßauer Kloster-Gymnasium. Der talentvolle Jüngling wählte die Theologie zu seinem Studium und bezog die von den Mitgliedern des katholischen Schulen-Institutes (ehemals Jesuiten-Collegium) unter Leitung des Rektor Zephlicat stehenden Universität Breslau. Den 30. April 1798 wurde er in das Alumnat aufgenommen und empfing den 16. Oktober 1798 die Priesterweihe. Drescher wurde Kaplan in Kuttlau, Raumburg am Bober und Grünberg. Dann wirkte er als Pfarrer der vereinten Kirchen Liebenzig und Kontopp, wo er nach einem mühevollen Leben den 15. Mai 1847 zur ewigen Ruhe einging.

Hoffnungen konnten den neu anziehenden Pfarrer kaum erfüllen, im Gegentheil hätte ihn bange Besorgniß einnehmen müssen; aber der die Zeitverhältnisse schon gewöhnte und mit den Ortsverhältnissen schon von Kuttlau her bekannte Mann in seinen besten Jahren trat mit großem Gott- und Selbstvertrauen in seine Gemeinde ein. Gemeinde? Es fehlte wenig und er hätte eine solche gar nicht vorgefunden, und Pfarrer und Gemeinde zugleich vorstellen sollen, denn man muß bedenken, daß es eben die Kriegesjahre waren, in welche Pfarrer Drescher hinein kam und daß seit 1801 die Pfarrei nur administirt worden war. Zu dem Diöcesan-Schematismus von 1826 hat Pfarrer Drescher eingegeben: Pfarrei befaßt eine Stadt und 11 Dörfer und

befinden sich in derselben 13 ansäßige Wirthhe. Die Kirche zu Liebenzig besitzt 90 Thlr. 13 Sgr. 10 Denar und 200 Thlr. Fundationale, die Kirche zu Kontopp 144 Thlr. 20 Sgr. 3 Denar. Der Pfarrer bezieht an Einkommen in Summa 184 Thlr. Im Jahre 1827 zählt der Schematismus 190 Seelen, darunter 130 Kommunikanten.

Erwähnen und erwägen wir vorerst andere Beispiele von großer Armlichkeit einer großen Zahl von Pfarreien aus jener Zeit, namentlich in gemischten Orten, an der besonders noch die Kriegsereignisse Schuld waren und wir werden uns an Pfarrer Drescher so Manches sonst unerklärliche erklären. Ein Kaplan, als Priester fast Altersgenosse des Pfarrer Drescher, war genöthigt, Uhrmacher- und Buchbinder-Arbeit in die Hände zu nehmen, weil seine 30 Gulden jährlichen Gehaltes ihn nicht standesgemäß erhalten konnten, und er mußte als Pfarrer von 1811—1836 ein kümmerliches Leben führen, denn die schlesischen Pfarrer hatten große Summen von Kriegslasten zu ertragen. Pfarrer Michalka zu Prausnitz bei Jauer, dessen nahe Verwandte Verfasser persönlich sehr gut gekannt, saß am Spinnrocken, um leben zu können. Zuweilen besuchte er seinen Bruder, den Pfarrer von Bober-Märzdorf, um von dort eine brüderliche Unterstützung zu holen. Verfasser hörte als Knabe sehr oft von der großen Dürftigkeit dieses Mannes erzählen. In der That ist auch nach dessen Tode die

Pfarrei Prausnitz aufgelöst und mit Seichau vereinigt worden, weil es an Sustentations-Mitteln fehlte.

Beurtheilen wir demnach die hier kurz zu schildernde Lebens- und Handlungsweise des Pfarrer Drescher nach der Zeit, in welcher er lebte, und nach örtlichen Verhältnissen, in die er wie hinein gebannt schien.

Er kam wie in eine Wüste. Wie es ausgesehen um die bauliche Beschaffenheit der Kirchen-Pfarrei- und Widemuthsgebäude, um den Bestand der Feldwirthschaft auf den Pfarrei- und Küsterei-Grundstücken, läßt sich schon aus dem Umstande entnehmen, daß es in der Kirche in Liebenzig noch kurz vor dem Tode des Pfarrer Drescher an einer Orgel fehlte und mit Ausnahme eines kunstvollen alterthümlichen Klappaltars als Hauptaltar jeder Schmuck in der Ausstattung vermißt wurde, daß es ein Schul- bezw. Glöcknerhaus lange Zeit gar nicht gab. Vom Pfarrhause und dem Gehöfte in Liebenzig machen Geistliche, welche Verfasser in Gesellschaft davon sprechen hörte und die es in den Jahren 1830 und 1841 gesehen, eine schauerliche Beschreibung.

Die wenigen Gemeindeglieder, die er bei seinem Einzuge antraf, waren arm und weitum zerstreut. Er mußte sich eigentlich eine Gemeinde erst schaffen. Es fehlte gänzlich an einem Kirchen-Personale. Es scheint sogar, daß nicht einmal Kirchväter bezw. Gemeindevertreter angestellt waren, die dem Pfarrer beim Altare hätten

bedienen, und bei der Verwaltung des Kirchenvermögens zur Seite stehen können. Pfarrer Drescher, so wurde von Männern erzählt, die davon entschieden wissen konnten, — mußte Pfarrer, Schullehrer, Cantor, Glöckner, Sakristan, Ministrant, das alles in seiner eigenen Person sein. Er besaß aber die glückliche Gabe und nothwendige Geduld, diese Aufgabe zu lösen. Zunächst suchte er die wenigen Schäflein auf und in der Kirche um sich zu sammeln. Mochte er das nun für geeignet finden. — Andere haben andere Ansichten — kurz, er redete mit ihnen in der gebräuchlichen Sprache, von der er sich auch in der Predigt, wenn man eine einfache aber herzliche und gleichwohl eindringliche religiöse Ansprache so nennen darf, wenig entfernte. Diese Weise mit dem Volke umzugehen, gewann ihm allgemeines Zutrauen. Indesß ging er nicht unvorbereitet auf die Kanzel. Der zweite nach ihm folgende Administrator fand noch eine Menge ausgearbeiteter oder auch nur skizzirter Predigten aus früherer Zeit von ihm vor. In seinem Alter nahmen seine Vorträge mehr den Charakter von Homilien und lose zusammenhängenden Exhorten an.

Den sonn- und festtäglichen Gottesdienst konnte und wollte der eifrige und gewissenhafte Seelsorger nicht mit einer stillen heil. Messe abthun. Er wußte sich zu helfen. Er suchte zunächst die wenigen Kirchfinder im Gesange zu unterrichten und in die kirchlichen Responsorien ein-

zuüben. Sein musikalisches Talent und seine gute Stimme kamen ihm dabei zu Gute; denn er spielte vorzüglich Violine, geläufig Klavier und Orgel. Violine und Klavier waren auch die einzigen Schätze, welche er außer Büchern besaß. Wenn er nun persönlich selbst alle Vorbereitungen zum Gottesdienst getroffen, d. i. eingeläutet, die Kerzen angeleuchtet u. s. w. und an den Altar getreten, betete er das Staffelsgebet, was die zunächst Sitzenden beantworteten. Einen Ministranten hat er sich erst später ausgebildet. Dann intonirte er den entsprechenden Messgesang, den dann die Gemeinde mit dem Celebranten fortsetzte. Weil oder wann es an einem Altarknaben fehlte, hatte er die Vorbereitung getroffen, das Zeichen zu den heiligen Geheimnissen zu geben. Solche Thätigkeit, wie sie in Missionen unter den Ungläubigen allerdings in noch höherem Grade zu Tage tritt, trug in den Gemeindegliedern auch nach außen ihre Frucht. Sie konnten den ärmlichen Befund ihres Gotteshauses nicht mehr länger ohne innere Betrübniß ansehen. Sie brachten freiwillig und nach Kräften Opfer zum Schmucke der Kirche und des Altars. Kurz vor dem Ableben des Pfarrers Drescher kam die Kirche zu Liebenzig auch in Besitz einer Orgel; das Geld dazu schickte aus Breslau das Fürstbischöfliche Amt, und damit die Freude vollkommen werde, wurde auch ein Lehrer und Kirchendiener angestellt.

Stand es so traurig um die kirchlichen Verhältnisse, so noch jämmerlicher um die Schule. Es fehlte an Mitteln, einen Lehrer bezw. Kirchendiener zu unterhalten und an einem Hause, darin er hätte wohnen können. Gab es auch etwa eines in Liebenzig, so war es entschieden nur Ruine; in Kontopp war auch nicht einmal diese vorhanden. Wohl besaßen beide Stellen je ein kleines Grundstück, das jedes 1846 nur 15 Thaler Pacht einbrachte, früher wohl kaum die Hälfte. Die wenigen schulpflichtigen Kinder — vielleicht nur 10 oder wohl noch weniger — besuchten die evangelischen Ortsschulen und empfingen nur einen sehr nothdürftigen Beichtunterricht. Pfarrer Drescher trat sobald wie möglich ins Mittel. Er versammelte diese Kleinen in seinem Hause, in die einzige darin befindliche, für ihn bestimmte, eben so räumlich beschränkte als nur nothdürftigst ausgestattete Stube, und unterrichtete sie in den damals üblichen Elementarien und in der Religion. Es scheint, man ist höheren Ortes erst nach einer Reihe von Jahren auf diese Veranstaltung aufmerksam geworden. Der betreffende Schuleninspector, Pfarrer Jammer von Neustädte! erzählte dem Verfasser: „Es war meine erste Visitationsreise. Von der Schule in Liebenzig hatte ich nicht viel erwartet. Pfarrer Drescher schien betroffen zu sein. Nachdem ich ihn beruhigt hatte, beruhigte auch er in seiner ihm eigenthümlichen Manier

die ebenfalls betroffenen paar Schüler. Der Pfarrer nahm nun die mit nur zwei oder drei Saiten bespannte Violine à la Paganini von der fahlen Wand. Ich lachte in meinem Innern. Als aber der ehrwürdige Greis in die Saiten griff, konnte ich nur staunen über die Fertigkeit dieses Mannes im Spiele und die Sicherheit seiner Stimme, wie über die Leistungen der Kinder im Gesange und den elementaren Schul-Anforderungen mich befriedigend aussprechen."

AllerWahrscheinlichkeit nach haben mit der kanonischen Visitation von 1842 die Vorkehrungen angefangen, eine geregelte Schule zu gründen und mag wohl schon damals Pfarrer Drescher seine Willensmeinung dem Weihbischof Latuffet zu erkennen gegeben haben. Die Ausführung zog sich noch einige Jahre hin. Erst den 20. October 1846 erhielt der Adjutant Johann Alamt zu Polkwitz von dem Fürstbischöfl. General-Vikariate zu Breslau den Auftrag, den Unterricht der kath. Kinder in der neu zu begründenden Schule zu Liebenzig und die Küster- und Organisten-Stelle bei der Kirche daselbst einstweilen provisorisch zu übernehmen, bis die ganze Angelegenheit völlig geordnet sein würde. Einstweilen wurde ein Lokal gemiethet, bestehend nur aus Stube und Alfove und bezog dieses der nunmehr seit undenklicher Zeit wieder erste katholische Lehrer den 11. November 1846. So begann der Unterricht in der

neuen Schule mit zwanzig Kindern. Wohl drängte die gute Sache, auch ein eigenes Schul- resp. Rükster-Haus zu beschaffen, aber neue Hindernisse traten dazwischen. Erst Ende 1849 oder zu Anfange 1850 wurde auf Anordnung des Cardinal Fürstbischöf v. Diepenbrock durch den Erzpriester Kurz in Schlawa ein Privathaus angekauft und zu einem Schul- und Rüksterhaus eingerichtet.

Die zur Wohnungs-Miethe und Beföstigung des Lehrers sowie das zum Anbau eines eignen Hauses und dessen zweckmäßigen Einrichtung benöthigten Geldmittel gingen von Breslau ein, und auch hier wieder mehr als wahrscheinlich auf einem gewissen Umwege; denn der Nefse des Pfarrer Drescher hörte von seinem Vetter Ignaz, daß Pfarrer Drescher die Schule in Liebenzig gestiftet habe. Diese Annahme haben auch zeitgenössische Geistliche auf Grund gegenseitiger und sicherer Erkundigungen festgehalten. Der Stifter hat das nöthige Geld bei Lebzeiten in die Hände des Hochw. Oberhirten mit der Angabe des Zweckes gelegt. Er wollte im Stillen wirken. Hat sich diese Stiftung ganz in die Verborgenheit zurückgezogen, so daß sie fast bezweifelt wird, so steht eine zweite unbezweifelt fest, und stellt die erstere um so sicherer. Drescher deponirte an derselben Stelle zwanzigtausend Thaler mit der Intention, daß dieselben einer Stiftung

von barmherzigen Brüdern in Niederschlesien zu Gute kommen sollen. Dieser Wunsch ist in dem Kloster zu Steinau a. O. verwirklicht worden. Der Wohlthäter hinterließ bei seinem Ableben noch fünftausend Thaler. Diese wurden, weil ein Testament nicht vorlag, unter sieben blutsverwandte Erben vertheilt.

Wir haben nun noch in Kürze auf eine Schilderung der Person und die Lebensweise dieses vielfach außerordentlichen Mannes einzugehen. Pfarrer Drescher war von entschiedenem Talent, das leider die Ungunst der Zeit niedergehalten hat. Die noch kurz vor seinem Ableben mit ihm zusammenkamen und zusammenwirkten, wissen, daß er eine philosophische Natur war, in jüngeren Jahren sich besonders mit Musik, Naturkunde und Sprachwissenschaften beschäftigte. Waren seine Predigten in seiner letzten Lebensperiode allerdings nur in ortsüblichem Tone gehaltene, kurze Erklärungen der sonntags und festtäglichen Evangelien-Abschnitte und im Anschluß daran Ermahnungen an die Zuhörer, so bewiesen noch vorgefundene schriftliche Predigtaufsätze, daß er einstens des Wortes mächtig gewesen. Was die Musik betrifft, führten wir eine Art Prüfungs-Zeugniß an. Kann man etwa verlangen, daß Drescher in seiner Abgeschiedenheit, ohne materielle Mittel zu einer wissenschaftlichen Berühmtheit sich hätte emporarbeiten sollen?

Verhältnisse machen den Menschen. Diesen, wie wir sie zum Theil auch urkundlich dargelegt, haben wir es zuzuschreiben, daß Pfarrer Drescher verschlossen, und in sich gefehrt war und blieb, geneigt zum Mißtrauen und Theilnahmslosigkeit Anderen gegenüber. Er war ein Sonderling, das läßt sich auf keine Weise bestreiten, daraus ist sein Benehmen im Umgange zu erklären, wenn auch nicht zu entschuldigen. So sagt man auch von ihm, daß er mit nachsichtsloser Strenge auf seine Forderungen, auch die kleinsten bestanden habe, und sein Haus unter dem Deckmantel der Aermlichkeit vor Ansprüchen der Gastfreundschaft und Armuth zu schützen verstanden, und man sich über der Thürspalte des verfallenen Pfarrhauses unter Verletzung der Komma zu denken gehabt:

„Patens esto, nulli claudaris amico.“

Dabei war es allgemein bekannt, daß er sein geistliches und priesterliches Amt gewissenhaft verwaltete.

Drescher besaß ein vorzüglich gutes Gedächtniß, es war nach der einen Seite hin so zu sagen, eine lebendige Pfarrmatrikel und Pfarregistratur. Das verleitete ihn zum Glauben, es sei gesichert, was er im Gedächtniß bewahrte, auch wichtige Momente nicht schriftlich einzutragen. So soll denn der Aktenschränk, so weit er seine Amtszeit befaßt, sehr mangelhaft ausgestattet sein.

Die in den ersten Jahren kaum glaublich geringen Bezüge aus der Pfarrei gewährten dem Pfarrer ein nur sehr kümmerliches Auskommen. Pfarrer Drescher wußte sich aber auch wie nicht viele andere, darein zu finden. Er lebte, wie er wohnte, nicht anders als einer der ärmsten Inwohner der Pfarrei. Schwarzes Brod mit Weichkäse, Salzkartoffeln, Mehl oder Wassertsuppe, und wenn er sich einmal etwas anthun wollte, abgestandenes Bier oder saure Buttermilch bildeten ständig seine Kost. Ein Geistlicher wollte einmal seinen Studienfreund besuchen. Eingetreten mit einem anderen Herrn, fand er denselben auf einem gebrechlichen Stuhle, auf den Knien ein altes Kasseroll mit einem alten Blechlöffel. Er schöpfte daraus einen dicken Brei. Er schien über den Besuch nicht sehr erfreut, suchte jedoch aus einem Winkel eine Flasche hervor, um seine Gäste zu bewillkommen. Allein der Wein war umgestanden und untrinkbar.

Von dieser kargen Lebensweise wich Pfarrer Drescher auch nicht ab, wenn er zu den jährlichen Conventen oder zu einem amtlichen Termine zu erscheinen, oder auf die Filiale zu gehen hatte. Natürlich unternahm er diese Wege nur zu Fuß, eingehüllt in einen Mantel, der und eine Reverende seine ganze Garderobe ausmachte. In der Manteltasche barg er ein Stück Brod mit Hartkäse, das er unterwegs verzehrte, denn er soll

nirgends eine gastliche Bewirthung angenommen haben. Andere als amtliche Reisen hat er niemals gemacht, und so lange er Pfarrer gewesen, soll er niemals über Nacht außer seinem Hause bezw. außer der Pfarrei geblieben sein; hat er doch seit seiner Primiz-Feier einen Geburtsort und sein Vaterhaus nie mehr wieder-gesehen.

Wie, fragen wir zum Schluß, brachte dieser Sonderling, oder wie man sonst diesen Mann zu nennen beliebt, die Zeit zu, die er außer seiner seelsorgerlichen und pfarramtlichen Thätigkeit erübrigte? und da letztere nicht viel Zeit in Anspruch nahm, mußte ersterer ein größeres als gewöhnliches Maß zufallen. Pfarrer Drescher theilte seine Zeit, wenn auch nicht arithmetisch genau, in Gebet, musikalische und wissenschaftliche Beschäftigung und in Handarbeit. Er arbeitete. Und was denn? Er strickte in Seide: Strümpfe, Handschuhe und Geldbörsen. Hört! Hört! Und warum und wozu? Noth und Bedürfniß haben ihn anfänglich dazu bestimmt. Wir haben gehört von einem anderen Pfarrer, der spinnen mußte, um nothdürftig leben zu können. Er lebte sich in diese Lebensweise hinein, gefiel sich in ihr so ganz und gar, daß er dieselbe nicht mehr verließ, als er in Folge besserer Zeiten, eine andere hätte einschlagen können. Große Sparsamkeit, und das Geschick zu rechnen — und der Erwerb aus seinen Handarbeiten, die

damals gute Abnahme fanden, haben ihm das Vermögen eingebracht, dessen Verwendung dem Pfarrer Drescher zur höchsten Ehre gereicht. Hatte Pfarrer Drescher diese Absicht an und für sich schon, oder wurde er von außen her bestimmt, seine Ersparnisse in so gemeinnützer Weise zu verwenden; so dürfen wir wohl billiger urtheilen über das Benehmen dieses Mannes, als wir vielleicht geneigt sind. Oder wer wagt es, witzelnd und tadelnd über eine an sich nicht entwürdigende Beschäftigung herzufallen, der ein edler Zweck zu Grunde liegt? Ein anderer Pfarrer, der erst vor kurzem gestorben, fertigte in seinen Erholungsstunden und zu seinem Vergnügen Galanterie-Arbeiten in Pappe und Machée und machte damit Schulkindern und Freunden, jenen zu Prämien, diesen zum Andenken, so manche unschuldige Freude. Ein noch lebender Pfarrer sticht vortrefflich in Wolle, Seide und Perlen Fahnenbilder und Kirchengewänder für seine und andere arme Kirchen. Ein eigentümlicher, seltener Charakter war Drescher. Das Alter hatte ihn gebeugt, ein reichliches, silbergraues Haupthaar umgab sein Haupt, sein noch frisches Angesicht war eingefallen, eine feste und starke Stimme, scharfe Augen und ein feines Gehör waren ihm bis zum Tode geblieben.

Nichts für sich, Alles für Andere. Diesen schönen priesterlichen Grundsatz lernen wir von diesem ehrwürdigen Priestergerisse.

Johannes N. Günzel.

(1776—1835.)

In dem Charakter Günzel's treten Menschenfreundlichkeit und echt christliches Wohlwollen im Verbande mit einer seltenen Bescheidenheit bei der strengsten Berufstreue als die Hauptzüge hervor.

Günzel war geboren den 13. Mai 1776 in Glaz. Nachdem er auf dem dasigen Gymnasium die Vorstudien für die höhere wissenschaftliche Laufbahn mit gutem Erfolg vollendet hatte, bezog er die Leopoldina in Breslau, um sich zunächst dem Studium der Philosophie und darauf dem der Theologie und Philologie zu widmen. Diesen Entschluß, den er mit ganzer Seele bei einer regen wissenschaftlichen Thätigkeit verfolgte, sah er zu seiner Freude verwirklicht, als er, zum Priester geweiht, in den Kreis der Seinigen zurückkehrte, um noch einmal mit ihnen seine Vorliebe für das Lehrfach in Betracht zu ziehen. Diese, weit entfernt, eine Neigung beschränken zu wollen, die ihm reiche Gelegenheit bot, in vielfacher Beziehung segensreich zu wirken, genehmigten gern eine Absicht, welche nicht Wankelmuth, sondern eine besondere Vorliebe veranlaßt hatte. So trat Günzel als Erzieher in das Haus des Baron von Henneberg auf Willäusche bei Dttmachau, und aus diesem in das des Landesältesten von Rochov

auf Rauer bei Groß-Glogau. Mit diesem Hause blieb er bis zur Stunde seines Hinscheidens auf das innigste befreundet. Nur mit Schmerz trennte er sich, als hier sein Wirkungskreis geschlossen war und da er als Kaplan nach Kengersdorf in der Grafschaft Glatz abging. Dieser Schmerz ergriff um so mehr sein edles und zartes Herz, als er eben nicht daran denken konnte, je wieder in die Nähe derer zurückzukehren, deren Vertrauen, Güte und Liebe er sich für sein ganzes Leben verpflichtet glaubte. Doch dieser Schmerz war kurz, denn schon 1809 den 29. Januar wurde er wieder in ihre Nähe geführt, da er von der hohen Provinzial-Schulbehörde aus Kengersdorf abgerufen und als ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Groß-Glogau angestellt wurde. Hier wirkte er als Lehrer der französischen Sprache, der Geschichte, Geographie und Physik 26 Jahre mit Eifer, Umsicht und Liebe zum Segen für viele, die Zöglinge dieser Anstalt waren. Ein einfacher, aber klarer und bündiger Vortrag, eine glückliche Vertheilung des Stoffes, um weder zu viel noch zu wenig zu thun, eine seltene Geduld und Ausdauer, auch dem Schwachen nachzuhelfen, eine Strenge, die niemals Härte, und eine Liebe die nie Schwachheit war, Eifer und Liebe für Alles, was er lehrte, dabei eine nie ermüdende Thätigkeit, seine Vorträge durch praktische Versuche und Beweise nützlich für das Leben zu machen, wobei ihm seine Kenntnisse

in der Mechanik und seine persönliche Geschicklichkeit, die durch eine vieljährige Uebung bis zur Fertigkeit gediehen war, trefflich zu Statten kamen: das waren seine Vorzüge als Lehrer.

Ob schon er für die Schule mit ganzer Seele lebte, da sie sein nächster Beruf war, so vergaß er dabei keineswegs die Pflichten, die er als Christ und Priester zu erfüllen hatte. Als Christ heiligte er die Tage seiner gewissenhaften Thätigkeit in den Morgen- und Abend-Stunden, besonders wenn er in der Betrachtung des gestirnten Himmels die Größe, die Macht und die Herrlichkeit und Weisheit des Gottes wiederfand, den die Bibel ihn lehrte; und als Priester war er stets eifrig im Dienste des Altars, Gott zu dienen, Gott zur Ehre, zur Erbauung für sich selbst und zur Erbauung für viele, die bei dem Drange ihrer Geschäfte durch ihn eine Gelegenheit mehr fanden, zur Stunde, wo sie noch die meiste Muße hatten, die Andacht ihres Herzens befriedigen zu können. Daher aber auch die allgemeine Theilnahme, die sich bei seinem am 11. Juli 1835 erfolgten Tode in der offensten Weise aussprach, besonders bei denen, die er in ihrem Amte in der Stadt und auf dem Lande mit einer seltenen Bereitwilligkeit bis auf die letzten Tage seines Lebens unterstützt und vertreten hatte, verzichtend auf die eigene Bequemlichkeit, wenn er sich einigen gefällig beweisen und mehreren nützlich machen konnte.

An Günzel verlor das Gymnasium einen wackeren Lehrer und diese einen biederen Kollegen, die Schüler einen tüchtigen und liebevollen Lehrer.

Carl Gromann.

(1783—1815.)

Gromann war zu Ratibor den 25. Januar 1783 geboren. Da er seinen Vater, welcher dort Stadtmusicus war, in seiner Kindheit verlor und dieser ihm nur wenig hinterließ, so war seine Lage schon in der frühesten Jugend nicht die glücklichste.

Der begabte Knabe zeigte bald in der Schule ausgezeichnete Talente. Sein Vetter, der als Prior des Cisterzienserklosters zu Himmelwitz verstorbene P. Lucas Themel hiervon unterrichtet, nahm sich, von dem rühmlichen Geiste unserer frommen Vorfahren beseelt, talentvollen Knaben zu ihrer weiteren Ausbildung behülflich zu sein, des jungen Gromann an, brachte ihn auf das Gymnasium in Himmelwitz und verschaffte ihm daselbst freie Kost. Mit dem glücklichsten Erfolge begann er dort seine Studien.

Nach einigen Jahren ging er mit nicht geringem Kummer wegen seines Aus- und Fortkommens auf die Universität zu Breslau, fand aber auch dort durch wohl-

thätige Menschenfreunde den nöthigen Unterhalt und zugleich, was in Betracht seiner Geistesbildung von großem Einfluß war, die damals noch seltenere Gelegenheit, öffentliche und Privatbibliotheken zu besuchen.

Sowie die öffentlichen Vorlesungen, benutzte er auch die Bibliotheken mit großem Fleiße und erwarb sich in mehreren wissenschaftlichen Fächern Kenntnisse. Hierzu trug vieles bei; daß er nie ein Buch las, ohne sich zugleich daraus Auszüge zu machen, und seine eigenen Bemerkungen niederzuschreiben. Diese las er auch später öfters durch, prüfte, erweiterte und vervollkommnete sie.

So reiste er nach und nach zu dem Stande heran, den er gewählt hatte. Den 29. Oktober 1804 trat er in das Alumnat, den 9. Februar 1806 wurde er zum Priester ordinirt und dann als Kaplan in Tworkau bei Ratibor angestellt.

Man glaubte anfangs aus mehreren Gründen, daß Gromann für das Land weniger geeignet und daher in Tworkau nicht ganz an seiner Stelle sei; aber kaum waren einige Wochen verflossen und diese Besorgniß verschwand; denn man bemerkte an ihm eine eigene überwiegende Neigung, den Armen das Evangelium zu predigen. Ueberall sagte er, wächst zwar der Samen des Guten auf dem Boden des Geistes gesäet langsam, aber auf dem Lande doch gedeihlicher, wenigstens mit minderen Gefahren

des Verderbens. In dieser frohen Hoffnung trat er seine Stelle an, und seine Talente, Kenntnisse, sowie sein in alle Lagen und Verhältnisse sich fügender Charakter ließen in ihm bald einen mit vorzüglicher Einsicht wirkenden Seelsorger der Landgemeinden erblicken.

Er predigte populär, zugleich aber mit einer gewissen männlichen Gediegenheit. Bei dem Reichthum seiner Ideen benutzte er vom Anfange seiner Amtsführung an bis zum Ende derselben nie ein Predigtbuch. Alle seine Religionsvorträge waren das Eigenthum seines Geistes und Herzens, daher sprach er auch natürlich, mit Ausdruck und Gefühl. Was aber seine Predigten vorzüglich lehrreich, lichtvoll und anziehend machte, waren seine trefflichen Bilder und Gleichnisse, in denen man ihn beinahe unerschöpflich fand. Die geschickte Anwendung dieser Bilder und Gleichnisse war es auch, welche nebst seinen übrigen Lehrergaben die Schuljugend vorzüglich an ihn fesselte, und seinen Lehren soviel Eingang verschaffte.

Auch verdient seine weise und liebevolle Besorgung der Kranken erwähnt zu werden. Nie war er bloß ein leidiger Tröster derselben. Furchtlos nahte er sich jedem Krankenbette, half, wo er helfen konnte, und gab Rath, wo er sich zu rathen getraute. Bei der kümmerlichen Armuth, in welcher mit wenigen Ausnahmen die Twestauer Pfarrgemeinden leben, nahm er die Freund-

schaft der Aerzte in Anspruch, bezahlte die Medicin aus seinen eigenen sparsamen Einkünften und rettete so mehrere von dem sonst unvermeidlichen Tode.

Bei der Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, ließen ihm seine Amtsgeschäfte noch Zeit genug übrig, die er den Studien widmen konnte. Mit Eifer benutzte er dieselbe zu seiner weiteren Ausbildung. Außer den in die Pastoral-Theologie einschlagenden Wissenschaften, war es die vaterländische Geschichte, mit welcher er sich in Stunden der Muße am liebsten beschäftigte. Wenige vielleicht besaßen zu seiner Zeit von der Geschichte Oberschlesiens gründlichere Kenntnisse, als er. Alle Urkunden und Denkmäler, welche auf dieselbe Beziehung haben, hat er aufgesucht, und schon von der Zeit seiner Studien in Breslau an gesammelt. Später arbeitete er an einer Harmonie der vier Evangelien, und wir würden vielleicht ein sehr gelungenes Werk erhalten haben, wenn er es hätte beendigen können.

Am liebsten beschäftigte er sich mit literarischen Arbeiten während des Sommers. Als Freund der Natur hatte er sich bald nach seiner Ankunft in Tworkau auf einem vor der Pfarrei befindlichen, mit einer steinernen Statue des heil. Florian verzierten Hügel ein Gärtchen angelegt und dicht mit mannigfaltigen Blumen, Sträuchen und Bäumen bepflanzt. Hier war die vorzüglichste Stätte seiner Meditationen, hier war

es, wo er die meisten seiner Aufsätze entwarf. Dieses Gärtchen nannte er in späteren Jahren „den Barometer der steigenden Kultur von Tworkau“ indem ihm, obschon es nur leicht mit Dornästen umzäunt war, von den darin befindlichen vielartigen Blumen und Orangeriebäumchen mit Früchten nicht das mindeste verloren ging.

Seine Fähigkeiten und Kenntnisse, vereint mit einem weisen Amtseifer, erwarben ihm nicht nur in kurzer Zeit das Zutrauen der Pfarrkinder, sondern auch in einem hohen Grade die Liebe und Achtung des benachbarten Clerus, die durch seinen offenen, zugleich aber bescheidenen Charakter, durch seine geistreiche Unterhaltung und oft originellen Ideen nach und nach immer mehr verstärkt wurden.

Wenn daher wo immer die Nachricht verlautete: — Gromann kommt — so entfaltete sich auf dem Angesichte eines Jeden eine heitere Miene — und Jung und Alt empfing ihn mit einem frohen und herzlichen Willkommen.

So geliebt und geschätzt, von seinem guten Pfarrer, bei dem die Kapläne gern verweilen, geachtet, befand er sich auf seiner Station durch sieben Jahre sehr glücklich.

Fern war von ihm die Unruhe, mit welcher die Sucht nach Parochien manchen zu quälen pflegt, und wenn sich in ihm (was ein einzigesmal geschah) der

Wunsch nach einem Beneficium regte, so war es die Sorge für seine Mutter und den mit ihm es so wohlmeinenden alten Stiefvater, die er möglichst unterstützte und so gern noch mehr unterstützt hätte, welche solchen erzeugte.

Einer seiner vorzüglichsten Wünsche, den er öfters, vorzüglich aber, wenn von denen an manchen Orten zur Volksbildung getroffenen Anstalten gesprochen wurde, äußerte, war: näher und durch eigene Anschauung kennen zu lernen, wie man anderwärts — im Auslande — den Volksunterricht betreibt, um das liebe Volk vorwärts zu bringen.

Ja (pflegte er zu sagen) man meldet uns freilich aus diesem und jenem Lande manche Anstalten und Verbesserungen, aber meistens nur das Extraordinaire, Ungewöhnliche. Das Gewöhnliche, das Allgemeine ist indessen für uns das Wichtigste, denn dies ist das Ausführbarste.

Diese Wißbegierde und vielleicht auch der Tod seines innig geliebten Freundes, des Kaplan Paul Kuczera in Benkowitz, durch dessen Verlust er sich etwas verödet fühlte und dem er noch zwei Wochen vor seinem eigenen Tode, so viele Thränen auf sein Grab nachweinte, bewogen ihn, den ihm angetragenen Posten eines Feldkaplan bei dem Kaiserlich-Oesterreichischen Regiment Colloredo auf drei Jahre anzunehmen.

Da er die Mißbilligung dieses Schrittes von Seiten seiner Freunde befürchtete, theilte er ihnen seinen Entschluß erst dann mit, als er diesen Posten bereits angenommen, und die Erlaubniß der höchsten Landes- und geistlichen Behörden hierzu nachgesucht hatte.

In den letzten Tagen des Monat Januar 1813 ging er zu dieser neuen Bestimmung mit dem frohen Ausruf ab: man hat bereits naturhistorische, mineralogische, geographische und antiquarische Reisen unternommen, aber keine ist mir noch bekannt in geistlicher Hinsicht. Diese will ich unternehmen und ich glaube, daß ich mit nützlichen Nachrichten und Erfahrungen zurückkehren werde. Als er in Teschen, seinem ersten Bestimmungsorte angekommen war, fand er schon die Ordre, seinem Regimente, das bereits nach Galizien abmarschirt war, unverzüglich nachzufolgen.

Dort fand sein Forschungsgeist bald reichhaltigen Stoff zu seinen Zwecken. Die Landesverfassung, die Bildung des Landvolks, der National-Charakter, die Schuleinrichtungen, die Kirchenzucht, der griechische Gottesdienst sowohl der Uniten als der Disuniten waren hier der vorzügliche Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Doch übersah er auch nicht die Naturseltenheiten, er besuchte die unterirdische Welt von Wieliczka und Bochnia.

Bei der Veränderung, die damals in den äußeren politischen Verhältnissen eintrat, wurde das Regiment,

bei welchem Gromann angestellt war, nach Böhmen beordert. Auf dem Marsche nach dem neuen Bestimmungsorte durch den schönsten Theil Mährens und Böhmens hatte er die Freude, einige gute Normal-schulen kennen zu lernen. Unweit Königgrätz machte das Regiment Halt.

Von hier hätte ihn sein Patriotismus beinahe wieder in sein Vaterland zurückgeführt. Das Oesterreichische Cabinet hatte sich noch nicht erklärt, mit welchem der streitenden Theile es gemeinschaftliche Sache machen würde, und es fehlte nicht an Vermuthungen, daß es sich an Frankreich anschließen dürfte. Gromann hat daher um Abschied, mit der Erklärung, daß er nie gegen die Sache seines Vaterlandes dienen würde. Nur durch vieles Zureden ließ er sich von dem Offizier-Corps seines Regiments, dessen Liebe er sich erworben hatte, bewegen, noch durch drei Wochen den Entschluß Oesterreichs abzuwarten und dann seine Maßregeln unabänderlich zu nehmen.

Allein schon in den ersten acht Tagen wurde der Beitritt Oesterreichs zu den Allirten verkündet. Froh war nun Gromann seinen Zweck noch weiter verfolgen zu können. Seine Unererschrockenheit und Menschenliebe führten ihn mit in die Schlachten von Culm und Leipzig. — Theils um den Muth der Soldaten durch eigenes Beispiel zu erhöhen, theils auch um, wo es

nöthig war, schleunige Hülfe leisten zu können, erschien er in denselben an der Spitze seines Regiments.

Am glänzendsten zeigte sich seine Furchtlosigkeit, seine Geistesgegenwart und sein Amtseifer an dem heißen Tage von St. Julien den 1. März 1814, wo das damals beinahe aus lauter Recruten bestehende Regiment, Colorado gegen einen sechsfach überlegenen Feind kämpfen mußte. Hier war es, wo Gromann, wie der österreichische Beobachter und mehrere Reichszeitungen meldeten, mitten unter dem wechselseitigen Kanonendonner hervortrat, und durch eine feierliche Fahnenweihe und Einsegnung zum Tode, die des Kriegs ungewohnte junge Mannschaft zur höchsten Tapferkeit entflamnte. Nachdem er diesen Zweck erreicht hatte, war sein von Menschenliebe durchdrungenes Herz nur mit der Sorge für die Verwundeten beschäftigt. Mitten unter dem Feuer der mit einander kämpfenden Truppen brachte er Wagen für die Blessirten auf den Verbandplatz und als er die Klagen der Aerzte über Mangel an Leinwand zu dem Verband hörte, gab er, der erste, sein Hemd und Schnupftuch hin und riß durch dieses edle Beispiel Andere zu gleicher That hin.

Diese seine Verdienste, und zwar besonders seine ausgezeichnete Sorgfalt für die Kranken und Verwundeten blieben nicht unerkannt.

Der gerechte Monarch, dem er damals diente, ließ

ihn nach der Rückkehr von Paris bei Ansicht des Regiments Colloredo zu sich hervorrufen, und verlieh ihm dann noch das goldene Kreuz an dem Maria Theresiens Ordensbande.

Während der entschlossene Feldprediger sich in seinem Amte so thätig bewies, suchte er sich zugleich fortdauernd als Volkserzieher neue Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln. Wo er immer auf seinem Marsche hinkam, besuchte er die Geistlichen jeder Confession, die Schulen und Kirchen und fand auf dem weiten Wege von Lemberg über Mähren, Böhmen, Sachsen und die Schweiz nach Lyon und Paris manches Achtungswürdige, aber auch manches Niederschlagende.

Die Liturgie, im weitesten Sinne des Wortes war ein vorzüglicher Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Genau forschte er überall den Varianten in derselben und ihrem Ursprunge nach, gab auf den eingeführten Volksgesang und seine Wirkung Acht. Im Badenschen wohnte er an mehreren Orten den in deutscher Sprache gehaltenen Messen bei.

Im September 1814 kehrte er in seine Garnison nach Teschen zurück. Bei dem zweimaligen Besuche, den er seiner Mutter und den in und um Ratibor lebenden Freunden machte, versprach er, daß er seine gemachten Erfahrungen nach dem Genuß einiger Ruhe ordnen, nach Ablauf seiner dreijährigen Dienstzeit zurückkehren

und die Früchte seiner Reise auf heimischen Boden übertragen wollte.

Allein die höchste Weisheit, deren Wege dem Menschenauge unerforschlich sind, hatte es anders beschlossen. Er wurde im December 1814 unapflich, seine Krankheit nahm, wahrscheinlich in Folge seiner Kraftanstrengung während des mühsamen Feldzuges zu, bis er endlich nach einer achttägigen Niederlage den 12. Januar 1815 in einem Alter von 32 Jahren in seiner Garnison zu Teschen sein thätiges Leben an einem Nervenfieber endigte.

Er fand sein Grab auf dem Kirchhofe zu Teschen, dessen Stelle für ihn als einem Freunde der Natur von dem Offizier-Corps seines Regiments unter dem Schatten einer Linde ausgesucht wurde.

Vincenz Krainski.

(1786—1882.)

„Wir haben die Last und die Hitze des Tages getragen.“

So konnte mit Recht der Redner am Grabe Krainski's sagen, denn er stand an dem Grabe eines Mannes, der nicht einen Tag und nicht ein Jahr nur, sondern 9 Jahrzehnte und 6 Jahre darüber dem

Dienste Gottes und der Liebe zu den Mitmenschen gewidmet hat.

Opferwillige Nächstenliebe — das war der Grundzug seines Charakters, das Prinzip seines Lebens und Wirkens, seines Strebens und Handelns — nicht damals erst, als er in dem hohen Alter von 60 Jahren die Sehnsucht seines Herzens erfüllt sah und in Rom zum Priester geweiht wurde, sondern von Jugend auf war er von dem glühenden Verlangen beseelt, die Menschen glücklich zu sehen. Zwei Fragen beschäftigten ihn in den verschiedenartigsten Stellungen und Aemtern, welche er bei seinem vielbewegten und thatenreichen Leben bekleidete als Richter und Rechtsanwalt, als Organisator und Inspektor der Schulen in Polen, in Frankreich, in Baden und in Württemberg durch ein halbes Jahrhundert. Es sind dies die inhaltschweren Fragen: Warum sind die Menschen so unglücklich? und: Wodurch können sie glücklich werden?

Und der edle Menschenfreund suchte die Quelle des Heils zunächst in den Wissenschaften, in der Mathematik, der Jurisprudenz und dem philosophischen System — aber er fand sie nicht.

Der eifrige Forscher vergaß, daß hierzu die Wissenschaft allein nicht hinreicht, wenn nicht der Lebenswandel gebessert wird, daß die Gelehrsamkeit allein das Herz kalt und trocken läßt, daß der Hohepriester des Alten

Bundes nicht nur das Urim, die Erkenntniß, sondern auch das Tummim, die Vollkommenheit trug; daß Christus, der Hohepriester in Ewigkeit, erklärt, ihr seid das Licht der Welt, aber auch das Salz der Erde. Der Gelehrte gedachte nicht des Wortes des heil. Thomas von Kempis: *Non culpanda scientia, sed praeferenda est bona conscientia*, die Wissenschaft ist nicht zu tadeln, aber ein gutes Gewissen ist vorzuziehen. Wollen wir deßhalb ihm einen Vorwurf machen? müssen wir nicht vielmehr sein Ringen und Streben anerkennen?

Gott selbst hat es anerkannt und ihm nach jahrelangem, mühevollen, rastlosen Forſchen die Quelle des Heils gezeigt: der geoffenbarte Glaube und das kindliche Vertrauen auf die Weisheit Gottes.

In dieser glaubensvollen Ueberzeugung wallfahrtete er nach Rom, wurde daselbst am 28. März 1846 zum Priester geweiht und zog 1848 im Alter von 62 Jahren nach Breslau, um durch 34 Jahre als Beneficiat und Beichtvater am Dome, als Lector der polnischen Sprache an der Universität zu wirken.

Was er für uns war in dieser langen Reihe der Jahre, darauf antworten die Armen und Bedrängten dieser Stadt, denen er ein barmherziger Helfer gewesen, darauf antworten die tausende von Beichtfindern, denen er ein stets bereitwilliger Gewissensrath gewesen.

Wenn jeder Priester zu Opfern verpflichtet ist, denn

der Priesterstand ist ein Stand des Gehorsams und der heilige Gehorsam legt oft schwere Opfer auf, ein Stand der Entsagung, so hat es bei dem Dahingeschiedenen an Opfern nicht gefehlt.

Wie schwer ward es dem Verewigten, dem aus weisen Gründen erlassenen Verbote seiner kirchlichen Behörde, zu celebriren, da die Besorgniß nahe lag, daß der altersschwache Greis am Altare wanke, Gehorsam zu leisten. Wie sehr sehnte er sich nach dem Altare und nur die ihm eingeflößte Befürchtung, er könne in seiner zitternden Hand die heiligen Gefäße fallen lassen, hat ihn beruhigt.

Hat er nicht ein Leben voll Entsagung und Selbstverleugnung geführt? Er verzichtete auf die Bequemlichkeit, Behaglichkeit und Ruhe, wenn es galt, die Pflicht des Seelsorgers zu erfüllen. Zeugniß dafür liefert das Jahr 1866, als die Cholera in unserer Stadt wüthete. Hunderte von Kranken hat er versehen, nicht achtend der Gefahr, nicht fürchtend die Ansteckung, in Lazarethen und Spitalern, Krankenhäusern und Privatwohnungen, ja selbst auf den Flößen der Oder den braven Schiffern aus Oberschlesien.

Wenn jeder Priester zum Kampfe verpflichtet, wider die Welt, indem er bekämpfen muß ihre gottlose Lehre und falschen Grundsätze, wider den bösen Feind, gegen dessen Bosheit und Arglist, Heuchelei und Schmeichelei

er streiten muß, so ist er nicht scheu zurückgewichen, kein Feigling gewesen, und hat im höchsten Greisenalter mit staunenswerther Geistesfrische das Laster bekämpft.

Wie gern hätte er noch als 90jähriger Greis die Kanzel bestiegen, in jenem Alter, welches der weise Salomo so anschaulich unter dem Bilde eines morschen, baufällig gewordenen Hauses uns schildert: „Zur Zeit, da zitternd werden die Hüter des Hauses (die Arme) und wanken die starken Männer (die Füße) und ruhen die Mahlenden, weil wenig an Bahl (die Zähne) und dunkel werden, die aus den Fenstern schauen (die Augen) da man schließt die Pforte nach der Straße (die Lippe) und abnimmt das Geklapper der Mühle und sich verfeinert bis zur Stimme des Vögleins (die Sprechwerkzeuge, deren Kraft verschwindet) und man sich fürchtet vor einer kleinen Anhöhe und ängstlich ist auf jedem Wege.“ Eccl. 12, 3.

Auch an dem Verstorbenen hat sich das Wort des Psalmisten erfüllt: „Die Tage unserer Jahre sind 70 Jahre und wenn einer kräftig ist, 80 Jahre. Darüber hinaus ist Mühsal und Schmerz.“

Mühsal und Schmerz ward auch ihm beschieden, dem 96jährigen Greise! Doch er klagte nicht und verzagte nicht und murrte nicht, sondern ertrug mit Geduld, mit Ergebung, mit Gleichförmigkeit seines ganzen Willens mit dem göttlichen Willen die Mühsale und die Schmerzen.

Es dürfte selten ein Priester gefunden werden, der bis in das hohe Greisenalter so eifrig im Berufe, so fleißig in dem Streben nach Wissenschaft, so unglaublich anspruchslos und liebenswürdig gewesen ist, als Krainski.

Seine wissenschaftlichen Leistungen hat Professor Dr. Lämmer in Nr. 63 des „Schles. Kirchenblattes,“ Jahrg. 1867 eingehend gewürdigt. Der gefeierte Gelehrte schreibt:

In der That erregt es unser Staunen, daß der ehrwürdige Priestergreis noch Zeit und Kraft gehabt hat, um eine Reihe von bedeutsamen Werken zu veröffentlichen. Dieselben liegen in elf stattlichen Bänden vor uns.

I. *Katoliczka Polska* (Breslau 1856) enthält fünf Abhandlungen. Die erste stellt im Sinne und Geiste des heil. Franz von Sales Regeln auf, nach denen eine Frau sich verhalten muß, um auch in ihre weltlichen Handlungen den Duft der Gottseligkeit hineinzutragen. An zweiter Stelle stehen „Betrachtungen über die Nachfolge und Nachahmung Christi“ nach der Art des sel. Thomas von Kempis, durchweht von den zur Seligkeit unumgänglich nothwendigen Grundsätzen des Katholicismus. In der gereimten Prosa „Polka“ tadelt eine gelehrte und religiöse Polin an der Jugend ihrer Heimath den Unglauben, die Träumereien und alle antikirchlichen

Handlungen. *Julia i Wacław* betitelt sich eine Tragödie in fünf Akten, welche die Strafe Gottes schildert, von denen die Ungläubigen, Verräther, Ausbeuter des öffentlichen Schatzes und Antipatrioten heimgesucht werden. Dieselbe Tendenz verfolgt und analogen Inhalt hat das gleichfalls fünfsaktige Drama *Anna i Scisław*.

II. Auch der zweite, sechs Bestandtheile umfassende Band trägt durchgängig ein poetisches Gewand. Auf die Komödie *Jozefa i Teodor*, welche der nationalen Erziehung und wissenschaftlichen Ausbildung den Vorzug vor der fremdländischen giebt, folgen ernsthaftere Verse von religiös-moralischem Gehalt, sodann 131 Epigramme, eine Satire über die Phantasterei derjenigen Polen, welche, wie z. B. *Michiewicz* und *Towiański*, sich mit neuen Messiasideen herumschleppen. Die Tragödie *Lionka Natalia* (Breslau 1856) reflektirt auf die göttlichen Strafgerichte über diejenigen, welche dem Volke durch Unzucht, Diebstahl, Betrug und andere Laster ein böses Beispiel geben, während die dialogische Schlußhandlung nachweist, daß das Unglück so vieler Polen seine Quelle darin hat, weil sie für ihre Pläne den Stützpunkt nicht in der göttlichen Weisheit, sondern in der menschlichen Vernunft gesucht.

III. *Nabozenstwo dia Polek*, ein umfangreiches Gebetbuch in vortrefflicher Auswahl, verknüpft mit populär-theologischer Auslegung der vornehmsten

Religionswahrheiten. Hierneben ist in den Gebeten auch auf die einzelnen Standespflichten eingehende Rücksicht genommen.

IV. Ksiadz Wincenty (Breslau 1858) die Autobiographie des vielerfahrenen Dr. Krainski, in der er uns seinen innern Entwicklungsgang schildert. Wir erhalten Aufschluß darüber, wie er in der Jugend erzogen, welche Schulen er besucht, wie er nach den sogenannten Humanitätsprinzipien zur Besserung der Menschheit alle Mittel aufgesucht, Reisen gemacht, Schriften herausgegeben, und wie er, in den geistlichen Stand eingetreten, den Rationalismus überwunden und nunmehr als Norm und Quelle seiner literarischen Bestrebungen und Leistungen einzig die göttliche Weisheit anerkannt.

V. Filozofia i Polityka (Breslau 1858), lautet der allgemeine Titel des sich in 5 Abschnitte gliedernden 5. Bandes. Der erste liefert eine Kritik der verschiedenen Philosopheme. Anerkennen ist dem Menschen nicht die Vernunft, sondern die vernehmende Seele, welche Kenntnisse sammelt, aus denen sich die Vernunft entwickelt als gute oder schlechte, als moralische oder unmoralische, als religiöse oder irreligiöse, je nach der Beschaffenheit der grundlegenden Kenntnisse. Die Polityka weist auf den schneidenden Gegensatz der göttlichen und satanisch-verderblichen Politik hin. Der Polak bringt die Verkommenheit der polnischen Jugend in

genetischen Zusammenhang damit, daß sie dem Katholicismus das griechische Heidenthum, den deutschen Pantheismus und den französischen Atheismus substituirt hat. Beschäftigt sich der Luchper im Allgemeinen mit den Ursachen des Abfalls der Menschen von Gott, so führt die Tragödie Stanislaw August den Untergang Polens auf die politische Zerrissenheit und die religiöse Haltungslosigkeit als die zwei Hauptgründe zurück.

VI. Den sechsten Band (Breslau 1859) eröffnet eine dichterische, von moralischen Nutzenwendungen begleitete Lebensgeschichte der allerseeligsten Jungfrau Maria. In der Proza Rymowana (a. a. O. S. 155 flg.) erklärt der Verfasser, warum er in Versen schreibt. Die gereimte Prosa umfaßt einen großen, seit der Theilung des ehemaligen Königreichs nicht gehobenen Schatz der polnischen Literatur, den Dr. Krainski wieder zu Ehren bringen will, zumal sie nach seiner Ansicht für die Behandlung von Gegenständen der Religion formell den Vorzug verdient vor der leichten Prosa und der rein poetischen Willkür. Daran reiht sich die Theologia Praktyczna d. i. die göttliche Constitution als Fundament aller weltlichen Constitutionen, als Regulativ für alle Künste und Wissenschaften, Schulen und Regierungen. Es ist dies jene Gesetzgebung, die der ehrwürdige Verfasser 60 Jahre lang gesucht und erst in den letzten 20 Jahren gefunden.

Nachdem in den Kongres swiata über 100 anti-religiöse Sekten und Systeme mit heißender Satire gegeißelt worden, rechtfertigt der Verfasser S. 655 flg. dies Verfahren mit dem Jus talionis, sofern alle Pseudo-philosophen in eitlem Spott gegen Gottes Majestät befangen sind. Im Józef i Marya begegnet uns dramatisch die traurige Situation nach dem Aufstand von 1831.

VII. Der siebente Band trägt vorwiegend historisches Gepräge an sich, indem er den Einfluß, welchen die Vergötterung des antiken Heidenthums, das Liebäugeln mit der deutschen Häresie und den Grundsätzen der französischen Encyclopädisten auf die innere und äußere Auflösung Polens ausgeübt, mit großer Gründlichkeit erörtert.

VIII. Wymowa etc. (Breslau 1866). Zwar besitzt Polen einige Bearbeiter der weltlichen Beredsamkeit, die zumeist in die parlamentarische, gerichtliche und wissenschaftliche gegliedert wird. Aber in Bezug auf die Theorie der Kanzelberedsamkeit ist zuerst in vorliegendem Werke die Bahn gebrochen. Dr. Krainski unterscheidet die drei Kategorien der göttlichen, kirchlichen und weltlichen Rhetorik. Erstere, wie sie in den heil. Schriften beider Testamente niedergelegt ist, kann nur wiederholt, selten nachgeahmt, aber nie übertroffen werden. Eine Fülle von Beispielen dient zur Veranschaulichung der korrekten Regeln.

IX. *Srodki i Przeszkody* etc. (Breslau 1866), eine in klassischem Stil geschriebene, auf ernstesten Studien beruhende und aus reichen Lebenserfahrungen geschöpfte Moralphilosophie, die nach einer Kritik aller philosophischen, politischen und legislatorischen Systeme, welche die von Gott abgeirrte und darum kompaßlose Vernunft erfunden, zeigt, wo und wie das Sterben des Menschen nach Glückseligkeit allein von stichhaltigen Resultaten begleitet ist.

X. *Kazania* etc. (Breslau 1866), 83 dogmatisch-moralische Predigten in zwei Bänden, ausgezeichnet durch rednerischen Schwung und klare Folgerungen aus den Vorlesungen der Glaubenslehre auf das praktisch-sittliche Leben in seinen verschiedenen Beziehungen; drastisch aber wahr ist das Bild, das der Herausgeber von den morschen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft und Gottentfremdung entwirft, vortrefflich der Hinweis auf die Mittel, um zu dem Frieden gelangen, den die Welt nicht geben, aber auch nicht rauben kann. Eine Apologie der Kirche und ihrer göttlichen Mission.

XI. Als neuestes Werk erschien: *Historya Literatury i Oświatu ludów słowiańskich* (Breslau 1867). Im ersten Theile schildert uns der Verfasser die literarische Entwicklung der verschiedenen slavischen Völkerschaften mit Ausnahme der Polen, deren Literatur eine besondere in der Vorrede in Aussicht gestellte

Schrift gewidmet werden soll. Die bei aller gedrängten Kürze an interessanten und belehrenden Einzelheiten reiche Darstellung führt den Leser bis zum Jahr 1848. Der zweite Theil enthält eine Vergleichung der Poesie bei den einzelnen Stämmen, deren Werth durch die mitgetheilten und, so viel wir beurtheilen können, mit Glück ins Polnische übersetzten Proben besonders erhöht wird.

Anton Frenzel.

(1790—1873.)

Bu Kostenthal am 7. August 1790 geboren, widmete sich Frenzel¹⁾ anfangs dem Elementarlehrfach, welches er aber später aufgab, um sich für den Eintritt in den geistlichen Stand vorzubereiten. Nach Absolvirung der Gymnasialklassen bezog er die Breslauer Universität, als deren Studirender er durch Lösung der von der katholisch-theologischen Fakultät für 1817/18 gestellten Preisfrage: „Num dogma catholicum sit, matrimonii vinculum nullo in casu solvi posse“ sich auszeichnete. Am 7. März 1818 zum Priester geweiht, war er eine Zeit lang als Kaplan in Gölz und dann als ordent-

¹⁾ Vergl. Ermländische Zeitung, Jahrg. 1873, Nr. 34, 42, 43.

licher Lehrer und interimistischer Direktor des Schullehrer-Seminar in Ober-Glogau thätig. Nach der Reorganisation des Lyceum Hosianum in Braunsberg erhielt er am 18. Dezember 1820 einen Ruf als ordentlicher Professor an diese Anstalt. Seine mit dem Wintersemester 1821/22 begonnenen Vorlesungen betrafen zunächst das Fach des Kirchenrechtes und der Pastoral, später auch der Exegese. Im Jahre 1826 verlieh ihm die Breslauer katholisch-theologische Fakultät den theologischen Doktorgrad. Am 19. September 1835 als Canonicus der Kathedrale in Frauenburg installiert, im Jahre 1844 zum Domprobst ernannt und 1853 als Weihbischof von dem Schlesiener, dem Kulmer Bischof Seiblag, consecrirt, stand er vier Bischöfen von Ermland (Joseph von Hohenzollern, Stanislaus von Hatten, Joseph Ambr. Geritz und Philipp Krementz) als Generalvikar zur Seite und war bei dreimaliger Sedisvacanz General-Administrator des Bisthums. Groß sind die Verdienste, welche er sich um Ermland in der Doction und der kirchlichen Verwaltung erworben. Ein Muster aller priesterlichen Tugenden, insbesondere der Demuth und Liebe zur Armuth, genoß er hohe Verehrung seitens des Clerus und der Gläubigen. Sein Commentar *De indissolubilitate matrimonii* (Paderborn 1863) sichert ihm einen bleibenden Namen in der katholischen Literatur.

Er starb am 2. April 1873 sanft und friedlich ohne Todeskampf als Senior Cleri dioec., nachdem er am 31. März 1871 das Amt als General-Vikar niedergelegt und sich in musterhafter Frömmigkeit auf ein gutes Lebensende vorbereitet hatte.

Der Domherr J. Bohl in Frauenburg hat ihm in seiner herrlichen Gedichtsammlung: Bernsteinperlen, das nachstehende Sonett gewidmet:

Soll bieten ich von Tugend, Demuth, Milde,
Von reichem Wissen, Wirken einen Strauß,
So sprech ich nur des Edlen Namen aus —
Und mehr noch schaut ihr dann im Spiegelbilde.

Wohl dir Antonius! Eh' der Krieg, der wilde,
Im Bruderhaß sich überschlug — o Graus!
Da warst du vollgereift für Gottes Haus
Und gingst hinüber in die Lichtgefilde.

Wer ganz dich kannte, mag den Himmel loben,
Daß er verkörpert ihm das Opfer wies:
Ganz Selbstvergessen! Nichts als Trieb nach oben!

Ganz Pflichtgefühl, das nie sich Ruhe ließ!
Die milde Hand zum Wohlthun stets erhoben —
Fürwahr, du gingst den Weg zum Paradies!

Nicolaus Fischer.

(1791—1858.)

Ein seltener Mann in einer schweren Zeit war Fischer, ein wahrhaft edler Charakter.

Er war der Sohn sehr gottesfürchtiger Eltern, Nicolaus Fischer, Verwalter des dem Magdalenen-Kloster zu Lauban gehörigen Dominial-Gutes Haugsdorf, und seiner Ehefrau Theresia geb. Tiz. Er wurde geboren am 20. Januar 1791. Seine Vorbildung genoss er auf dem kath. Gymnasium zu Groß-Glogau. Nachdem er dasselbe mit Auszeichnung absolvirt, besuchte er die Universität Breslau und widmete sich dort dem Studium der Theologie. Als Erzbischof und damaliger sächsischer Unterthan wurde er am 3. Juni 1814 zum Priester geweiht vom Bischof von Naugun, und begann alsbald sein priesterliches Wirken als Kaplan und Lehrer an der Klosterschule zu Lauban.

Im Jahre 1823 erhielt er vom Fürstbischöfl. General-Vicariat-Amt zu Breslau ein Dekret, das ihn zum Kaplan bei der St. Hedwigskirche in Berlin ernannte. Er aber hielt sich für diese Stelle nicht für geeignet und sandte das Dekret zurück mit dem Bemerken, nach Berlin gehe er nicht, — er werde in Lauban bleiben, er müsse sich doch besser kennen, als das hochwürdige Amt. Doch mit dem nächsten Post-

tage kam das Dekret von Breslau zurück mit der kategorischen Weisung: „Sofort nach Berlin!“ — Er ging — doch mit schwerem Herzen. Als ob er es geahnt, traf er dort die traurigsten Zustände. Der Probst Taube lag krank, — und starb nach kurzer Zeit plötzlich am Schlage, — ein provisorischer Kaplan, fast gemüthskrank aus lauter Furcht vor der erdrückenden Arbeit, hielt sich in seinem Zimmer verschlossen; so war Fischer der einzige Priester bei St. Hedwig. — Im Jahre 1829 wurde Fischer zum Probst bei St. Hedwig ernannt, und was er als solcher bis zum Jahre 1836 in Berlin und in der Delegatur gewirkt, steht mit goldenen Lettern verzeichnet in der Berliner Kirchengeschichte.

Besonders verdient seine kluge und feste Haltung hervorgehoben zu werden, welche er in der schwierigen Stellung zur damaligen Kronprinzessin Elisabeth befundete. Es ist bekannt, daß der Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelm, die persönliche Bekanntschaft der Prinzessin Elisabeth Ludovica von Baiern auf seiner Reise in das südliche Deutschland 1820 in München machte und von der Liebe dieser Prinzessin überzeugt, vor Sr. Majestät dem Könige sich bestimmt und entschieden erklärte, daß er nur diese und keine andere Prinzessin heirathen werde. König Friedrich Wilhelm III. blieb jedoch trotz mannigfacher Versuche, den König

wegen der Religion der Prinzess Elisabeth zu beruhigen, „eine Katholikin könne nicht Königin von Preußen werden“¹⁾ standhaft. Nachdem der protestantische Bischof Eylert aus Potsdam incognito nach Tegernsee geschickt worden war, „mit dem Auftrage, die Verhältnisse und Personen in der Nähe zu beobachten und das möglichste zu versuchen, um die Prinzessin zum Uebertritt zu bewegen“, und den Eindruck gewonnen hatte, „daß sein Monarch von einer solchen katholischen Kronprinzessin und aus solchen Umgebungen nichts zu besorgen habe,“ wurde die Verlobung im März 1823 publicirt. Die procuratorische Trauung vollzog Weihbischof Streber in München; am 29. November 1823 erfolgte die Einsegnung im königlichen Schlosse zu Berlin.

Nachdem der Rausch der Hochzeitsfeier und der Hoffeste vorüber war, dachte die Kronprinzessin auch an ihre religiösen Bedürfnisse und sorgte für einen privaten Gottesdienst, so gut als es die Umstände gestatteten.

Zwischen der Frau Oberhofmeisterin der Prinzessin, Frau Gräfin von Redern und dem Oberkammerherrn von Kochow einerseits und dem Herrn Minister der geistlichen Sachen, von Altenstein, andererseits war mit Vorwissen und Consens des Königs conferirt worden

¹⁾ Historisch-politische Blätter. Bd. 74 S. 712 ff., wo die Notizen Fischers vollständig abgedruckt sind.

über die mindest auffallende Weise zur Erfüllung des Wunsches der Prinzessin, die heil. Messe an Sonntagen zu hören. Das Ergebniß dieser Verhandlungen war, daß ein Priester der St. Hedwigskirche auf Verlangen die heil. Messe halten und die religiösen Bedürfnisse befriedigen solle — nach Begehren.

Ich, schreibt Fischer in den Notizen, die er hierüber aufgezeichnet hat, unterzog mich dieser Angelegenheit mit Baghaftigkeit und Seufzen, die eines anderen Mannes, eines Fenelon, bedurft hätte, wenn sie im Laufe der Zeit der Kirche hätte nützlich werden sollen.

Die Frau Prinzessin beehrte von nun an fast regelmäßig in jeder Woche einmal die heil. Messe. Wenn sie durch die Reise nach Potsdam verhindert war, am Sonntage die heil. Messe zu hören, so verlangte sie dieselbe an einem Wochentage. — Sie war aber auch pünktlich in der Theilnahme an dem Gottesdienste im Dome und fuhr entweder aus der Messe dahin zur Predigt und Liturgie, oder kam von daher zur heil. Messe.

Während im Publikum von der zu Ostern gewiß erfolgenden Apostasie der Prinzessin viel geredet wurde und die Prinzessin fortfuhr, die heil. Messe zu hören, kam der entscheidende Gründonnerstag 1824 heran. Die Prinzessin begleitete den Hof nicht nach Potsdam, sondern blieb mit der Frau Oberhofmeisterin hier und zwar in der stillsten Einsamkeit, beichtete Mittwoch Abend

(in der Karwoche), communicirte in der sogenannten Kapelle am Donnerstage und verweilte allein — auf sich selbst beschränkt, am Charfreitage, Ostersonabend und fuhr erst am Ostersonntage nach der heil. Messe nach Potsdam. — Sie entbehrte also in der heil. Woche gänzlich der wohlthätig wirkenden Andachtsübungen der Kirche, die sich in ein Zimmer nicht transferiren lassen. Die hier angegebene Verfahrungsweise wiederholte sich 1825, 26, 27, 28 und 29 an Ostern.

Ich richtete vor der Beichte eine kurze Anrede an die Prinzessin und suchte ihr Gemüth zu stimmen durch ein Gebet. Der Beichtakt war für Priester und Confitentin jedesmal eine qualvolle Gewissens- und Herzensmarter. Bis zum Jahre 1829 empfing die Prinzessin die heiligen Sacramente noch einmal im October.

Das Messgehören wurde fortgesetzt bis in die Fasten 1830; von da an hörten die Bestellungen auf. Ostern kam und ging vorüber ohne die heil. Communion. Die Prinzessin war unterdessen an Brustbeschwerden leidend und darum von den Vergnügungen des Hofes dispensirt; sie hatte die Conversationen mit dem Hofprediger Strauß fortgesetzt und sich zum Uebertritt entschlossen. Die letzte Vollendung (Entscheidung) soll der Geheime Staats- und Legationsrath Ancillon, dem der Kronprinz als seinem Lehrer und Miterzieher besonders Vertrauen schenkt, bewirkt haben.

Der Landesbettaf, 5. Mai 1830, war außerseher zur Vollenbung des vorbereiteten Schrittes aus der Kirche in die evangelische (lutherisch-reformirt-unirte) Confessions-Gemeinschaft. Die Frau Kronprinzessin wohnte am genannten Tage dem Gottesdienste in der Hauskapelle des Königs (im Palais) bei und nach der Predigt erbat sich der Oberhofprediger Strauß von dem Könige die Erlaubniß, daß ein Glied seiner Familie das Abendmahl empfangen dürfe.

Im Juni 1836 starb nach kurzer Krankheit der junge, kräftige Pfarrer Mattner von Frankenstein. Der Patron der erledigten Pfarrei, Graf Schlabrendorf auf Stolz, bot diese dem Probst Fischer an. Er nahm dieselbe an und wurde am 3. September 1836 als Stadtpfarrer von Frankenstein investirt. Zwei Ereignisse, in der Zeit, in welcher Fischer Pfarrer dieser Stadt war, waren von tiefster Einwirkung auf sein großes, edles Herz, das der heißeste Seeleneifer buchstäblich verzehrte, — die Revolution 1848, die dieses Herz bis in die tiefsten Tiefen verbitterte und kränkte, und die segensreiche Jesuitenmission 1852 — die erste in Schlesien, — die seinem Herzen großen Trost und freudige Hoffnung gewährte. Will man kurz zusammenfassen, was Fischer in Frankenstein gewesen und was er gewirkt, dann darf man wohl sagen, ohne irgend wie zu verlegen: „Ein Fischer war vor ihm noch nicht in

Frankenstein gewesen — und ein Fischer wird nach ihm wohl nicht bald nach Frankenstein kommen.“ Von einem Schulbesuche auf dem Lande heimgekehrt, erkrankte er bald so heftig an einem nervösen Fieber, daß der Arzt sofort an seiner Rettung zweifelte. Nach einem Krankenlager von wenigen Tagen, am 2. Sonntage nach Ostern, am 18. März 1858, gab er als der gute Hirt sein Leben für seine Schafe, und seine Seele, eine vera candida pia anima seinem Herrn und Schöpfer zurück. Bei seinem Leichenzuge verrichteten die herrlichen Kirchenglocken zum letzten Mal ihren heil. Dienst. Zweimal 24 Stunden später wurden auch sie unter den rauchenden Ruinen der Stadt Frankenstein begraben!

Fischer war ein stattlicher Mann mit hoher Stirn, voll denkenden Ausdrucks, dessen äußere Erscheinung Zuneigung und Ehrfurcht einflößte. Die Schule war sein Lieblingsaufenthalt; hier arbeitete er mit Vorliebe und die Kinder fühlten sehr wohl heraus, daß sie an ihm nicht nur einen eifrigen Seelsorger, sondern auch einen väterlichen Freund hatten, der um ihr geistiges und leibliches Wohl stets besorgt war. Mit mildem Ernst und vertrauenerweckender Liebe erschloß er den Kleinen das Verständniß der Religionswahrheiten und legte in die heilsbegierigen Herzen den fruchtbaren Samen für christliche und bürgerliche Tugenden. Nichts freute ihn mehr, als wenn er sah, daß seine Schüler durch Strebsamkeit und wackere

Führung sich selbst und ihren Lehrern Ehre machten und zu tüchtigen Männern heranwuchsen; aber auch umgekehrt war seine Betrübniß groß, wenn Einzelne ausarteten und an Leib und Seele zu Grunde gingen. Die Namen Aller blieben in seinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt und sein Interesse an ihren Lebensschicksalen erlosch niemals. Mit ungeheuchelter Freude nahm er die Besuche derjenigen auf, die einst seine Schüler gewesen waren und von ihm, wenn gleich sie bereits in das reifere Alter eingetreten waren, dennoch mit dem gewohnten, vertraulichen „Du“ angeredet wurden. Studenten und wandernden Gefellen begegnete er mit liebenswürdiger Freundlichkeit und entließ sie nicht, ohne sie mit einem Andenken seiner Freigiebigkeit beschenkt zu haben.

Dieselben guten Beziehungen, die sich auf gegenseitige Hochachtung gründeten, verbanden ihn mit den übrigen Gliedern seines ausgedehnten Pfarrbezirkes. Kranke und Nothleidende erfreuten sich seiner besonderen Fürsorge und wo ein Sterbender mit dem Tode rang, da war Kanonikus Fischer mit seinem hilfreichen Beistande und erquickendem Troste zur Stelle. Unermüdetlich auf der Kanzel und im Beichtstuhl, verzehrte er sich im Eifer für die Ehre Gottes und das Wohl seiner Gemeinde. In den Umgangsformen war Fischer ein Mann von Vollendung und würdevoller Gewandtheit,

der sicher und taktvoll in den Salons der Vornehmen, wie in den Hütten der Armuth verkehrte. Durchdrungen von gewissenhaftestem Pflichtgefühl verband er mit streng kirchlichen Grundsätzen eine rücksichtsvolle Duldung im Verkehre mit Andersdenkenden und predigte in den Tagen der politischen Aufregung mit unererschütterlicher Festigkeit den Gehorsam und die Treue gegen die Obrigkeit. Wie soll man endlich die Mildthätigkeit gegen Arme und die Opferwilligkeit für andere edle Lebenszwecke von diesem Kämpfer für Christus und seine Kirche noch gebührend rühmen, der, obwohl durch körperliche Schwäche am Abende seines Lebens bereits darnieder gebeugt dennoch für den Ritterdienst der Tugend bis zum letzten Augenblicke seines Lebens gewappnet und gerüstet war und als ein christlicher Athlet auf der Rennbahn der Pflicht bis zum Tode erschöpft dahinsank, um den Siegespreis zu empfangen, den der Herr Jenen verheißt, welche ausharren bis zum Ende.

Es war daher eine wohlverdiente Ehre, daß der Name Fischers mit denen eines Försters und Elslers im Jahre 1841 auf die Bischofsliste für den Bischöflichen Stuhl in Breslau gesetzt wurde. Sein Name, wie die beiden andern wurden von der Königl. Regierung gestrichen.

Jacob Galański.

(1796 — 1869.)

Jacob Philipp Galański¹⁾ wurde zu Reichthal den 25. April 1796 geboren. Sein Vater Johann Galański führte mit seiner Ehefrau Hedwig ein arbeitsames und christliches Leben. Die kleine Ackerwirthschaft, die sie besaßen, und der Ertrag des Schuhmacher-Handwerks sicherte der Familie ihr bescheidenes Auskommen.

Jacob zeichnete sich durch glückliche Anlagen des Geistes und des Herzens aus; er war ein geweckter und lebhafter Knabe; seine fröhliche, harmlose Munterkeit, sein friedfertiger Sinn, — beides Eigenschaften, die sich später zu einer wahren Bler seines Charakters entwickelten — ließen ihn die Liebe seiner Eltern, seiner Geschwister und Spielgenossen gewinnen. Dabei zeigte er eine große Lernbegier und schätzte sich glücklich, als der oft herbeigewünschte Zeitpunkt gekommen war, wo er zur Schule gehen durfte. Er bewies denn auch einen rühmlichen Fleiß, und seine Lehrer, welche bald die Begabung des Knaben erkannten, machten seine Eltern darauf aufmerksam, daß er zum Studium gut befähigt sei, und

¹⁾ Vergl. Curatus Jacob Philipp Galański, von seinem Amtsnachfolger, Königshütte 1871.

studiren zu dürfen, — das eben war Jacobs Lieblingswunsch: Geistlich zu werden. „Von frühester Jugend auf,“ so erzählt er von sich selbst in einem von ihm im Februar 1856 niedergeschriebenen Lebenslaufe, „hatte ich den lebhaften Wunsch, Geistlich zu werden.“

Dieses Ziel, das er sich als Kind schon gesetzt hatte, verlor er von da ab nimmermehr aus den Augen, ob auch die größten Hindernisse der Erreichung desselben sich entgegenstellten. Es kamen die harten Kriegsjahre von 1806 und in deren Gefolge das Unglück und die Demüthigung des Vaterlandes.

Mit dem Jahre 1813 begann die Erhebung der Völker gegen Napoleon Bonaparte, um im Jahr 1815 dem gut- und bluterschöpften Europa den heiß ersehnten Frieden zu geben.

Unser Jacob war mittlerweile 19 Jahre alt geworden. In diese Zeit fällt ein Versuch, den Jacob Galański machte, um in einem Kloster zu Wielun, einer Stadt im benachbarten Polen, behufs höherer Studien Unterkunft zu finden. Allein der Versuch mißlang. Im Vaterland selbst waren die Klöster, die sonst gern brave und strebsame Jünglinge in ihre Schulen aufgenommen hatten, bereits durch die Säkularisation geschlossen. Während der Kriegszeit hatte er es nicht weiter gewagt, seinen Vater mit Bitten wegen des Besuches eines Gymnasiums zu bestürmen; sein innerer

Drang aber war nicht geringer geworden. Zwar hatte er schon längst die Schulbank mit dem Schusterschemmel vertauscht und das Handwerk seines Vaters erlernt. — Oft aber konnte man ihn die Bethörung wiederholen hören: — „Schuster bleibe ich nicht.“ Er hielt es endlich nicht länger aus. Als der Friede verkündet und mit Jubel begrüßt war, da glaubte Jacob seinen Vater geneigt zu finden, ihm die Erlaubniß und die Mittel zum Studiren zu gewähren.

Schmerzliche Täuschung! Der Vater war an einem langwierigen Fußübel, von dem er nie mehr befreit werden sollte, erkrankt. „Das kannst Du mir nicht anthun, Jacob,“ war seine Antwort auf die Bitte, „daß Du mich Kranken verläßt; hätte ich noch einen Sohn, der mich unterstützen könnte, — ich würde Dir nicht wehren, so aber ist es nicht möglich.“ Diese Worte des kranken Vaters rührten den guten Sohn zu Thränen. Er schwieg; in treuer Erfüllung seiner Kindespflicht half er dem Vater und blieb bei dem Handwerk. Drei lange Jahre schwieg er. Die beste Zeit zum Lernen war längst vorüber, er hatte das zweiundzwanzigste Lebensjahr erreicht. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf.

Noch einmal wagte er die Bitte an seinen Vater, und nun endlich sollte er Gewährung finden.

Von so viel Beharrlichkeit überwunden, widersetzte

sich der Vater nicht länger dem Vorhaben seines Sohnes; bei dem Pfarrer und bei dem Lehrer holte er sich Rath, der dahin aussiel, daß er den Sohn solle gewähren lassen. Sofort begann denn auch das Studium. Jacob nahm Privat-Unterricht in der lateinischen Sprache und griff eifrig nach den lang ersehnten Büchern, um die Anfangsgründe der Grammatik zu erlernen. Noch im Herbst desselben Jahres verließ er Reichthal und ging nach Breslau auf das Matthias-Gymnasium, wo er es versuchte, das Examen nach Quinta zu machen. Er bestand jedoch das Examen wegen mangelhafter Vorkenntnisse in der lateinischen Sprache nicht und sollte mit der Sexta beginnen. Da erbarmte sich seiner einer der Lehrer, Dr. Wiehota, und da Galański bei ihm im Rechnen gut bestanden und da er den Geist und den guten Willen des jungen Mannes erkannt hatte, so hieß er ihn, statt nach Sexta, nach der Quinta gehen, und Jedem, der ihn fragen würde, wie er da hinein käme, antworten: Herr Professor Wiehota hat mich geschickt. Das half, Jacob blieb in der Quinta. Dr. Wiehota hatte in der Folge die Freude, an seinem Schützling einen besonders tüchtigen Schüler in der Mathematik zu haben. Galański trieb Mathematik mit Vorliebe und beschäftigte sich noch als Kaplan mit mathematischen Studien und ertheilte Privat-Unterricht in der Stereometrie und Trigonometri. — Ein zwei-

undzwanzigjähriger Quintaner, — wahrhaftig eine seltene Erscheinung! „Ich nahm“, sagt er, „meine Zuflucht zum Gebete, und die Betrübniß verlor sich, und von nun an begriff ich Alles leicht; bis zu den nächsten Ferien gehörte ich schon zu den besseren Schülern derselben Klasse und wurde nach Quarta versetzt.“

Nunmehr ging das Studium gut von Statten und Galański wurde mehrfach durch Prämien ausgezeichnet. Bald genügte dem strebsamen Jünglinge die Aufarbeitung der Schulpena nicht; seine Lernbegier ließ ihn darüber hinausgehen. „Da das Lernen“, sagt er, „mir die größte Freude gewährte, so beschäftigten mich die Schularbeiten nicht hinreichend und ich las privatim lateinische und griechische Autoren und Geschichte, studirte auch die Mathematik.“

Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge hätte Galański nunmehr das Gymnasium absolviren und sein Abiturienten-Examen machen sollen. Da er aber seines Alters wegen die Gymnasialstudien gern eher beenden wollte, so entschloß er sich, das Abiturienten-Examen vor der Prüfungs-Commission zu machen. Zu diesem Zwecke reiste er von Breslau zu Fuß nach Berlin und meldete sich bei der Commission. Er wurde zum Examen zugelassen und bestand dasselbe glücklich. Auf diese Weise war er um zwei Jahre seinen ehemaligen Mitschülern vorgekommen und hatte mit fünf Jahren die Gym-

nasialstudien beendet. Im Jahre 1823 bezog er, 27 Jahr alt, die Universität Breslau, um Theologie zu studiren.

Wie es nicht anders zu erwarten stand, betrieb Galański auch auf der Universität seine Studien mit Ernst und Fleiß und zeichnete sich durch hohe Sittlichkeit und Religiosität aus. „Auch hier genoß ich, wie auf dem Gymnasium, die Gewogenheit der Herren Professoren, wie auch der Studirenden.“ Nach Beendigung des Trienniums bestand er das Concurs-Examen und trat im November 1826 in das Fürstbischöfliche Klerikal-Seminarium ein. Den Seminar-Curs machte er in vier Monaten durch.

Da es nämlich zu dieser Zeit in der Diöcese an Priestern mangelte, so ließ der damalige Fürstbischof Schimoni-Schimonski den jungen Klerikern die Mittheilung machen, daß diejenigen, welche die noch übrigen Examina zeitiger ablegen und gut bestehen würden, die heiligen Weihen eher erhalten sollten. Im Februar 1827 bestand Galański diese Examina und wurde den 10. März desselben Jahres zum Priester geweiht.

So hatte er denn das Ziel, zu dessen Erreichung sonst 12 bis 13 Jahre erforderlich sind, in acht Jahren und vier Monaten erlangt und sah seine Ausdauer, seine Beharrlichkeit, sein unermüdetes Streben von dem besten Erfolge gekrönt.

Der Festtag Mariä Verkündigung (25. März) brachte

den hocherfreuten Eltern die Genugthuung, der ersten heil Messe des Neopresbyters, ihres Sohnes, beimohnen zu können. Für das ganze Städtchen Reichthal war dies ein hoher Fest- und Freudentag. Namentlich war der Vater des jungen Priesters glücklich, daß Gott ihn diesen Tag hatte erleben lassen. Seine Kränklichkeit hatte immer mehr zugenommen und brachte ihn langsam seinem Ende nahe. Am Tage der Primiz sagte er: „Nunmehr sterbe ich gern, da ich meinen Sohn als gottgeweihten Priester gesehen habe.“ Er überlebte in der That nicht lange diesen Tag: am 15. Juli desselben Jahres rief ihn der Herr ab.

Der Neopresbyter Galański erhielt unterm 6. April 1827 sein Dekret als Kaplan nach Goschütz im Polnisch-Wartenberger Kreise. Dort blieb er vier Jahre. Auch als Kaplan vergaß er die Studien nicht; er zeigte sich fleißig und strebsam. Anfangs April 1831 wurde er nach Namslau als Kaplan versetzt, woselbst er aber nur drei Monate verblieb, indem er als Curatie-Administrator nach Bitzchen dekretirt wurde. Er übernahm die Administration der Curatie den 27. Juli 1831, bewarb sich alsdann um diese Stelle bei der Königlich-Regierung und erhielt dieselbe.

Sein neues Amt trat Galański mit Vorsätzen an, die eines Priesters und Seelsorgers würdig waren. Lassen wir ihn selbst reden. „Obgleich diese Curatie-

Stelle," schreibt er, „wegen der zerstreuten dreißig Ortschaften, die dazu gehören und wegen des deutsch und polnisch zu ertheilenden Religions-Unterrichts schwierig ist und deshalb von meinen Vorgängern nach wenigen Jahren verlassen wurde, so habe ich mir doch vorgenommen, hier eine Reihe von Jahren zu verbleiben.“

Diesen Entschluß hat er treu gehalten. 25 Jahre blieb er in seiner schwierigen und ärmlichen Stellung, ohne sich um ein anderes Beneficium zu bewerben.

Später hat zwar Galański sich einige Male um andere, minder schwierige Stellen beworben, jedoch ohne Erfolg. 60 Jahre alt geworden mochte er der Meinung sein, daß seine Kräfte zur Ausfüllung der Stelle in Pitschen nicht mehr ausreichten und so den Wunsch hegen, einen minder schwierigen Wirkungskreis zu erlangen. Indesß Gott hat es anders beschlossen; bis zu seinem Lebensende sollte er zum Wohle der ihm anvertrauten Seelen in Pitschen bleiben und wirken.

Die Seelsorgsstelle in Pitschen hat ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, wie sie anderswo nicht leicht wieder vorkommen. Die Curatie umfaßt die nördliche Hälfte des Kreuzburger Kreises und es gehören dazu 30 Ortschaften. In den meisten dieser Ortschaften sind nur wenige, in einigen gar keine Katholiken ansäßig. Die Gesamtseelenzahl aber ist immerhin nicht unerheblich, sie beträgt über 2300 kath. Seelen. Die Ein-

gepfarrten aus den entfernteren Ortschaften besuchen die Curatial-Kirche in der Regel wenig und ziehen es vor, in näher gelegene katholische Kirchen z. B. nach Lowkowitz, Uchütz, Neudorf, zu gehen. So geschieht es, daß der Hirt seine Heerde in seiner Kirche nie zusammenfindet, ein Umstand, der das Lehramt, wie es auf der Kanzel geübt wird, erheblich erschwert und in seiner Wirkung hemmt. Ein anderer Umstand, der für eine gedeihliche Seelsorge noch weniger ersprießlich ist, besteht darin, daß sämmtliche Kinder vom Lande — mit alleiniger Ausnahme der von Galański in Nassadel gegründeten — protestantische Schulen besuchen. Ebenso tragen die außerordentlich vielen gemischten Ehen zu Nichts weniger, als zur Erleichterung der Seelsorge bei. Unter solchen schwierigen Verhältnissen, die für den Seelsorger Unerquicklichkeiten allerlei Art in ihrem Gefolge haben, da heißt es, Muth und Ausdauer und Berufsfreudigkeit nicht zu verlieren. Wenn nun Galański trotz allem Diesen beim Antritt seiner Stelle den hochherzigen und opfervollen Entschluß faßte, längere Zeit auszuharren und wenn er diesen Entschluß auch in der Folge festgehalten hat; so können wir ihm schon aus diesem Grunde unsere Hochachtung nicht versagen und werden im Voraus schon zu dem Schluß berechtigt sein, daß so seltener Hirtentreue auch der nöthige Eifer nicht gefehlt habe.

Von diesem Eifer, von der unermüdblichen Thätig-

feit Galański's wird uns ein kurzer Blick auf sein seelsorgliches Wirken überzeugen.

Zunächst tritt uns der Fleiß und die Gewissenhaftigkeit entgegen, womit er dem Unterrichte und der Erziehung oblag. Er wußte diese Seite der pfarramtlichen Thätigkeit vollkommen zu würdigen. Daher war er unermüdet im Unterrichte der Kinder. Die Kinder vom Lande, die in polnischer Sprache unterrichtet werden, versammelte er, sobald die Zeit des Katechumenen-Unterrichts herangekommen war, in seiner Wohnung, in welcher ein Zimmer versehen mit den nöthigen Bänken, zu diesem Zwecke bereit stand. Drei Mal in der Woche ertheilte er diesen Unterricht und behielt die Kinder der weiten Entfernung wegen den ganzen Tag bei sich, so daß sie früh 9 Uhr kamen und erst nach Beendigung des Nachmittags-Unterrichts um 3 Uhr wieder nach Hause entlassen wurden. Dabei war er oft in der Lage, auch für die leiblichen Bedürfnisse der Aermereu sorgen zu müssen. Was den (katechetischen) Unterricht anbetrifft, so nahm er es nicht etwa leicht damit. Durchdrungen von der Wichtigkeit desselben und überzeugt von der Wahrheit, daß die Katechese weder minder bedeutend, noch leichter sei als etwa die Predigt, bereitete er sich sorgfältig darauf vor, wovon die vielen Notate, die er sich in seinem Katechismus gemacht hat, wie auch die fleißig benutzten katechetischen Hilfsbücher seiner Biblio-

thes Zeugniß geben. Was irgend möglich war, hat Galański gethan, um die Kinder auf den Empfang der heil. Sacramente vorzubereiten und das Ziel zu erreichen, das ein rühmlichst bekannter Pastoral-Schriftsteller der Gegenwart mit den trefflichen Worten bezeichnet: „Tief muß der Baum in der Erde gründen, wenn ihn die Stürme nicht umreißen, wenn die Wasserfluthen ihn nicht wegspülen, der Sonnenbrand nicht Saft und Leben aus seinem Wurzelwerke ziehen soll.“

Der Katechese in der Schule reicht die Predigt in der Kirche die Hand: was jene begründet, soll diese weiter führen und ausbauen. Curatus Galański bereitete sich gewissenhaft auf seine Predigten vor; er schrieb dieselben — bis in seine späten Jahre — wörtlich nieder und unter seinen Papieren fand sich eine große Anzahl dergleichen Manuscripte vor. Obwohl er in seinen letzten Lebensjahren kränklich war und ein heftiger Husten ihm das Sprechen erschwerte, unterließ er doch die Predigt an keinem Sonn- und Feiertage.

Wie in der Katechese und Predigt, war Galański auch im Beichtstuhl eifrig und thätig und von musterhafter Ausdauer. Nicht bloß in seiner Kirche war er stets gern bereit, die Pönitenten zu hören, und namentlich in der österlichen Zeit auch des Sonntags mehrere Stunden, oft bis in den Nachmittag hinein, im Beichtstuhle bei der anstrengenden und die größte Aufmerk-

samkeit erfordernden Arbeit auszuharren: er half auch bereitwillig bei den Festlichkeiten in den Nachbarpfarreien, zumal in der angrenzenden Posener Diöcese. Wenn Galański auf solche Weise seine Amtspflichten treu und mit allem Fleiße erfüllte und keine Mühe sparte, so vergaß er dabei keineswegs, daß Gott allein jeglichem Werke das Gedeihen gibt. Darum war er vor Allem ein Mann des Gebetes. Gottinnige, echt priesterliche Frömmigkeit war der Grundzug seiner Seele. Das Gebet, die erste Pflicht des Priesters und Seelsorgers und die wichtigste, — sie war ihm auch die liebste.

Galański war außerordentlich genügsam und anspruchslos; er lebte erstaunlich einfach, er kannte keine sogenannten Bedürfnisse. Von seiner Wohnung hatte er nur ein einziges Zimmer inne, das er als Wohn-, Arbeits-, Schlaf- und Eßzimmer benützte. Die Hauswirthschaft führte ihm seine Schwester, die unverehelicht geblieben und bald nach seiner Uebersiedelung nach Pitschen zu ihm gekommen war. Außer der Schwester hatte er noch seine Mutter bis zu ihrem am 5. Februar 1837 erfolgten Tode bei sich. Sie war 77 Jahre alt geworden.

Nur seiner einfachen und sparsamen Lebensweise hatte er es zu danken, daß er bei seinem dürftigen Amtseinkommen so viel Gutes thun und so ansehnliche Summen zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschen verwenden konnte.

So streng und sparsam Galański gegen sich war, so freigebig war er gegen Andere. Seine Gastfreundschaft war ringsum rühmlich bekannt; was er hatte, gab er gern, um seinen Gast zu laben und zu erquicken. Dabei mußte er auch durch harmlose Gespräche und Erzählungen zu erheitern. „Die schönsten Stunden“, gestand dem Verfasser ein Pittschener Bürger, „habe ich auf der Curatie verlebt“; und ein anderer Bekannter äußerte von ihm: „Der alte Curatus war recht angenehm und genießbar.“ Dergleichen Aeußerungen lassen die ruhige Heiterkeit erkennen, die über seinem ganzen Wesen ausgegossen war, als das zu Tage tretende Product seines inneren friedlichen Seelenlebens, als der harmonische Accord der einzelnen im richtigen Verhältnisse zu einander rein gestimmten Töne. Dazu kam seine liebenswürdige Bescheidenheit, die eine wahre Zierde seines Charakters war, und die ihren inneren Grund in der erhabenen Tugend der Demuth hatte. So konnte es Galański nicht fehlen, sich überall Achtung und Liebe zu erwerben.

Was seine Erholung anbelangt, so suchte er dieselbe zumeist in einem Spaziergange, oder in der Pflege seines kleinen Gärtchens, oder er griff auch zu Hammer und Nagel, zu Säge und Stemmeisen, und zeigte in der Handhabung dieser Werkzeuge viel Geschick und praktischen Sinn; noch heute kann man in der Curatie

und im Gärtchen Mancherlei sehen, das er selbst gemacht und eingerichtet hat. Was seine Spaziergänge anbelangt, so scheute er, da er gut zu Fuß war, auch in seinem späten Alter eine Meile Weges nicht, um einen Amtsbruder zu besuchen. Ein lieber Gang auch war ihm der Ausflug nach Kostau zu der edlen Familie des Königlichen Kammerherrn von Aulock; dort war er mit Recht hochgeachtet und geliebt.

Einen Punkt, den wir nicht übergehen dürfen, bildet die große Wohlthätigkeit Galański's, die er, abgesehen von den großen Opfern für die Kirche und Schule, gegen die Armen und Bedürftigen übte. Er half gern, er half, wo er konnte. Bei allen Sammlungen zu wohlthätigen Zwecken theilte er sich mit ansehnlichen Beiträgen. Aus Veranlassung seines 25 jährigen Amts-Jubiläums machte er ein bedeutendes Geschenk der „Allgemeinen Landesstiftung zur Unterstützung der vaterländischen Veteranen als National-Dank“ und wurde in Folge dessen von dem damaligen Prinzen von Preußen zum Ehrenmitgliede ernannt.

Er half auch durch Gewährung von Darlehen, die freilich manchmal zu Geschenken wurden.

Die Leute waren förmlich daran gewöhnt, beim Curatus Hilfe zu suchen. Als Verfasser sein Amt angetreten hatte, fiel es ihm auf, daß so Viele mit dergleichen Bitten zu ihm kamen. „Ich hatte schon immer

einen sicheren Ort hier“, äußerte eine solche Person, „ich wußte, daß ich hier bekam, wenn ich etwas brauchte.“ Auch schriftliche Bittgesuche gingen ein; die Leute wußten noch nicht, daß ihr alter Helfer schon todt war.

Wir könnten hier unsere Schilderung schließen, wenn wir nicht noch ein Paar Vorfälle kurz zu erwähnen hätten, die uns zeigen werden, daß auch ein Mann wie Curatus Galański nicht ohne Bitterkeiten und Kränkungen bleibt.

Am 18. Mai 1848 erschien ein Haufen Pitschener Einwohner der unteren Klassen vor der Curatie und verlangten lärmend die Durchsuchung der Räume derselben unter dem Vorgeben, daß Pulver darin verborgen sei; Andere wieder sprengten das Gericht aus, es hätten Herrschaften aus Polen Geld und Schätze dem Curatus in Verwahrung gegeben. Die Curatie wurde denn auch von oben bis unten durchsucht; man fand natürlich weder Pulver noch Schätze. Damit nicht zufrieden, verlangten die Tumultanten auch noch die Durchsuchung der Kirche, man riß sogar das Gewölbe der Gruft auf, drang in dieselben hinein und untersuchte die Särge, ohne selbstverständlich die vermutheten Pulverfässer zu finden. Dem mittlerweile herbeigeeilten Bürgermeister gelang es nicht, den Volkshaufen zu beruhigen und seinem Treiben Einhalt zu thun. Curatus Galański bewahrte bei dem ganzen Auftritte eine durchaus würdige, ruhige

und geziemende Haltung; er hat selbst über diesen Tumult einen Bericht zu den Akten gelegt, dem die vorstehenden Angaben entnommen sind. Am Sonntage nach diesem Vorfalle hielt er nach der Predigt eine kurze Anrede in polnischer Sprache an die Gemeinde; aus derselben führen wir Folgendes mit seinen eigenen Worten an:

Geliebte! der Vorfall vom verflossenen Donnerstage ist euch allen bekannt. Ich würde ein Verräther des Königs und der Kirche sein, wenn ich da, wo die offene Gruft und die Gebeine der Todten predigen, schweigen sollte. Ihr seht, was jetzt schon geschieht, wo man bloß sagt: es ist kein König und keine Regierung; schließet daraus, was erst geschehen möchte, wenn wirklich kein König und keine Regierung wäre. . . . Ueberlegt euch dieses und ihr werdet nie eine Zeit ohne Obrigkeit wünschen; fliehet vor allem die Verführer, welche euch goldene Berge versprechen, — euch aber nur ins Unglück stürzen.“

Auch das Jahr 1866 sollte für den Curatus nicht ohne einige Wiedervärtigkeit vorübergehen. Eine Dienstmagd behauptete, der Curatus hätte „für den Kaiser von Oesterreich gepredigt.“ Es fanden sich Leute, die dieser Aussage Glauben schenkten und Galański bei der Staats-Anwaltschaft denunciirten. Von dieser wurde dann auch die Vor-Untersuchung eingeleitet; die Dienst-

magd blieb hartnäckig bei ihrer Aussage stehen und Galański mußte zu seiner Vertheidigung Gegenzeugen stellen. Das Bibelwort „Gebet dem Kaiser . . .“ hatte auch hier das Mißverständniß hervorgerufen.

So blieben dem Curatus Galański, der den verfühnllichsten Geist hatte, unverdiente Kränkungen nicht erspart; sie sollten zu seiner Läuterung und Vervollkommenung beitragen und ihm sein Verdienst vor Gott mehren.

Auch seine Kränklichkeit war für ihn ein großes Kreuz; er ertrug auch diese standhaft und ohne Klage, ja, er scherzte wohl zuweilen darüber. Das Jahr 1869 sollte ihn von allem Mühlsal erlösen. Er ahnte sein nahes Ende. Als gegen den Schluß des Jahres 1868 Jemand zu ihm kam und eine Jahres-Kanzel-Fürbitte bestellte, nahm er den hinfür üblichen Betrag nicht an, indem er dem Besteller sagte: „Laßt es nur sein, ihr werdet die Gebühr an meinen Nachfolger entrichten.“ Er hatte sich nicht getäuscht. Drei Monate später, den 24. Februar 1869 legte er sich krank zu Bette, um nimmer wieder aufzustehen. Giltiger, als sonst war er früh aus der Kirche gekommen und nahm eine Suppe. Seine besorgte Schwester holte den Arzt, — es war indeß alle angewandte Hilfe vergeblich. Er errichtete noch sein Testament, in welchem er 200 Thlr. zu einer Rosenkranz- und Meßfondation an der hiesigen Curatial-

Kirche bestimmte, und empfing die heil. Sterbesakramente. Am 2. März ging ein stilles und verborgenes, aber an Verdiensten reiches Leben zu Ende. Irdischer Lohn, irdische Auszeichnung ist dem Curatus Galanski nicht zu Theil geworden, er strebte auch darnach nicht und verlangte in seiner Bescheidenheit keine dergleichen Anerkennungen. Die einzige Auszeichnung, die ihm geworden, brachte ihm die Stadt Pitschen, als sie ihm bei Gelegenheit seines 25 jährigen Amts-Jubiläums das Ehrenbürgerrecht verlieh.

An der Seite seiner ihm vorausgegangenen Mutter wollte er seine letzte Ruhestätte haben; sein Wunsch wurde erfüllt.

Joseph Bittner.

(1801—1868.)

Von sehr armen Eltern am 21. December 1801 zu Kamitz bei Patschkau geboren, sein Vater war Bedienter in einem gräflichen Hause, besuchte Joseph Bittner zuerst die Schule des damals noch in Blüthe stehenden Piaristen-Klosters Weißwasser, welches dicht an sein Heimathsdorf grenzt. Die Söhne des heil. Josephus Galasanza nahmen sich des talentvollen Knaben in Liebe an, und noch in seinen späteren Jahren sprach er mit Dankbarkeit von ihnen, und freute sich noch der Musik.

des Klosters, welche aufspielte, wenn ein fleißiger Schüler prämiirt wurde. Nachdem Bittner die oberste Klasse der Anstalt erreicht hatte, ging er nach Breslau, um auf dem dasigen Matthias-Gymnasium seine Studien fortzusetzen. Gar schwer fiel es ihm daselbst, den Lebensunterhalt sich zu verschaffen. Doch sein Fleiß und seine Genügsamkeit ließen ihn mit dem Wenigen, was ihm seine armen Eltern geben konnten, auskommen. Nach rühmlich überstandener Prüfung bezog er dann die Universität in Breslau, um Theologie zu studieren. In dieser Zeit war sein Stiefbruder Anton Bittner, welcher vor mehreren Jahren als Pfarrer und Fürst-erzbischöflicher Notar zu Mittelwalde in der Grafschaft Glatz starb, zum Priester geweiht worden und wurde dieser nun seinem Bruder Joseph eine kleine Stütze. So wurde es dem strebsamen Manne möglich, seinem Ziele entgegenzusteuern und nach bestandnem Concurs-Examen in das Priester-Seminar einzutreten, dessen ehrwürdiger P. Rektor Sobiech auf Bittner einen unvergeßlichen Eindruck machte und dessen Bild und Lehren ihm beständig vorschwebten und ihn mit Mitleid auf die Lichterzieher, wie Bittner die neuerungsfüchtigen Priester der damaligen Zeit nannte, hinblicken ließ.

Am 9. April 1826 zum Priester geweiht, verbrachte Bittner einige Zeit bei seinem Ortspfarrer in Gostitz und erhielt das Dekret eines Kaplans nach Deutsch-

Wartenberg. Nur kurze Zeit wirkte er daselbst und wurde dann Kaplan in Groß-Glogau.

Im Jahre 1835 starb der Canonicus von Ratibor, Erzpriester und Pfarrer Franz Clodwig zu Hochkirch als hochbetagter Jubelgreis, nachdem er daselbst 40 Jahre Pfarrer gewesen war. Als sein Nachfolger wurde der Ober-Kaplan Joseph Bittner von Groß-Glogau am 14. Juni 1835 investirt. Die Verhältnisse, in welche der neue Pfarrer in Hochkirch eintrat, waren keineswegs geeignet, ihm sein Amt zu einem leichten und erfreulichen zu machen. Hochkirch gilt als Dominium. Als Dominial-Herren hatten schon die früheren Pfarrer und nun namentlich Bittner, weil Grundherr und Polizeiverwalter, mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen, welche ihm sein Amt sehr erschwerten und ihm manche Verkennung zuzogen. Sämmtliche Häuschen des Dorfes, 36 an der Zahl, welche im Laufe der Zeit von den Pfarrern Hochkirchs erbaut wurden, stehen auf pfarrlichem Grund und Boden und sind ihre Besitzer verpflichtet, den Grundzins an den Pfarrer zu zahlen. Bei der Armuth der Leute, und um sich Mißlichkeiten zu ersparen, erließ Bittner den Leuten diesen Grundzins auf die Zeit seines Daseins in Hochkirch. Nothwendig gewordene Neubauten und Reparaturen an den Gebäuden der Pfarrei verfehlten ebenfalls nicht, wie dieses ja auch anderwärts der Fall ist, dem Pfarrer

und Dominialherrschaften Mißvergnügte unter den Gemeindegliedern hervorzurufen. Selbst die Wallfahrtszeit wurde von unwürdigen Wallfahrern, welche die Verhältnisse nicht verstanden, zur Gelegenheit, die Verkennung des Wallfahrtspaters zu verbreiten. So kam es denn, daß im Jahre 1847 wie andere Geistlichen, so namentlich der Pfarrer Bittner dem Haffe und der Verleumdung preisgegeben wurde. Ein damaliges Schandblatt, die Chronik, hat darin Meisterhaftes geleistet. Obgleich Bittner all' dieses schmerzlich empfand und es den ohnedies zurückgezogenen Mann noch zurückgezoener machte, ertrug er es mit seiner gewohnten Charakterfestigkeit. Als sich im Jahre 1855 und 1856 nochmals ein künstlich heraufgeschworener Sturm gegen ihn erhob, und ihm die Herzen vieler Kirchfinder irre gemacht wurden, da blutete aufs neue sein Priesterherz, aber im Gebete, das er nie unterließ, fand er Trost, und Beruhigung war es ihm, daß der hochwürdigste Herr Fürstbischof ihn seiner Liebe und seines Vertrauens versicherte.

Bittner hat dieser Liebe und dieses Vertrauens sich auch stets würdig gezeigt. Unermüdlich war er thätig in dem für ihn zu damaliger Zeit zu schwerem Amte. Zur Ehre Gottes und der allerseligsten Jungfrau hat er den Gnadenort fast neugeschaffen. Die Wallfahrtskirche schaut mit ihrem schlanken Thurme

majestätisch in das Thal hinab, und rufen von ihm die Glocken dem frommen Wallfahrer zu: Der Thurm ist Bittners Werk. Opfer hat er ihm viele gekostet und Mühe und Sorgen. Das Innere der Kirche des Ortes, sowie das der Filiale Kreidelwitz ist geschmückt, würdig des in ihnen gegenwärtigen Gottes. Auch dabei hat es Bittner nicht fehlen lassen, wie im Sorgen, so auch im Spenden von Opfern, welche er aber nicht ausposaunt wissen wollte. Und die Gemeinde, von welcher ein großer Theil durch die 33 Jahre seines Wirkens in Hochkirch seine Schüler waren, der er ein eifriger Seelsorger war, unermüdet im Beichtstuhl und auf der Kanzel, selbst noch in seiner schmerzvollen Krankheit, sie hat seine Liebe erfahren und seine Wohlthaten; auch die Wallfahrer, welche ihn durch 33 Jahre kennen gelernt, sie legen Zeugniß ab, wie unermüdet er war, um ihre Herzensbedürfnisse zu befriedigen.

Ein edler, charakterfester Mann war Bittner, ein treuer, gewissenhafter Priester und Pfarrer. Er zeigte nach Außen oft eine etwas harte Schale, mit dieser hatten ihn leider die Verhältnisse umgeben. Sein Herz war gut, war weich, und manche Thräne ist in den 33 Jahren seiner Pfarrerverwaltung über seine Wange gerollt, und diese Priesterthränen wiegen schwer in der Waagschale der Gerechtigkeit Gottes.

Joseph Füßel.

(1803—1886.)

An der schönen Priesterhauskirche zu Reisse steht ein kleines einstöckiges Haus, in welchem der gute, bei uns unvergeßliche Jesuitenpater Michael Harder mit einem oder zwei Ordensbrüdern bis zur Verbannung wohnte. Dieses Häuschen war in den letzten Jahren wieder bewohnt, zwar nicht von Ordensleuten, aber von einem treuen Freunde derselben, von dem seligen Pfarrer Joseph Füßel. Derselbe gehörte dem schlesischen Clerus durch 58 Jahre als einer der frömmsten und würdigsten Priester an.

Joseph Füßel war geboren den 2. Mai 1803 in Seitsch bei Guhrau. Dort besuchte er die Elementarschule durch einige Jahre, und nach dem frühen Tode seines Vaters genoß er im Hause seines Onkels, welcher Arzt in Nachod war, eine gute Ausbildung. Da er von Kindheit auf seine Freude an der Kirche und am Dienste des Altars hatte, bat er seinen Stiefvater um die Erlaubniß, das Gymnasium von Groß-Glogau beziehen zu dürfen, um einstmals Priester werden zu können. Mit großem Fleiße und nicht ohne mancherlei Entbehrungen erlangte er das Zeugniß der Reife und wurde als Student der Theologie an der Universität Breslau immatrikulirt. Seine Mitschüler gaben ihm

das Zeugniß, daß er schon damals ein musterhaftes Leben führte. Er war eine vorzugsweise ascetische Natur, wie man aus seiner Bibliothek ersehen konnte; auf ihn fand so recht das Wort des heil. Augustinus Anwendung: *Quantum quisque amat Ecclesiam Christi, tantum habet spiritum Sanctum.*

Nachdem Füssel am 13. Juli 1829 zum Priester geweiht worden war, arbeitete er unermüdlich an seiner eigenen Heiligung und mit völliger Hingabe an das Werk der Seelsorge. Durch sieben Jahre war er Kaplan in Baizen bei Ramenz. Wie ernst und seines heiligen Berufes würdig er seine priesterliche Jugend verlebte, davon erzählte mir der Expriester Thamm in Grünberg, welcher sonst mit Anerkennung nicht freigebig war. Auf diesen hatte der Kaplan Füssel einen so günstigen Eindruck gemacht, daß die erste Begegnung mit ihm in Breslau nicht wenig dazu beitrug, ihn den geistlichen Stand wählen zu lassen.

Mit allem Eifer pastorirte er die Pfarrei Weigelsdorf im Archipresbyterat Reichenbach, welche damals und vielleicht heut noch eine Diaspora-Gemeinde bildete. Nach zweijähriger mühevoller Arbeit gab er die Stelle auf und ging für kurze Zeit als Fundatist nach Schönau bei Ober-Glogau. Von da berief ihn die geistliche Behörde nach Groß-Neundorf bei Reisse, wo er die vier glücklichsten Jahre seines Lebens zugebracht hat. Es

ist dies eine der besten Gemeinden in der ganzen Diöcese, auf deren Boden auch die schöne, neue Mariahilf-Kapelle bei Rochus steht. Groß-Neundorf ist Lokalie der Pfarrei Neisse und erst seit 1823 mit einem eigenen Geistlichen besetzt.

Von hier siedelte er nach Nowag über. Dort waren ärgerliche Dinge vorgekommen, und es bedurfte eines so frommen Pfarrers wie Füssel war, um das Mißtrauen gegen den geistlichen Stand zu überwinden. Der Lehrer bildete sich ein, alles besser zu verstehen als der Pfarrer, und hätte dieser denselben Ehrgeiz besessen, alles mit der Weltflugeit ausfechten zu wollen, so wäre nie Friede geworden. Der Pfarrer Füssel berieth sich nicht mit Fleisch und Blut, sondern war eifrig bestrebt, seinen Pfarrkindern die Gnadenschätze der Kirche mitzutheilen. Er machte in Schlessien den Anfang mit den Missionen, indem er die Redemptoristen 1851 nach Nowag berief. Ich war damals noch Elementarschüler, erinnere mich aber sehr deutlich, wie von allen Seiten die Menschen herbeiströmten, um die Predigten dieser frommen Ordensmänner zu hören. Wir Schulkinder gingen ebenfalls nach Nowag zur Mission, und sogar eine menschen scheue Baronin, die nur Ragen und Affen um sich duldete, kam herüber und hörte von ihrem Wagen aus der Predigt zu, welche auf dem Kirchhofe gehalten wurde. Um die Erinnerung an die Mission zu bewahren und die guten Vorsätze zu erneuern, wurde in der Nowager

Kirche alljährlich das Fest des allerheiligsten Erlösers hochfeierlich begangen. Am Sonnabend vorher war Beicht-Concurs, wozu die Nachbargeistlichen von Groß-Carlowitz, Stephansdorf und Bechau eingeladen wurden. Dafür half aber der Pfarrer von Nowag seinen Amtsbrüdern wieder gern aus. Er arbeitete ziemlich langsam im Beichtstuhl und nahm es besonders mit den Pflichten der Eltern sehr genau, wodurch er viel Segen in den Familien gestiftet hat. Ebenso lag ihm das geistige Wohl der Brautleute am Herzen. Durch volle 14 Tage mußten diese zu ihm in den Unterricht kommen, und jedesmal hielt er sie stundenlang bei sich, um sie möglichst gut für das heil. Sakrament der Ehe vorzubereiten. Das *argue, obsecra importune opportune* befolgte er mit unermüdlicher Ausdauer und Hartnäckigkeit. Freilich mußte er sich deswegen manchen Spott gefallen lassen, doch brachte er nichts destoweniger jedes Jahr beim Convent seine schriftliche Pastoralarbeit vor. Er benützte aber auch die Zeit wie ein guter Hausvater, niemals war er müßig, selbst auf seinen Wanderungen nach Meisse und auf dem Felde trug er ein kleines Buch mit sich. Man hört zuweilen sagen, daß die frömmsten Pfarrer schlechte Gemeinden haben, und es ist auch vom Pfarrer Füßel behauptet worden, er sei zu schwach gewesen, um das Uebel des Ultrakatholicismus in Nowag niederzuhalten. Aber ich kann

nicht zugeben, daß eine ganze Gemeinde wegen einiger Mitkatholiken verurtheilt werde, im Gegentheil beweist das Hervortreten so bössartiger Erscheinungen, wie der Abfall von der Kirche, gerade die Energie des Pfarrers und den guten Geist der Gemeinde. Wo gehobelt wird, müssen Spähne fliegen, wo man verkleistert und vertuscht, frisst der Schwamm unter der Oberfläche weiter. Der Pfarrer Füssel war aber weit davon entfernt, sich für den Mann zu halten, der solchen Stürmen gewachsen wäre, und wollte gern die Pfarrei in jüngere Hände übergeben. Und doch mußte er während des ganzen Culturfampfes ausharren, weil ihn Niemand ersetzen konnte. Durch seinen heiligmäßigen Wandel brachte er seine Gegner zum Schweigen, lehrte und wirkte er trotz seiner 80 Jahre in allem Eifer. Endlich wurde er im 83. Lebensjahre von seiner Bürde erlöst, nachdem er schon 1879 das goldene Priesterjubiläum gefeiert hatte. Sein Oberhirt verlieh ihm den Titel eines geistlichen Rathes, womit er aber nicht angedet sein wollte. Er bezog das Jesuitenhäuschen in Reiffe und bereitete sich hier durch Ausübung guter Werke auf seinen Tod vor. Sein Lieblingswerk war die Unterstützung des Kindheit-Jesu-Vereins, wozu er die Meßstipendien und sonstigen Ersparnisse verwendete. Wie streng und abgetödtet seine Lebensweise war, beweist folgende Mittheilung. Ein noch lebender Priester war

einmal genöthigt, mit ihm in demselben Zimmer zu schlafen, und bemerkte, daß Füßel auf den harten Fußboden neben dem Bett sich niederlegte. Nur durch die Drohung, daß er dasselbe thun würde, wenn jener nicht vom Bett Gebrauch machen würde, konnte ihn der Betreffende dazu vermögen. Sehr oft pilgerte er nach Mariahilf, und wo immer eine politische oder religiöse Versammlung von Katholiken gehalten wurde, sah man den Geistlichen Rath Füßel. Er hat uns allen ein schönes Beispiel gegeben, wie wir die Interessen der heiligen katholischen Kirche fördern sollen. Sein Vermögen hinterließ er dem bischöflichen Stuhle ganz zu wohlthätigen Zwecken. Am 26. November 1886 rief ihn sein Heiland nach kurzer Krankheit zum ewigen Frieden. Er ruht auf dem Kirchhofe zu St. Rochus und wird in gesegnetem Andenken bleiben.

Johannes Heyne.

(1804—1871.)

Johannes Heyne¹⁾ wurde am 9. Mai 1804 zu Leob-
schütz geboren, wo sein Vater Uhrmacher war. Drückende
Familienverhältnisse scheinen frühzeitig auf das Gemüth
des Knaben einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt zu haben,
wozu als Erbtheil von seiner Mutter ein überaus reiz-

¹⁾ Vergl. J. Jungnick: J. Heyne. Ein Beitrag u.

bares Temperament kam, das ihm später vielen Verdruß bereiten und in schwere Kämpfe verwickeln sollte.

Den Elementarunterricht genoß der talentvolle und von seinen Lehrern geliebte Knabe in den Stadtschulen zu Leobschütz, Falkenberg und Meisse, wohin er mit seinen Eltern übergesiedelt war. In Meisse ließ der Vater sich bewegen, den Herzenswunsch des Sohnes zu erfüllen und ihm dem Gymnasium daselbst zu übergeben. Unter den Lehrern war besonders der würdige Direktor Scholz der Gönner des strebsamen Schülers, der mit Vorliebe die alten Klassiker und moderne Literatur betrieb. Von dem Ernst und Eifer des jungen Heyne zeugt eine „*Institutio grammatica linguae latinae*,“ die er für den Privatunterricht, den er ertheilte in den Jahren 1821 und 1822 mit großer Mühe zu bearbeiten versuchte, und mit zierlicher Schrift in zwei kleinen Oktobänden niederschrieb. Als Primaner lieferte er eine Uebersetzung der Rede Ciceros pro lege Manilia, unter Hervorhebung der einzelnen Redetheile, mit fortlaufendem lateinischen Kommentar zur Begründung und Rechtfertigung der Uebersetzung, was ihm den Beifall der Lehrer und eine Belohnung des Stadtpfarrers v. Zoffeln eintrug. Auch versuchte er sich schon damals in lateinischen und deutschen Gedichten. — In späteren Jahren gab er häufig Proben seines dichterischen Talents. Mehrere seiner Gedichte sind bei verschiedenen Gelegenheiten ge-

druckt worden, viele in periodischen Zeitschriften erschienen. Erst, als mannigfaches Geschick ihn niederdrückte, versiegte seine poetische Ader.

Am 14. August 1824 verließ er nach gut bestandenem Abiturientenexamen das Gymnasium, und wurde am 25. desselben Monats an der Breslauer Universität immatrikulirt. Er wählte das Studium der Theologie, wozu das sittlich-fromme Leben, zu welchem er im Elternhause streng angeleitet worden, eine gute Vorbereitung gewesen war. Leider waren die damaligen Zustände der katholisch-theologischen Fakultät, deren Unhaltbarkeit Mövers seinerzeit aktenmäßig dargestellt hat, wenig geeignet, ein strebsames Talent für die heil. Wissenschaft zu begeistern. Indesß besuchte er fleißig die Vorlesungen, schrieb die Vorträge der Professoren mit möglichster Treue nach, mundirte sie zu Hause mit unermüdlichem Fleiße und prägte den Inhalt dem Gedächtnisse ein. Bald erwachte wieder die Liebe zu selbständigen schriftstellerischen Arbeiten. Am 18. Juni 1826 vertheidigte er eine von ihm geschriebene dogmatische Dissertation über das Thema: *Multiplex quidem vis et efficacia gratiae divinae, attamen libertati humanae non officit*, zur Zufriedenheit des Professors Dereser. Das ausgelassene burschikose Studentenleben widerte ihn an, den geheimen Verbindungen, die trotz aller Verbote fortbestanden, blieb er fern. Obwohl er als

armer Student mit Sorgen und drückender Noth genug zu kämpfen hatte, so rechnete er doch später die Studienjahre zu den glücklichsten seines Lebens.

Kurz vor Absolvirung des akademischen Trienniums hatte er vorschriftsmäßig eine selbstverfaßte Abhandlung zu vertheidigen. Das gegebene Thema lautete: S. Maria ceu virgo peperit divinum redemptorem ac dominum nostrum Jesum Christum et post partum virgo intemerata permansit. Zwei Kommilitonen opponirten; während der Disputation ging Dereser im Hörsaale auf und ab und opponirte selbst, wenn die Opponenten nicht durchkamen. Ende Juli 1827 verließ er die Universität und trat, nachdem er im August mit 37 anderen Theologen das Konkursexamen bestanden hatte, am 30. Oktober ins Alumnat ein. Hier erfreute er sich der besondern Zuneigung des greisen Rektors Sobiech, dessen er stets mit großer Pietät gedachte. Am Oftermontage, den 7. April 1828, wurde er in der St. Martinkirche vom Weihbischof Joseph v. Alloth zum Priester geweiht. Er sagt selbst in seinen späteren Aufzeichnungen von seiner Weihe: „Ich empfang dieses heilige Sakrament mit tiefer Rührung und erschütternder Andacht, nicht ahnend das grausame Schicksal, welches mich in meinem Stande mit unnatürlicher Härte verfolgen würde.“ Schon am dritten Oftertage feierte er in der Klosterkirche der Elisabethinerinnen zu Breslau seine Primiz,

von der er schreibt: „Ich bestieg die Stufen des Hochaltars, um zum erstenmal Gott mein Opfer des Dankes und der Liebe darzubringen — mit welchen Gefühlen, läßt sich nicht beschreiben, sondern nur empfinden: es waren die Gefühle der glühendsten Andacht und der tiefsten Erfurcht vor den heiligen Mysterien des Christenthums. Vom Altare aus schaute ich, begeistert für mein heiliges Amt und eingekehrt in das Heiligthum meiner Seele, in eine heitere, glückliche Zukunft.“

Nach einigen in Reiffe angenehm verlebten Wochen begab er sich, nachdem er der Heimath noch eine schwungvolle Ode gewidmet hatte, Ende Mai nach seiner ersten Kaplanstation Alt-Reichenau bei Volkenhain. Er kam seinem Wunsche gemäß in eine schöne Gebirgsgegend. Alt-Reichenau war ein Stiftsdorf von Grüssau, und zwar von der Gründung des Klosters 1292 an bis zur Säkularisation 1810. Die prächtige Pfarrkirche ist von dem Abte Bernhard Rosa, der nach dem 30 jährigen Kriege das Stift zu neuer Blüthe erhob, im modernen Style 1689 an Stelle der alten zerfallenen Kirche erbaut, die in der Reformationszeit von den Protestanten in Besitz genommen, am 23. Januar 1654 aber den Katholiken zurückgegeben werden mußte. Heyne traf noch einen Exconventualen von Grüssau, P. Romanus Rother, als Pfarrer von Alt-Reichenau; doch wirkte er an der Seite desselben nur kurze Zeit, da er

wochenlange Vertretungen in Striegau und Jarischau übernehmen mußte und schon im November 1828 nach Schweidnitz versetzt wurde.

Hier war kurz zuvor, am 16. Oktober, Pfarrer Brillmayer gestorben, der seiner Zeit zu den hervorragenderen Geistlichen der Breslauer Diöcese gehörte. Er gab liturgische Aufsätze und Predigten heraus, darunter eine Predigt über den „Industrieunterricht in der Schule“. Seine Amtsführung traf in eine bedrängte Zeit und er hatte manchen Kampf für die Gerechtsame seiner Kirche und Gemeinde zu bestehen. Schlimmer als die äußeren Kämpfe, waren die neologischen Ideen, die auch in Schweidnitz Eingang gefunden und eine fast gänzliche Erschlaffung des kirchlichen Lebens herbeigeführt hatten. Dem rastlosen Eifer des neuen Pfarrers Graupe gelang es allmählich, den Geist des Indifferentismus zu bannen; freilich zogen ihm seine Bemühungen, in Lehre und Kultus die kirchlichen Grundsätze wieder zur Geltung zu bringen, viele Anfeindungen zu. Beispielsweise wurde der Umstand, daß er die Taufe mit allen Ceremonien, genau nach dem Rituale spendete, und also auch dem Täufling geweihtes Salz in den Mund gab, in der gehässigsten und unverständigsten Weise zum Stadtgespräch und dem Pfarrer der Vorwurf gemacht, daß er die Täuflinge „mit Salz stopfe.“

Heyne genoß in Schweidnitz die Freundschaft seines

Mittkaplans Görlich, der 1830 mit einem anonym erschienenen „Versuch einer Geschichte der Pfarrkirche zu Schweidnitz“ beginnend, um die Erforschung der schlesischen Kirchen- und Profangeschichte durch eine Reihe ausgezeichneten Werke sich verdient gemacht hat. Dieser Umgang und noch mehr die von den Jesuiten angelegte und in der Kirche in einem Gewölbe der Sakristei gegenüber untergebrachte Bibliothek erweckten zuerst in ihm die Idee, seine Talente und Mußestunden dem Studium der Geschichte zu widmen. Seine Aufmerksamkeit erregten besonders zwei prachtvolle lateinische Manuscripte auf Pergament mit kostbaren Initialien, eine mit der Schöpfung anhebende und bis auf die Zeiten des Chronisten fortlaufende Chronik und eine vita Sti. Stanislai martyris enthaltend. Mit dem größten Interesse aber studirte er eine handschriftliche Chronik von Schweidnitz. Die Frucht seiner schriftstellerischen Thätigkeit aus jener Zeit sind, außer mehreren dogmatischen Abhandlungen, Bruchstücke aus der vaterländischen Geschichte, die er bei seinen späteren Arbeiten verwerthet hat.

Durch Apotheker Bachaly, der ihm ein Telescop lieh, wurde Hehne in Schweidnitz auch zu astronomischen Studien angeregt, die er bald mit großem Eifer betrieb. Diese astronomischen, verbunden mit meteorologischen und klimatischen Beobachtungen setzte er auch nach seinem

Weggange von Schweidnitz noch mehrere Jahre fleißig fort, und fertigte über Witterung, Temperatur, Barometer- und Thermometerstand genaue Tabellen an.

Seine Wirksamkeit in Schweidnitz erreichte ihr Ende, als im August 1829 der bisherige Kaplan an der St. Hedwigskirche in Berlin, Joseph Graupe, die erledigte Pfarrei übernahm. Heyne wurde als Oberkaplan nach Grüssau versetzt, wohin er sich Mitte Oktober begab, nachdem er in Schweidnitz von der Schuljugend tief bewegt in eindringlicher Rede Abschied genommen hatte.

Die Versetzung nach Grüssau mußte für Heyne in mehrfacher Beziehung angenehm sein. Seine pekuniäre Lage wurde eine günstige, sein Sinn für Naturschönheit und für vaterländische Geschichte fand reiche Nahrung.

— Grüssau liegt in einem wiesenreichen, anmuthigen, ungefähr zwei Meilen langen und eine halbe Meile breiten Thale des Hochwaldgebirges, dessen schönste Parteen in der Nähe und leicht zu erreichen sind. 1242 von Anna, der Wittwe Heinrich des Frommen gegründet, anfangs mit Benediktinern, später von Herzog Bolko mit Cisterziensern besetzt, wurde es eines der reichsten Feldklöster Schlesiens und besaß 40 Dörfer nebst den beiden Städten Liebau und Schömburg. 47 Aebte, darunter bedeutende Männer, regierten bis zur Säkularisation das Kloster. Die jetzige majestätische Stiftskirche ist ein Werk des Abts Innocentius Fritsch

und wurde in den Jahren 1728 bis 1734 erbaut. Das Portal erregte 1841 die Bewunderung des Königs Friedrich Wilhelm IV. Zur Seite der Stiftskirche steht die kleinere, 1665 erbaute schöne St. Josephskirche, deren kostbarster Schmuck die vielen Willmann'schen Gemälde sind. Auf einer nahen Anhöhe steht die 1686 gebaute, freundliche St. Annakirche. Das großartig angelegte, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begonnene Conventsgebäude ist unvollendet geblieben. Der von den Bewohnern der Umgegend gern besuchte nahe Vergnügungsort Bethlehem, so genannt von der dabei stehenden Kapelle zur Geburt Christi, mit einem quellenreichen Forellenteiche, in welchem alle Fische erblinden sollen und in dessen Mitte ein mit Gemälden von Willmann geziertes Sommerhaus steht, diente nach der Absicht des Erbauers, des Abtes Bernhard Rosa, ursprünglich den Ordensbrüdern zur Erholung.

Pfarrer von Grüssau war bei Heynes Ankunft der letzte Prior des Stifts P. Euty chius Leistig.

Gleichzeitig lebte in dem nahen Neuen als Pfarrer der letzte Supprior des Stiftes P. Stephanus Hoffmann. In dem selten innigen Freundschaftsbunde, der die beiden Exconventualen vereinigte, durfte Heyne der dritte sein, weshalb er die Grüssauer Jahre unter die schönsten seines Lebens rechnete. Er lag darum mit freudigem

Eifer seinen Berufspflichten ob, und dieser Eifer erlahmte nicht, als 1832 die Cholera ihre schwarzen Fittige über das friedliche Thal breitete und ihm das schwere Amt der Krankenprovisionen allein oblag. Die Zahl derselben stieg schließlich auf 40 in der Woche. Obgleich er mit allen Kranken in die unmittelbarste Berührung kam und die zahlreichen Opfer zu Grabe geleitete, blieb er doch, ein kleines Unwohlsein abgerechnet, verschont. Der Ministrant, der ihn damals auf den Verschwegen begleitete, war Joseph Kühn, der Sohn eines armen Handwerkers aus Grüssau. Heyne fand an dem talentvollen Knaben Gefallen und brachte bedeutende Opfer, um ihm die wissenschaftliche Laufbahn zu eröffnen. Kühn wurde Priester, war Religionslehrer am Breslauer St. Matthiasgymnasium und ist als Pfarrer, Erzpriester und Fürstbischöflicher Commissarius zu Gleiwitz gestorben.

Heyne ließ sich in Grüssau die Hebung der Schule, die sehr darnieder lag, angelegen sein, und machte zu diesem Zwecke besondere, eingehende Studien. In der pädagogischen Literatur seiner Zeit gewann er bald umfassende Kenntnisse. Da die Lehrer den Unterricht ohne Plan und Methode erteilten, so arbeitete er einen Lektionsplan aus und heftete ihn mit Genehmigung des Lokal- und Kreis-Schuleninspektors zur Nachachtung in den Klassen an. Zu seinem Leidwesen bemerkte er,

daß die biblische Geschichte ganz vernachlässigt war. Diesem Uebelstande suchte er aus allen Kräften abzu-
helfen. Um den Schülern diesen Unterricht anziehend
zu machen, arbeitete er ein eigenes „Handbuch der
biblischen Geographie“ aus, das in zwei Auflagen 1830
und 1832 zu Landeshut erschien. Die dazu gehörigen
Karten schaffte er aus eigenen Mitteln an. Er wollte
„eine gründliche, auf Nachdenken und Ueberzeugung
beruhende Kenntniß der heil. Schrift bei der reiferen
Schuljugend erzielen, um sich so den Weg zu einem
umfassenden und gründlichen Religionsunterrichte zu
bahnen.“ Zwar stieß er auf manchen Widerspruch,
schließlich aber gewann sein Handbuch den Beifall der
Lehrer und wurde als Schulbuch eingeführt.

Durch ein Ereigniß wurde er mittelbar veranlaßt,
auch auf historischem Gebiete literarisch thätig zu sein.
In Landeshut, dessen Pfarrer Heinrich Förster, der
nachmalige Fürstbischof, damals noch zu seinen wohl-
wollenden Gönnern gehörte, war er am 7. September
1831 Augenzeuge des Zusammenbrechens des Rath-
hausthurses. Die Nachrichten über Landeshut, die
sich im herabgestürzten Thurmkopfe befunden hatten
und nun gedruckt worden waren, erweckten von neuem
in ihm die Liebe zum Studium der Geschichte. Der
nahe liegende Gegenstand der historischen Forschung
wurde Grüssau. Auf Grund der ihm zugänglichen

Quellen und Hilfsmittel arbeitete er eine gedrängte Uebersicht der Geschichte des Klosters aus, die zunächst in dem zu Landeshut erscheinenden „Schlesischen Gebirgsfreund“ und 1835 zu Liegnitz als selbstständiges Werkchen unter dem Titel gedruckt wurde: *Geschichtliche Notizen über die aufgelöste ehemalige fürstliche Cisterzienser-Abtei Grüssau. Nebst einer Sammlung mehrerer das Kloster betreffender Urkunden. Liegnitz 1835, W. Pfingsten. 4^o. 32 S.* — Ueber die Stiftskirche schrieb er in lateinischer Sprache: *„Basilica insignis sancti Joannis Baptistae Grussovii Landeshutae 1831. Fol.“*

Auch die Dichtkunst pflegte Heyne, wozu die schöne Gegend und die angenehmen Verhältnisse, in denen er lebte, ihn anregten.

In Grüssau wohnte ein Baron von Kottwitz, der in dem Theile des Klosters, in welchem bis 1814 ein Gymnasium sich befand, eine Weber- und Spinner-Unterstützungsanstalt eingerichtet hatte, um die schlesische Leinwandmanufaktur zu heben. Der Zweck wurde jedoch nicht erreicht und die Anstalt deshalb wieder aufgehoben. Heyne stand anfangs auf freundschaftlichem Fuße mit dem Baron, bis derselbe, ein eifriger Pietist, mit Befehrungsversuchen an ihn herantrat. Für den Fall der Apostasie wurde ihm durch Vermittlung Königs Friedrich Wilhelm III., dessen Günstling von Kottwitz war, eine glänzende Zukunft in Aussicht gestellt. Er wies

diese Anträge mit Entrüstung zurück und hielt sich von da ab fern.

Im Herbst 1833 unterzog sich Heyne dem Pfarrconcursexamen vor dem Fürstbischöflichen Commissarius Gebauer in Löwenberg und errang ein Zeugniß erster Klasse. Nachdem er im Sommer 1834 einige Zeit die Pfarrei Neuen administriert, erhielt er durch Decret vom 2. October 1834 die Pfarrei Giesmannsdorf im Vollenhainer Archipresbyterat.

Die adjungirte Kirche zu Hartmannsdorf, die einen Hochaltar mit schönem Schnitzwerk aus dem 17. Jahrhundert enthält, war infolge eines Orkans so baufällig geworden, daß sie geschlossen werden mußte. Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten gelang es Heyne, sie so weit herzustellen, daß in ihr wieder Gottesdienst gehalten werden konnte.

Zur Pfarrei gehörte die Filiale in Thomasdorf. Wegen dieser Kirche entspann sich ein langer und schwerer Streit. Um dieselbe für erloschen erklären zu können, stellte man die irrige Behauptung auf, Thomasdorf sei Pfarrei. Heyne verfaßte eine ausführliche Denkschrift, worin er in neun Abschnitten mit historischen und rechtlichen Gründen bewies, daß jene Kirche von ihrem Ursprung an stets nur eine Filiale gewesen sei. In der That sah nun die Regierung von der Erlöschungserklärung ab.

Dieser Rechtsstreit schon führte Heyne neuerdings

auf das Gebiet historischer Studien, die er auch in Giesmannsdorf eifrig pflegte. Mannigfache Anregung und Förderung brachte ihm die Bekanntschaft mit dem Bäcker August Schottin in Landeshut, der, obwohl er sein Handwerk emsig betrieb, in seinen Mußestunden ernststen Studien oblag und durch Lektüre und eigenes Nachdenken einen Reichthum wissenschaftlicher Kenntnisse sich erworben hatte. Vorzüglich schenkte er seine Aufmerksamkeit der Naturgeschichte, Bibliographie und antiken Kunst, und besaß eine reichhaltige und schätzbare Sammlung von Conchylien, Kuriositäten, Alterthümern, Urnen, Pokalen, Bildern und Büchern, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregten. Er war zugleich Rustos der Wallenberg-Fenderlinschen Bibliothek, deren Geschichte Bürgermeister Perschke 1829 geschrieben und mit einem Kataloge veröffentlicht hatte. Heyne benützte fleißig die Büchersammlung seines Freundes Schottin, sowie die von demselben verwaltete Bibliothek bei seinen historischen Arbeiten. Er schrieb zunächst eine Geschichte der katholischen Pfarrei Giesmannsdorf und sandte sie 1836 durch den Erzpriester Münzer als Conventsarbeit an die bischöfliche Behörde ein, die ihm wegen des bewiesenen Fleißes und der Gründlichkeit, womit er gearbeitet, eine belobigende Anerkennung zukommen ließ.

Später verfaßte er, das frühere diesbezügliche Werk umarbeitend und erweiternd, nach Urkunden und Quellen

eine „Dokumentirte Geschichte der ehemaligen fürstlichen Cisterzienser-Abtei Grüssau.“ Das Werk sollte 1842 in Landeshut gedruckt und auf dem Wege der Subscription verbreitet werden; indeß sein Erscheinen unterblieb aus Mangel an Theilnehmern. Erst 1844 wurde die Geschichte mit Weglassung aller Citate und gelehrten Anmerkungen, so wie des als Anhang beigegebenen Urkundenbuches von C. F. Stuckart in Schweidnitz im ersten Bande der Chronik der Kirchen Schlesiens herausgegeben. Die interessanten Abschnitte dieser Geschichte Grüssaus fanden sodann, auf Grund neuentdeckter Quellen, vollständig umgearbeitet, in den Jahrgängen 1849, 1850 und 1851 des Schlesischen Kirchenblattes Aufnahme.

Im Jahre 1836 feierte die auf einer Anhöhe bei Alt-Reichenau freundlich gelegene St. Annakirche ihr hundertjähriges Bestehen. Heyne, dem Alt-Reichenau, als der Ort seiner ersten priesterlichen Wirksamkeit stets lieb geblieben war, griff in seine Harfe und ließ eine Jubelode drucken.

Bei jener Säkularfeier war Heyne Festprediger. Er genoß einen Ruf als Kanzelredner, beschäftigte sich viel mit Homiletik und arbeitete seine Predigten mit strengster Genauigkeit aus. Seine Jahresschlußpredigten von 1836 und 1837 ließ er auf Wunsch der Gemeinde drucken. Die letztere widmete er seinem verehrten Lehrer, dem Gymnasialdirektor Professor Scholz in Reisse.

Mit Eifer führte er auch die schon früher lieb gewonnenen pädagogischen Studien weiter. Dem Geiste der Zeit entsprechend, waren es die philanthropischen Grundsätze und Schriften von Pestalozzi, Salzmann, Wilmsen und Weiße, mit denen er sich bekannt machte, bis ihn Barthel in seiner Schulpädagogik ein heilsames Correctiv bot. — Damals wurde er auch mit Justinus Kerner's Seherin von Prevorst bekannt, was ihn veranlaßte, mit der Literatur über den thierischen Magnetismus sich bekannt zu machen und das dunkle Gebiet jener Erscheinungen zu erforschen, die aus der Geisterwelt in die Sinnenwelt hereinragen. Er las Kerner's „Blätter aus Prevorst“ und „Magikon,“ sowie die Werke, welche Eschenmayer, Baxter, Gerber, Fischer, Calmet, Schubert und Mencke über diesen Gegenstand geschrieben haben. Interessant war ihm, aus den Schriften der protestantischen Mystiker, die auf den Glauben an ihre magnetischen Somnambulen schwören, die Annahme eines Mittelzustandes zwischen dem Stande der Seligkeit und der Unseligkeit im Jenseits zu erfahren. Er verließ indeß bald diesen unfruchtbaren Boden, bis die Mystik von Görres erschien, die ihn im höchsten Grade fesselte.

Anhaltender beschäftigte er sich mit Mineralogie und Geologie, zu deren Studium er sich mehrere, theilweise kostspielige Werke anschaffte. Durch ein eigenes

Sammeln auf Excursionen, sowie durch Ankauf von Fossilien und durch ein ansehnliches Geschenk schöner Erzstufen aus den Kupferberger Gruben legte er eine bedeutende mineralogische Sammlung an, die ihm große Freude und Erholung in seinen freien Stunden gewährte. Dauernd konnte ihn indeß auch diese Wissenschaft nicht fesseln; das eigentliche Feld seiner wissenschaftlichen Thätigkeit blieben die historischen Studien, die ihm manchen gelehrten Freund zuführten.

Damals wurde er mit dem Prior des böhmischen Benediktinerklosters Braunau P. Hieronymus Ruzicka, dem gelehrten Historiographen des Stifts bekannt, woraus eine innige Freundschaft sich entwickelte. Heyne war wiederholt in Braunau und erfreute sich stets der ehrenvollsten Aufnahme seitens des Abtes J. J. Kotter.

Die ehrendste Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen wurde Heyne während seiner Giesmannsdorfer Pfarrverwaltung zu theil durch die Ernennung zum wirklichen Mitgliede der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, die unter dem 13. November 1836 erfolgte.

Mit diesen äußeren Auszeichnungen standen im grellsten Contraste die Kämpfe und Widerwärtigkeiten, die ihm seine amtliche Wirksamkeit verbitterten. Ein trunksüchtiger Lehrer bereitete ihm große Schwierigkeiten; die Wahrung des Eigenthumsrechts auf den Kirchhof,

der den Protestanten zur Mitbenützung eingeräumt war, zog ihm Feindseligkeiten und persönliche Insulten zu. In seiner Gemeinde trat er der Familie eines Wundarztes nahe, ohne den Charakter des irreligiösen Mannes und der ränkesüchtigen Frau zu durchschauen. Es wurden schwere Verdächtigungen und Denunciationen laut, sodaß eine Disciplinaruntersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, die im März 1843 seine Versetzung als Kreisvikar nach Neumarkt zur Folge hatte. Wer seine Aufzeichnungen über diese unglückseligen Vorgänge liest, kann des Gedankens sich nicht entschlagen, daß er das Opfer boshafter Intriguen geworden sei. Sein ganzes Leben war nun vergiftet, und mit herber Bitterkeit sprach er stets über die Verfolgungen, die er damals erlitten. Eine Trauerode — wohl dieselbe, die er in der Vorrede zu seiner Geschichte der Stadt Neumarkt S. IV. abdrucken ließ — bezeichnet er selbst als den Schwanengesang seiner irdischen Hoffnungen, als den Abschied von seinem Erdenglück.

Nach Neumarkt war ihm das Gerücht von den Anklagen, die in Giesmannsdorf gegen ihn erhoben worden, vorausgegangen. Das daraus entstandene Mißtrauen sowie neue Verdächtigungen, welche die Folge waren, verbitterten ihm auch hier das Leben. Dennoch war er unermüdet in seinem Amte thätig, bereitete nebenbei mehrere Knaben für das Gymnasium vor, darunter

einen 18jährigen jungen Menschen, Namens Kluge, der bereits Gürtlergeselle war. Derselbe verließ 1852 das Gymnasium zu Reisse mit dem Zeugniß der Reife, besuchte die Breslauer Universität und trat dann in ein österreichisches Benediktinerkloster ein.

Auch litterarisch war Heyne in Neumarkt trotz seiner schweren äußeren und inneren Kämpfe rastlos thätig. Er schrieb eine Geschichte der Stadtpfarrkirche zu St. Jakob in Reisse sowie die Geschichte der katholischen Pfarrkirche zu Landeshut; beide Arbeiten wurden zugleich mit der von ihm bereits in Giesmannsdorf verfaßten „pragmatischen Geschichte der aufgelösten fürstlichen Cisterzienser-Abtei Grüssau“ 1844 im ersten Bande der Chronik der Kirchen Schlesiens von Stuckart in Schweidnitz herausgegeben. Ueberhaupt wendet er von nun an mit erhöhtem Eifer seine Aufmerksamkeit dem Studium der vaterländischen Geschichte zu und suchte zu diesem Zwecke mit vielen Kosten alte Handschriften und Drucke sich zu verschaffen. Auch fertigte er eigenhändig mit einem großen Aufwande von Zeit und Mühe diplomatisch genaue Abschriften von Originalurkunden und Actenstücken aus rathhäuslichen und pfarrlichen Archiven. Aus seinem Nachlasse sind zwei sauber gebundene, ziemlich starke Folianten, welche solche Abschriften enthalten, in den Besitz der Dombibliothek übergegangen.

Nach oberhirtlicher Verordnung sollte 1843 die 600jährige Wiederkehr des Todestages der heil. Hedwig durch das ganze Bisthum festlich begangen werden. Heyne hatte die Festpredigt bei dieser Gedenkfeier in Neumarkt zu halten. Da die heil. Herzogin um Neumarkt durch die beiden Stiftungen des Hospitals für aussätige Frauen, neben der Propsteikirche vor dem Liegnitzer Thore, und des Franziskanerklosters in der Stadt sich besondere Verdienste erworben, so lag der Gedanke nahe, das Geschichtliche über die Gründung dieser Stiftungen in die Festpredigt aufzunehmen. Er wandte sich deshalb an den Bürgermeister, um Zutritt zum städtischen Archiv zu erlangen und dort nach Quellenmaterial zu forschen. Seinem Gesuche wurde bereitwilligst entsprochen. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm seitens der Stadtbehörde der Antrag gemacht, eine ausführliche Geschichte von Neumarkt zu schreiben. Er griff diese Idee mit Eifer auf und ging sofort an das quellenmäßige Sammeln des Stoffes, den er zumeist im Archiv und in der Registratur des Magistrats und der Pfarrei fand. Der Ausarbeitung des Werkes opferte er mit eisernem Fleiße alle Zeit, die er von seinen Amtsgeschäften erübrigte, und setzte die Arbeit ohne Unterbrechung auch in Rhipern fort, wohin er im Oktober 1843 auf einige Zeit zur Vertretung gehen mußte. Die Flemmingsche Buchhandlung in Glogau

übernahm Druck und Verlag des Werkes, jedoch bei der Besorgniß, daß eine Lokalgeschichte in weiteren Kreisen wenig Interesse finden werde, unter der Bedingung, daß der Verfasser, falls eine Subscription nicht das gewünschte Resultat ergebe, auf Honorar verzichte und sich mit 20 Freie Exemplaren begnüge. Es fanden sich 265 Subscribenten. Da die Mehrzahl derselben dem gewerbtreibenden Bürgerstande angehörten, so wurden die ausgedehnten erläuternden Bemerkungen und Quellen-nachweise zum großen Theil weggelassen. Das Werk erschien im Februar 1845 unter dem Titel: Urkundliche Geschichte der königlichen Immediat-Stadt Neumarkt, im ehemaligen Fürstenthume Breslau, von ihrer ersten Entstehung bis auf die neueste Zeit. Glogau, 1845, Flemming, 423 S. Der Verfasser widmete sein Buch den städtischen Behörden und dem Stadtpfarrer Erzpriester Elsner, dessen Wohlwollen er indeß auch durch diesen Akt der Aufmerksamkeit nicht zu erringen vermochte. Der Magistrat sprach in einem anerkennenden Schreiben seinen Dank aus, die Stadtverordneten bewilligten eine Prämie von 30 Thalern.

Im Jahre 1845, als die dissidentische Bewegung in ganz Schlesien und namentlich auch in Neumarkt hohe Wellen schlug, sah Heyne sich veranlaßt, auch auf polemischem Gebiete litterarisch aufzutreten. Der Bürgermeister Hertrumpf in Hirschberg hatte im

„Boten aus dem Riesengebirge“ einen Aufsatz veröffentlicht, dessen Inhalt und Tendenz aus dem Titel erhellt: „Allen Christen gebührt der Kelch im Abendmahl.“ Da der Artikel ein gewisses Aufsehen erregte, sandte Heyne eine längere Entgegnung ein, worin er die irrigen Behauptungen Punkt für Punkt aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und der Kirchengeschichte widerlegte. Die Entgegnung wurde in der ersten Augustnummer 1845 veröffentlicht.

In eine andere Polemik wurde er verwickelt, als bei der Säkularfeier der Gründung der protestantischen Kirche in Neumarkt am 3. Mai 1845 der Festredner bei Besprechung der Gegenreformation 1653 die katholische Kirche heftig angriff. Heyne gab die Antwort im Schles. Kirchenblatt Nr. 22. — Um dieselbe Zeit verfaßte er auch eine apologetische Abhandlung über die Frage: „Ist der Vorwurf, den man der katholischen Kirche macht, daß sie Unwissenheit und Aberglauben unter dem Volke begünstige und nähre, gerecht, und kann man die Verehrung der Heiligen, Bilder und Reliquien mit Grund abgöttisch und abergläubisch nennen?“ Sie war gerichtet gegen einen in der Nähe von Neumarkt als Prediger angestellten apostasirten Priaristenpriester, der in einer Broschüre der katholischen Kirche die erwähnten Vorwürfe gemacht hatte. Die Abhandlung scheint nicht gedruckt worden zu sein,

doch trug sie dem Verfasser das Lob der bischöflichen Behörde ein.

Auch ein freudiges Ereigniß — der Einzug des neuernählten Fürstbischofs Melchior von Diepenbrock — setzte damals Heyne's Feder in Bewegung. Von ihm war der schwungvolle poetische Gruß verfaßt, den ein weißgekleidetes Mädchen dem Oberhirten entgegenbrachte, als derselbe am 16. Juli 1845 Neumarkt berührte.

Im Jahre 1845 erhielt Heyne den Antrag, die Geschichte der Neumarkter Schützengilde zu schreiben und für dieselbe eine Immediatvorstellung an den Landesherrn um Verleihung einer neuen Fahne zu entwerfen. Die Geschichte der Gilde erschien in Arndt's „Centralarchiv für das gesammte deutsche Schützengilde-Wesen,“ Potsdam 1848, Heft 2 und 3, und bewirkte vorzugsweise, daß auch der Zweck der Petition erreicht wurde. Im Anschluß an seine Geschichte von Neumarkt, in welcher er das von der heil. Hedwig daselbst 1212 gegründete Minoritenkloster nur kurz behandelt, machte er über diesen Gegenstand weitere urkundliche und aktenmäßige Studien und veröffentlichte das Resultat im Schles. Kirchenblatte 1848 Nr. 22 ff.

Im Sommer 1846 war er durch sechs Wochen Pfarradministrator in Pölschweinitz. Dies veranlaßte ihn sofort, mit der Geschichte der kirchlichen und örtlichen

Verhältnisse daselbst sich zu beschäftigen. Das Resultat dieser Studien ist im Manuscript vorhanden; eine eingehende Darstellung haben die Bemühungen der Gemeinde gefunden, die zur Folge hatten, daß Polischweinitz 1803 wieder selbständige Pfarrei wurde.

Während seines Aufenthalts in Polischweinitz schrieb er auch eine historisch-theologische Abhandlung über das Zeugniß des Flavius Josephus von Christus unter dem Titel: *Flavii Josephi Judaei testimonium de Jesu Christo Domino* (*Antiqu. Jud. l. XVIII. c. 4*) *sincerum ac genuinum esse argumentis comprobatur.* In 14 Abschnitten sucht er die unzweifelhafte Echtheit des Zeugnisses nachzuweisen.

Nach seiner Rückkehr aus Polischweinitz beutete er das rathhäusliche Archiv weiter aus, um einen Nachtrag zu seiner Geschichte Neumarkts zu schreiben. Es entstand so eine ausführliche, urkundlich begründete Kirchengeschichte von Neumarkt. Auch in eine literarische Fehde wurde er damals wieder verwickelt. Die protestantischen Kirchenhistoriker Wobbs und Anders hatten die 1654 erfolgte Reduction der Neumarkter Pfarrkirche als unrechtmäßigen Gewaltakt hingestellt, weil die evangelische Gemeinde durch einen 1573 geschlossenen Kauf in einen rechtlich begründeten Besitz der Kirche gelangt sei. Heyne suchte diese Behauptung durch einen Artikel in den Schles. Provinzialblättern (Septemberheft

1846) zu entfräften. Hiergegen trat Pastor Berg aus Langhelwigsdorf bei Volkenhain auf, und es entspann sich zwischen ihm und Heyne ein langer Streit, in welchem ein großer diöcesanhistorischer Apparat aufgeboten, aber auch viel Born und Phrase auf beiden Seiten ins Feld geführt wurde.

Das Jahr 1846, welches für Heyne reich an herben persönlichen Erfahrungen gewesen war und manche seiner Hoffnungen getäuscht hatte, schlug seinem Herzen zum Schluß noch eine schmerzliche Wunde durch den Tod des Vaters, der am 26. December zu Reiffe erfolgte. Seine Mutter hatte er schon 1811 verloren.

Im Jahre 1847 trat Heyne mit dem Geheimen Archivrath Stenzel in näheren Verkehr, der bis zum Tode des letzteren auf beiden Seiten treu gepflegt wurde. Dieser Verkehr brachte ihm vielfache Anregung für seine vaterländischen Geschichtsstudien, und war ihm zugleich Entschädigung für manche Kränkung, die er sonst zu erleiden hatte. Der Tod Stenzels am 3. Januar 1854 schmerzte ihn darum tief; in seinem literarischen Nachlasse findet sich ein warm empfundener ausführlicher Nekrolog des um die Geschichte Schlesiens hochverdienten Gelehrten. — Das nächste Resultat des erwähnten Verkehrs war die am 1. Juni 1847 erfolgte Aufnahme Heynes als Mitglied des von Stenzel gegründeten Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens. In demselben

Jahre veröffentlichte er in den Provinzialblättern einen geschichtlichen Aufsatz über das dem Johannesstift an der Breslauer Kathedrale gehörige Dorf Krintsch, um entgegen der Behauptung, welche Anders in seinem historischen Atlas der evangelischen Kirche Schlesiens aufgestellt hatte, zu beweisen, daß dieses Dorf nicht protestantisch, also auch 1654 nicht reduzirt worden sei.

In seiner Geschichte von Neumarkt hatte Heyne nach dem Vorgange Stenzels (*Script. rer. Sil.* II, 32) die Propstei bei Neumarkt nebst dem Hospital der Aussätzigen als einem polnischen Benediktinerkloster Opatow gehörig hingestellt. Diese Ansicht vertrat er auch noch im Septemberheft der Provinzialblätter von 1847. Weitere Studien über diese Frage und neue Urkunden, die er entdeckte, brachten ihn indeß zu der Ueberzeugung, daß die Propstei nicht einem Benediktinerstift Opatow in Polen, welches nie existirt hat, sondern der in Böhmen bei Königgrätz gelegenen Abtei Opatowitz angehört habe. Er bewies dies ausführlich in einer Abhandlung, welche in Nr. 49 und 50 des Schlesischen Kirchenblattes 1847 erschien. Seine Ausführungen wurden erhärtet und vervollständigt durch neue Beweismittel, welche P. Hieronymus Ruzicka aus Braunau in Nr. 17 des Schlesischen Kirchenblattes 1848 beibrachte. — Als weiteren Beitrag zur Kirchengeschichte Neumarkts veröffentlichte er in Nr. 35 des Schlesischen Kirchenblattes

1847 die Geschichte der großen Bruderschaft SS. Corporis Christi bei der Stadtpfarrkirche zu St. Andreas.

Im Frühjahr 1848 war er zur Aushilfe nach Wilgen, einem ehemaligen Leubuser Stiftsdorfe berufen. Sofort skizzirte er eine Geschichte des Ortes. Während seines Aufenthalts daselbst nahm die Revolution ihren Lauf durch Deutschland; auch im benachbarten Groß-Bresla kam es zu heftigen Ausritten zwischen Guts herrschaft und Gemeinde, sodaß Militär aus Breslau requirirt werden mußte. Er ließ sich dadurch wenig stören, und arbeitete in seinen Mußestunden eine historische Abhandlung aus über eine uralte Kirche Schlesiens, die indeß heut nicht mehr besteht: die Begräbnißkirche zu St. Thomas in Flämis chdorf bei Neumarkt. Die Arbeit erschien im Schles. Kirchenblatt 1848 Nr. 13. Als weitere Frucht seines Wilgener Aufenthalts erschien in demselben Jahrgange des Schles. Kirchenblatts Nr. 22 bis 25 eine Geschichte der Klosterkirche und des Minoritenconvents zu Neumarkt. Veranlaßt war er zu dieser Arbeit worden durch die Wahrnehmung, daß die Neumarkter Bürger eine Erzählung im „Breslauer Beobachter 1838“, wo die Dichterin Charlotte Krause denselben Gegenstand ganz willkürlich romanhaft behandelt, für historische Wahrheit anzusehen geneigt waren.

Als Heyne nach Neumarkt zurückkehrte, fand er die Stadt in der größten Aufregung; in den Volks-

versammlungen führte der Dissidentenprediger Rausch das große Wort und suchte die Rolle eines modernen Volksbeglückers zu spielen, bis er es vorzog, nach Amerika auszuwandern, um nicht wegen Aufreizung gegen die bestehende gesetzliche Ordnung in Anklagezustand versetzt zu werden. Die weltererschütternden Ereignisse lenkten jedoch Heyne auch in Neumarkt keineswegs von seinen Studien ab, und auch unbedeutende Vorfälle erregten sein Interesse, wenn sie auf seine vaterländischen Geschichtsforschungen Bezug hatten. Am 2. Mai 1848 war in dem nahen Gohlau der Thurmkopf herabgenommen worden, der einige historische Nachrichten enthielt. Heyne vervollständigte dieselben bald zu einer im Manuscript noch vorhandenen kurzen Geschichte des Dominiums und der Kirche in Gohlau. — Damals machte er auch wieder Grüssau zum Gegenstand seiner Studien; neue Quellen hatten sich ihm erschlossen, und er gedachte in einzelnen Abhandlungen die wichtigsten Begebenheiten und Persönlichkeiten dieses Stiftes ausführlicher darzustellen. Das Schles. Kirchenblatt 1848 Nr. 38 brachte eine Schilderung des Hussiteneinfalls und der Greuel, die sie am 21. Juli 1426 in Grüssau verübten.

Trotz seiner Liebe zur Zurückgezogenheit und zu den Studien verfolgte Heyne doch mit Interesse und Verständniß die weltgeschichtlichen Ereignisse, die im Jahre

1848 sich abspielten, und er war viel zu sehr von der Aufgabe des katholischen Priesters durchdrungen, als daß er aus Bequemlichkeit oder Furcht hätte schweigen sollen, wo es Zeit war, öffentlich zu reden und zu handeln. Auf seine Anregung und Bemühung wurde deshalb im December 1848 ein katholischer Volksverein zu Neumarkt ins Leben gerufen, dessen Seele er war; und als das Neumarkter Stadtblatt einen Spottartikel auf Pius IX. brachte, verfaßte er eine energische Entgegnung, die allerdings von der Redaktion zurückgewiesen wurde.

Im Jahre 1847 hatte Heyne auf dem Rathhause zu Neumarkt eine bis dahin völlig vernachlässigte, hochinteressante, für die schlesische Geschichte wichtige Papierschrift (starker Folioband in rothen Saffian gebunden), anscheinend aus dem 14. und 15. Jahrhunderte stammend, entdeckt. Im Januarheft der Schlesischen Provinzialblätter 1849 veröffentlichte er nun eine Beschreibung und Inhaltsangabe des Manuscripts. In demselben befindet sich aus dem Jahre 1425 die Kopie einer Uebereinkunft zwischen dem Bischof, dem Domkapitel und der Stadt Breslau wegen eines Dammes an der Ober bei Scheitnig. Der Breslauer Magistrat wünschte eine Abschrift davon, welche Heyne mit diplomatischer Treue besorgte. — Im Februarhefte der Schlesischen Provinzialblätter 1849 lieferte Heyne einen geschicht-

lichen Aufsatz über die merkwürdigen Lebensschicksale des ungarischen Obersten Leonhard Assenheimer, der am 14. Juni 1446 zu Neumarkt enthauptet wurde und im Presbyterium der Stadtpfarrkirche seine letzte Ruhestätte fand. — Zu gleicher Zeit entwarf Heyne im Schles. Kirchenblatt 1849 Nr. 6 und 7 eine Charakteristik des Kreuzherrn mit dem rothen Stern Johannes Rüster, der Prior des St. Matthiastifts zu Breslau und von 1494—1515 Pfarrer von Neumarkt war, und charakterisirte zugleich die kirchlichen Verhältnisse Schlesiens unmittelbar vor der großen religiösen Umwälzung des 16. Jahrhunderts. — Im Märzheft der Schles. Provinzialblätter 1849 erschien von ihm eine ausführliche Geschichte der Hospitalkirche und des Hospitals zu St. Nicolaus in Neumarkt, mit urkundlichen Belegen und Nachweisen versehen.

Vom 1. Mai bis 31. Juli 1849 administrierte Heyne die durch den Tod des Pfarrers Grunke verwaiste Pfarrei Ober-Stephansdorf bei Neumarkt. Dies war für ihn Veranlassung, sofort eine ausführliche „Kirchen- und Pfarr-Matrikel“ der Pfarrei zu entwerfen. Seine Bemühungen, die Pfarrei zu erhalten, blieben hier ebenso wie früher in Bolschweinitz erfolglos. Dagegen verfiel er in Folge von Ueberanstrengung in eine schwere Krankheit, die dadurch verursacht wurde, daß er neben der Administration in Ober-Stephansdorf

zugleich seine Thätigkeit in Neumarkt fortsetzte. Bedauerlicher als die körperlichen Leiden war der Konflikt, in welchen ihn seine Widersacher durch Erhebung schwerer Anschuldigungen mit der geistlichen Behörde brachten, welche schließlich eine mehrwöchentliche Amtssuspension über ihn verhängte. So sehr ihn dies aufregte, gab er doch seine Studien und wissenschaftlichen Arbeiten nicht auf. Während seiner Suspension veröffentlichte er im Schles. Kirchenblatt 1849 Nr. 32 ein nach Urkunden gezeichnetes Lebensbild des berühmten Abtes von Grüssau Bernard Rosa. — Gleichzeitig konnte er einen Irrthum in der Genealogie des Historikers Thebesius berichtigen. Aus alten kirchlichen Registern, die er aufgefunden, ergab sich, daß George Thebesius von 1628—1639 Pastor in Obsendorf bei Neumarkt gewesen und von dort nach Liegnitz gegangen sei. Sein Sohn war der Stadtsyndikus und Notar Dr. George Thebesius, der durch seine „Liegnitzer Jahrbücher“ in der schlesischen Geschichte sich einen klangvollen Namen gemacht hat. Da der Geschichtsschreiber Thebesius den 13. Januar 1636 geboren ist, so hat er nicht in Liegnitz, wie die gewöhnliche Annahme ist, sondern in Obsendorf das Licht der Welt erblickt.

Mit diesen Studien war Heyne beschäftigt, als seine Suspension aufgehoben und er am 18. September 1849 als Kreisvikar nach Wohlau versetzt wurde. Hier

lebte er in den geistlichen Kreisen, wo er die freundlichste Aufnahme fand, neu auf und vergaß allmählich die bitteren Erfahrungen, die er in Neumarkt gemacht hatte. Bald nach Antritt seiner neuen Stellung mußte er in Krehlau den erkrankten Pfarrer Jünger einige Wochen vertreten. Die Studien wurden unterdeß eifrig fortgesetzt und im Novemberheft der Schles. Provinzialblätter 1849 erschienen von ihm „Authentische historische Nachrichten über die kirchlichen Verhältnisse Wohlau seit dem Jahre 1677 und insbesondere die Stadtkirche ad S. Laurentium betreffend“. Damals schon erwachte in ihm die Idee, eine ausführliche, dokumentirte Geschichte der Stadt und des Fürstenthums Wohlau zu schreiben. Er ging auch bald an die Ausführung, sammelte reiches Material, besonders aus dem rathhäuslichen Archiv und der Registratur des Königl. Domänen-Amtes in Wohlau. Die Ausarbeitung begann er 1850 in Wohlau, setzte sie in Groß-Schmograu und Mönchmutschelnitz fort und vollendete das Werk 1851 in Röben. Leider fanden sich nicht genug Abonnenten; Wohlau selbst, wo 1843 eine, freilich nur sehr mäßigen Ansprüchen genügende „Geschichte und Topographie der Stadt Wohlau“ von F. Schreiber erschienen war, betheiligte sich nur sehr wenig, und so kam es zunächst nicht zur Drucklegung. Erst 1867 erfolgte dieselbe auf Kosten der Stadtkommune von Wohlau. („Urkundliche

Geschichte der Stadt und des Fürstenthums Wohlau.“
Wohlau 1867, Druck von Albert Leuckart.)

Am 14. März 1850 wurde Heyne Administrator der durch den Tod des Pfarrers Müller erledigten Pfarrei Groß-Schmograu, um am 29. April in derselben Eigenschaft nach Mönchmotschelnitz zu gehen, dessen Pfarrer nach Groß-Schmograu versetzt worden war. In Mönchmotschelnitz vollendete er eine Charakteristik des Abtes Innocentius Fritsch, des Erbauers der herrlichen Stiftskirche in Grüssau. Die Arbeit erschien im Schles. Kirchenblatte 1850 Nr. 21 und 22. — Bei der Ordnung der Pfarr-Registratur wurden die Akten einer genauen Einsicht unterworfen, und es entstand eine „Geschichte der ehemaligen Schloß- jetzt Pfarrkirche zur heil. Maria in Mönchmotschelnitz,“ die im Schles. Kirchenblatte 1850 Nr. 48 und 49 Aufnahme fand.

Die eng begrenzte amtliche Beschäftigung in Mönchmotschelnitz, die Einsamkeit des Orts, die Abgeschiedenheit von jedem literarischen Verkehr, sogar von seinen Büchern, die er in Wohlau gelassen hatte, wirkten nachtheilig auf Heynes Gemüthsstimmung, und es trat eine gänzliche Erschlaffung und Abspannung seines Geistes ein. Darum war es ihm sehr erwünscht, daß er am 15. März 1851 die Pfarrei an den neuen Pfarrer übergeben und an demselben Tage noch nach Wohlau

zurückkehren konnte. Bald darauf suchte er vom Grafen Pourtales die Präsentation auf die Pfarrei Groß-Strenz zu erlangen, indeß wieder vergeblich; der General-Bevollmächtigte des Patronats Herrn meinte, der Kreisvikar Heyne möge ein recht gelehrter Herr sein, aber zum Gesellschafter für den Grafen und für ihn passe er nicht.

Unterdeß hatte Heyne über sämtliche, noch vorhandenen, die Stadt Wohlau betreffenden Urkunden ein Repertorium, numerisch und chronologisch geordnet, angefertigt, mit einem Vorwort über Zweck und Plan der Arbeit. Der wesentliche Inhalt jeder einzelnen Urkunde, die geschichtliche Veranlassung der Ausstellung war angegeben, sowie eine genaue Beschreibung der daran hängenden Siegel beigefügt. Er übergab das Repertorium dem Magistrat zur Aufbewahrung im städtischen Archive. Bei dieser diplomatischen Arbeit entdeckte und berichtigte er einen historischen Irrthum, der über das Hospital zum heiligen Petrus auf dem Rämmereigute Polnischdorf bei Wohlau sich fortgeerbt hatte und schließlich durch eine Inschrift an der Anstalt verewigt worden ist. Dieser Inschrift zufolge gilt 1510 als das Stiftungsjahr, Heyne fand indeß eine Urkunde, nach welcher das Hospital schon 1439 neugebaut wurde, nachdem es 1432 von den Hussiten zerstört worden war. — Vor seinem Weggange von Wohlau vollendete

Heyne noch das Lebensbild des Grüssauer Abtes Placidus Mundfering, welches im Schles. Kirchenblatte 1851 Nr. 37, 38 und 39 erschien.

Am 4. September 1851 wurde er als Pfarradministrator nach Röben versetzt. Auch diese Stadt machte er bald zum Gegenstand seiner geschichtlichen Studien und durchforschte zu diesem Zwecke das Pfarr- und Stadtarchiv. Die Frucht waren „Fragmente und Skizzen aus der Geschichte der katholischen Stadtpfarrkirche St. Peter und Paul zu Röben“. Reiffe, 1853. — In Röben nahm er auch seine mineralogischen Studien wieder auf, veranlaßt durch ein reichhaltiges Lager von Versteinerungen, das er am Oderufer entdeckte und ausbeutete, sodaß eine interessante Sammlung von Petrefakten entstand. — Damals wurde er auch auf Veranlassung des Fürstbischöflichen General-Visariats-Amts von Kirchenvorständen und von der geistlichen Behörde selbst bei Verfolgung von Rechtsfragen mit seinen umfassenden specialgeschichtlichen Kenntnissen in Anspruch genommen und um Auskunft angegangen, die er bereitwillig erteilte, was ihm den Dank der Behörde eintrug.

Seines Bleibens war in Röben nicht lange. Von einigen übel beleumundeten Gemeindemitgliedern wurde ein wahrer Sturm der Verfolgung gegen ihn erregt, und zwar mit solchem Erfolge, daß er im Herbst 1853

als Kreisvikar nach Lössen bei Trebnitz versetzt wurde. Seine Habe, insbesondere seinen Bücherschatz, brachte er in einem gemieteten Lokale in Köben unter, da seine Amtswohnung in Lössen nur in einem kleinen Dachstübchen bestand, und aller Mittel ledig trat er Nachmittags den 8. Dezember bei rauhem Winterwetter zu Fuß die Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte an, wo er ganz erschöpft mit wunden Füßen am 12. Dezember anlangte. Ein Lichtblick auf der mühseligen Wanderung war die freundliche Aufnahme, die er bei dem Pfarrer Peuckert in Auras fand und die ihn veranlaßte, bald nachher eine Skizze der älteren Kirchengeschichte von Auras zu entwerfen.

Es muß als selbstverständlich angesehen werden, daß er in seinem neuen Wirkungskreise sich sofort geschichtlich orientirte. In der That ist ein ziemlich umfangreicher Aufsatz, der die ältere Kirchen- und Profangeschichte von Lössen bis zur Zeit behandelt, wo die Pfarrei wieder vollständig katholisch wurde, im Manuscript vorhanden. Auch das benachbarte Langewiese erregte sein historisches Interesse, und er machte den Ursprung der berühmten Wallfahrt daselbst und die damit in Verbindung stehende Wirksamkeit des heiligen Johannes Capistranus in Breslau zum Gegenstand einer geschichtlichen Darstellung, die er später im Schles. Kirchenblatte 1855 Nr. 24 und 25 veröffentlichte.

Heyne fühlte sich in Lössen ganz vereinsamt; er nannte es sein Batmos. Sein Pfarrer kam ihm zwar, wenigstens anfänglich, freundlich entgegen, derselbe war aber kein Freund der Geselligkeit; und so waren wieder Studium und literarische Beschäftigung seine Unterhaltung und sein Trost. Während der langen Winterabende schrieb er in seiner Dachzelle seine Memorien. Ein halbhundertjähriges Leben voll schwerer Prüfungen, voll bitterer und schmerzlicher Erfahrungen zog an seinem Geiste vorüber, und ein düsteres Gemälde der mannigfachen Mißgeschicke hatte er zu entwerfen, das ihn bald in wehmüthige und schmerzliche, bald in erbitterte Stimmung versetzte.

Inzwischen wurde er nach Rapsdorf zur Vertretung des kranken Pfarrers Richling gerufen. Im Pfarrarchiv daselbst fand er ein altes Regest mit interessanten Nachrichten über die Zustände der Pfarrei und des Landes überhaupt während des 30jährigen Krieges. Exercirte sich sofort das Wichtigste.

Wohlthätig wirkte auf sein niedergedrücktes Gemüth der Frühling, der grade in Lössens Nachbarschaft seine Schönheit entfaltete. Die romantische Gegend um Skarsine und Bollentschine sprach ihn ungemein an; lebhaft interessirte er sich für die ehemals vielbesuchte Heilquelle in Skarsine und selbstverständlich für die Urgeschichte der Ortschaften. — Im Mai 1854 leistete

er zwei Wochen Aushilfe in Sulau, dessen Geschichte er sofort skizzirte. In der Nähe des Städtchens liegt Schlenz mit einem Kirchlein auf der Stelle, wo der heil. Adalbert auf seiner Reise von Gnesen nach Krakau 996 gepredigt haben soll. Heyne machte diese Tradition alsbald zum Gegenstand einer historischen Untersuchung. — Hatte er während seines Aufenthalts im schlesischen Gebirge und in Röben neben den geschichtlichen mit Vorliebe mineralogische Studien betrieben, so wendete er sich im Sommer 1854 der Botanik zu, wozu Skarsine mit seiner landschaftlich schönen Umgebung und dem mannigfaltigen Reichthum von seltenen Pflanzen, Kräutern, Moosen und Flechten anlockte. Auf einer dieser Excursionen, mit denen er in der Regel den Gebrauch des Skarsiner Sauerbrunnens verband, wurde er wegen seiner abgetragenen Kleidung für einen Bettler gehalten und von einer Dame mit einem Dreier beschenkt.

Er hatte unterdeß einen Theil der in Röben zurückgelassenen Bücherschätze nach Posen nachkommen lassen und setzte nun seine schriftstellerische Thätigkeit mit erneutem Eifer fort. Die Frucht seiner langjährigen Forschungen und Studien zur vaterländischen Kirchengeschichte war ein Urkundenbuch zur Geschichte des Bisthums Breslau, als Supplement der von Stenzel 1845 herausgegebenen „Urkunden zur Geschichte des Bisthums Breslau im Mittelalter.“ Aus den vielen

Dokumenten, die er in den verschiedensten Archiven und Registraturen abschriftlich gesammelt hatte, schied er 250 Urkunden aus, die für die Kirchengeschichte Schlesiens von Wichtigkeit sind, und ordnete sie chronologisch. Der summarische Inhalt ist über jede Urkunde genau und möglichst vollständig angegeben, das Siegel genau geschrieben und jede Urkunde von besonderem Werthe mit historisch-topographisch-statistischen Erläuterungen und Bemerkungen versehen. Tage und halbe Nächte hindurch arbeitete er ununterbrochen an dem mühevollen Werke, und widmete es in einem Prachtbände dem Fürstbischöflichen General-Vikariat-Amte, „theils um der Kirche des Vaterlands auch in wissenschaftlicher Hinsicht nützlich zu werden, theils, um seine vorgesetzte geistliche Behörde von seinem ernstem Streben und von der Grundlosigkeit der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu überzeugen.“ Der starke Foliant befindet sich in der Breslauer Dombibliothek und giebt noch immer Zeugniß von dem Forscher- und Sammelfleiß des Autors.

Damals trat Heyne auch in literarische Correspondenz mit dem Curatus Eßner in Leubus und lieferte ihm Beiträge zu einer Geschichte des ehemaligen Cisterzienserklosters daselbst. Leider hat Eßner seinen Plan nicht ausgeführt; in seinem Nachlasse fand sich nur die Bearbeitung der ältesten Geschichte des Stifts vor. — Das St. Hedwigsfest 1854 führte Heyne nach Trebnitz.

Die Frucht war eine Beschreibung der Hedwigskapelle mit dem Grabmal der heiligen Landespatronin. — Im Frühjahr 1855 führte eine Vertretung ihn wieder nach Sulau. Die Mußestunden benützte er, das Pfarrarchiv zu durchforschen und eine gedrängte Kirchengeschichte von Schlenz und Sulau zu verfassen, die in Nr. 29 und 30 des Schles. Kirchenblatts 1855 erschien. Im Sommer mußte er noch einmal nach Sulau zurückkehren, nachdem er vorher einige Wochen in Clarenkrant Aushilfe geleistet hatte. — Zur St. Hedwigsfeier ging er wieder nach Trebnitz, wo er mit den beiden Breslauer Bischöfen zusammentraf. Eine Schilderung des Festes nebst einer kurzen Beschreibung der Stiftskirche aus seiner Feder erschien in dem vom Religionslehrer Gottschlich zu Reisse redigirten „Christlichen Boten für Stadt und Land“ 1855 Nr. 10. — Um jene Zeit veröffentlichte der Superintendent Anders „Historische Diöcesantabellen oder Geschichtliche Darstellung der äußeren Verhältnisse der evangelischen Kirche in Schlesien“, worin gegen die katholische Kirche polemisirt wurde. Heyne veröffentlichte eine Beleuchtung der Schrift im Schles. Kirchenblatt 1855 Nr. 45, 46, 48 und 50 unter der Aufschrift „Zur Literatur der protestantischen Geschichtsschreibung“. — Auch stellte er eine Abhandlung, historische Nachrichten über das Dorf Rossen enthaltend, für das Schles. Kirchenblatt druckfertig.

Im Jahre 1856 veröffentlichte er im Schles. Kirchenblatte folgende diöcesangeschichtliche Artikel: „Die Säkularisation der Stifte und Klöster sowie anderer katholischer Kirchengüter in ihren Quellen, Fortschritten und Folgen sowohl für die gesammte katholische Kirche als für die schlesische insbesondere, nebst einer Würdigung der Verdienste, welche sich Stifte und Klöster um Kirche, Staat und Wissenschaft erworben haben“, Nr. 25, 27 und 29; „Die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in Wohlau, der Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums seit Gründung der alten Stadtkirche ad St. Laurentium“, Nr. 36, 37 und 39; „Jakob von Salza Bischof von Breslau und seine Zeit“, Nr. 47, 49 und 51; diesen letzten Artikel brachte er in Nr. 14 des folgenden Jahrgangs zum Abschluß. — Die Charakterbilder der Breslauer Bischöfe aus dem Reformationszeitalter setzte er im Meißner „Christlichen Boten“ fort; und zwar erschien im Jahrgang 1857 Nr. 2: „Balthasar von Promnitz, Bischof von Breslau und Fürst von Meisse, ein großer Wohlthäter der Stadt und des Fürstenthums Meisse“; Nr. 4: „Sebastian von Rostock, Bischof von Breslau; Nr. 6: Caspar von Logau, Bischof von Breslau und sein Zeitalter“; Nr. 10: Martin Gerstmann, Bischof von Breslau, Fürst von Meisse und Grottkau nach seinem Leben und Wirken dargestellt“; 1859 in den Nummern 9, 10 und 11 folgten: „Geschicht-

liche Beiträge zur Regierungsgeschichte des Bischofs Karl Ferdinand, Prinzen von Polen und Schlesien und zugleich Bischof von Ploetz in Polen," mit der Fortsetzung im Jahrgang 1861 Nr. 6, 7, 9 und 10. — In derselben Zeitschrift erschien 1859 Nr. 1 und 2: „Märchenhafte Sage vom Todtentanz, oder Anton Girwin, Bildhauer und Rathmann zu Meisse, und die kirchlichen und politischen Zustände seiner Zeit."

Heyne verließ 1857 sein Patmos, da er durch Decret vom 14. Februar dieses Jahres als Beneficiat an die St. Elisabethkapelle der Domkirche in Breslau versetzt wurde; zugleich wurde er Custos der Dombibliothek. Seiner wissenschaftlichen Neigung öffneten sich nun alle Quellen, deren er auf den verschiedenen Stationen seines bisherigen Lebensweges entbehren mußte, und da seine kirchlichen Officien nur wenig Zeit in Anspruch nahmen, so konnte er nun ganz und ungestört seinen Studien leben. Zunächst arbeitete er eine handschriftlich noch vorhandene „Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand der Bibliothek des Hochwürdigen Domkapitels ad S. Joannem Bapt." aus, worin er auch interessante Nachrichten über die Geschichte der Bibliothek zusammengestellt hat. Schon unter dem 4. Mai 1857 gab er im Schles. Kirchenblatte seine Absicht kund, die von Ritter 1845 begonnene Diöcesangeschichte zu ergänzen und fortzusetzen,

falls das Unternehmen beim Clerus des Bisthums Anklang und Unterstützung finden sollte. — In derselben Nummer (19) des Kirchenblatts kündigte Kastner den 1. Band seines Archivs für die Geschichte des Bisthums Breslau an.

Als Supplement zu dem 1857 erschienenen Diöcesan-schematismus veröffentlichte Heyne in den Nummern 39 und 40 des Schlesf. Kirchenblatts einen Artikel über „die Weihbischöfe des Bisthums Breslau von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart, nach Urkunden und Geschichtsquellen dargestellt“. Die Ansichten, die er in diesem Artikel bezüglich der Exemption des Breslauer Sprengels ausgesprochen hatte, riefen den Widerspruch des Propstes Fabisz im Posen'schen hervor, wogegen Heyne in einer längeren Erwiderung Nr. 48 und 49 sich vertheidigte: „Zur Geschichte der Exemption des Bisthums Breslau von dem Metropolitanverbande mit der erzbischöflichen Kirche zu Gnesen.“ — Der Jahrgang 1857 des Schlesf. Kirchenblatts enthält Nr. 43—45 von Heyne noch: „Die wichtigsten und interessantesten Momente aus der Geschichte der Alt-Kanztädtischen Convention.“ Der folgende Jahrgang brachte in Nr. 31 und 32 aus seiner Feder: „Die Kirche und Commende Corporis Christi zu Breslau.“ Außerdem veröffentlichte er in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthum Schlesiens II. Bd. S. 359—374:

„Die Stiftungsurkunde der Mansionarienkapelle B. M. V. oder des sogenannten Klein-Chors bei der Domkirche zu Breslau nebst einigen anderen darauf bezüglichen Urkunden.“

Im Jahre 1860 erschien der erste Band seines Hauptwerkes, in welchem er alle auf dem Gebiete der schlesischen Kirchengeschichte gewonnenen Resultate zusammenfaßte: „Dokumentirte Geschichte des Bisthums und Hochstifts Breslau.“ Breslau, W. G. Korn. 1860. 1. Bd. 1072 S. Dieser Band enthält die „Denkwürdigkeiten aus der Kirchen-Diöcesan-Geschichte Schlesiens“ von der Einführung des Christenthums bis zur böhmischen Oberherrschaft (966—1355). Der 2. Band erschien 1864, 972 Seiten stark, und stellte die „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der katholischen Kirche Schlesiens“ von der Mitte des 14. bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts dar. Der dritte, 1868 erschienene, 1304 Seiten starke Band behandelt die Zeit von 1418—1648. Ein vierter Band sollte das Werk zum Abschluß bringen und die Geschichte bis zur Gegenwart führen. Leider starb der Verfasser vor der Vollendung; in seinem Nachlasse fand sich das Manuscript zum größten Theile ausgearbeitet vor, es fehlten im allgemeinen nur noch die Kapitel über die Stifte und Klöster. In der Breslauer Dombibliothek harrete das Fragment bisher vergebens des Fortsetzers und

Herausgebers; freilich ist es schwer, an einen solchen Torso die vollendende Hand zu legen.

Dem Verfasser gebührt vor allem das Lob des emsigsten und unverdrossensten Fleißes, der es ihm ermöglichte, eine solche Fülle von Nachrichten aus der kirchlichen Specialgeschichte Schlesiens, zu nicht geringem Theil aus ungedruckten Quellen entnommen, darzubieten. Er beherrscht die auf die schlesische Kirchengeschichte bezügliche Specialliteratur und das archivalische Quellenmaterial. Sein Fleiß zeigt sich besonders in der Bearbeitung des Einzelnen, und tritt z. B. zu Tage in den genauen topographischen Bestimmungen, welche er den zahlreichen, zum erstenmal ganz abgedruckten oder inhaltlich citirten Urkunden zur Erläuterung beifügt. Grade durch diese sorgfältige Behandlung der Specialitäten ist die Absicht des Verfassers erreicht worden, mit seinem Werke dem schlesischen Clerus für solche Fälle, wo urkundliches Material erforderlich ist, ein Hilfsbuch und einen Rathgeber an die Hand zu geben.

Das Verdienst, welches Heyne um die Geschichte der Breslauer Kirche sich erworben, bleibt unvergänglich, trotz der offenbaren Mängel, die seinem Werke anhaften. Wünschenswerth wäre übersichtlichere Eintheilung, die bei der Fülle und Verschiedenartigkeit des Stoffes allerdings ihre großen Schwierigkeiten hat. Der Styl ist oft weitschweifig, und nicht selten wird ein homiletischer

Ton angeschlagen. Der literarische Apparat hätte, ohne sachlich etwas vermissen zu lassen, bei richtiger Deconomie bedeutend gekürzt werden können; wiederholt hat der Verfasser auf Gegenstände, die für ihn Nebensachen bleiben mußten, allzuweit sich eingelassen. Die große Bedeutung seines Werkes, die Fähigkeiten, Kenntnisse und der Fleiß, womit er an demselben gearbeitet hat, lassen um so mehr bedauern, daß ihm eine strenge, wissenschaftliche Schulung gefehlt hat.

Im Jahre 1861 galt die literarische Thätigkeit Heynes wiederholt dem Orden der barmherzigen Brüder. Nachdem Nr. 10 des Schles. Kirchenblatts eine Biographie des heil. Johannes von Gott aus seiner Feder gebracht hatte, veröffentlichte er im Sommer zur Feier des 150jährigen Bestehens des Breslauer Convents „Die Geschichte des Barmherzigen Brüder-Ordens in Schlessien“. Breslau, Aderholz. 178 Seiten. Zugleich gab er die Grundregeln des Ordens nach dem heiligen Augustin in Urtext und gegenüberstehender Uebersetzung heraus. Den Reinertrag bestimmte er für die neue Ordensniederlassung in Steinau a. d. O. Schon in Nr. 7 des Schles. Kirchenblattes hatte er erinnert, daß bereits vor 600 Jahren in Steinau ein Wohlthätigkeitsinstitut bestanden, welches die Pflege der Kranken und Armen, und die Beherbergung der Fremden zum Zwecke hatte und unter der Leitung der Hospitalbrüder zum heiligen Geiste

stand, welche gleich den Barmherzigen Brüdern die Ordensregel des heiligen Augustinus befolgten. — Als am 9. November in der Kirche des Breslauer Brüderklosters eine Profess stattfand, brachte das Schles. Kirchenblatt Nr. 46 eine Schilderung der Feier von Heynes Hand.

Am 16. Juni 1861 feierte die St. Mauritiuskirche zu Breslau das 600jährige Jubiläum ihres Bestehens. Aus dieser Veranlassung schrieb Heyne in Nr. 23 des Schles. Kirchenblatts einen Artikel über „die Pfarrkirche des heiligen Mauritius in der Ohlauer Vorstadt in Breslau.“ Derselbe Jahrgang des Kirchenblatts enthält in den Nummern 42, 43, 46, 47 und 48 einen längeren Aufsatz über die Frage: Was haben schlesische Bischöfe für die katholische Kirche ihres Vaterlandes gethan, als im 16. und 17. Jahrhundert die protestantische Religionsveränderung in Schlesien Anflug und Aufnahme gefunden?“ Besprochen wird die Thätigkeit der Bischöfe Jakob von Salza, Martin Gerstmann, Andreas Jerin, Johannes von Sitsch und Sebastian von Rostock.

In Nr. 3 des Schles. Kirchenblatts 1862 besprach Heyne sehr anerkennend die Geschichte der St. Corporis Christi-Pfarrei in Breslau von dem gleich ihm auf dem Gebiete der schlesischen Kirchengeschichte unermüdlischen Knoblich. — In den Nummern 25, 27, 28, 29, 41

und 42 desselben Jahrganges veröffentlichte er, als „Fragment aus der Kirchengeschichte in den Zeiten der Hussitenkriege“, „Die Martyrer Schlesiens, welche im 15. Jahrhundert dem Fanatismus als Opfer ihres katholischen Glaubens gefallen sind“.

Im Jahre 1870 erhielt Heyne vom Dompropst Neukirch den Auftrag, zur 150jährigen Jubelfeier des Orphanotrophiums und des Waisenhauses zur schmerzhaften Mutter in Breslau, die am 20. März stattfand, als Festschrift die Geschichte der beiden vom Kurfürsten und Bischof Franz Ludwig gestifteten Anstalten zu schreiben. Sie erschien, nach den vorhandenen Urkunden und Actenstücken quellenmäßig gearbeitet und mit dem Bilde des Stifters geschmückt, unter dem Titel: „Das kurfürstliche Orphanotrophium und Waisenhaus zur schmerzhaften Mutter Gottes.“ Breslau, Aberholz, 1870. 4°. 31 Seiten.

Neben diesen Studien und Publikationen beschäftigte sich Heyne mit der Anfertigung der Regesten des Domarchivs, konnte aber mit dieser Aufgabe, die er überdies als Nebenarbeit betrachten mußte, als bejahrter Mann, den das Augenlicht bereits verließ, nicht zum Ziele kommen.

Sein Lebensweg war mit Dornen reich besät, und auch seine literarische Thätigkeit mit manchen unerfreulichen Erfahrungen verknüpft; um so wohlthuernder war

ihm die ehrende Anerkennung seitens der katholisch-theologischen Fakultät der Breslauer Universität, die ihn beim Jubiläum 1861 zum Ehrendoktor promovirte, sowie das päpstliche Breve vom Jahre 1869, welches die Verdienste würdigte, die er sich um die schlesische Kirchengeschichte erworben hat.

Heyne wohnte in Breslau zuerst im theologischen Convict, dann im Beneficiatenhause der churfürstlichen Kapelle und später höchst bescheiden in dem zur Kreuzkirche gehörigen Hause neben der Kreuzschule. Jeden Morgen ging er frühzeitig in die Domkirche, um zu celebriren und in der St. Elisabethkapelle das ihm obliegende Passionsofficio zu persolviren. Bis kurz vor seinem Tode fungirte er auch als Vorstandspriester der alten „marianischen Bruderschaft Breslauer Bürger“, welcher er allsonntäglich in der Kirche des Schullehrerseminars Exhorten hielt, wie er auch sonst öfters vertretungsweise die Kanzel bestieg. — Mit dem zunehmenden Alter schien auch seine Verstimmung zu wachsen, so daß er, nach außen ziemlich verschlossen und fast mürrisch, seinen Verkehr auf engste Kreise beschränkte. Wie er selbst trotz seines spärlichen Einkommens sehr freigebig war, so äußerte er auch den lebhaften Dank, wenn ihm eine Wohlthat erwiesen, namentlich durch Vermittlung des Procuratoriums der Dombibliothek die Möglichkeit geboten wurde, im Sommer einen Ausflug

oder eine kleine Studienreise zu unternehmen. — Seine letzten Lebenstage waren mit schweren Leiden heimgesucht, und am 28. October 1871 machte ein Lungen Schlag seinem 67 jährigen vielbewegten und vielgeprüften Leben ein Ende. Prunklos wie sein Leben war auch seine Bestattung auf dem alten St. Laurentiuskirchhofe.

Heynes Name wird stets mit Ehren genannt werden; seine literarischen Werke, namentlich seine Bisthumsgeschichte werden als reiche Fundgrube fleißig ausgebeutet; sie sind zugleich eine beständige Anregung für jüngere Forscher, auf den von ihm gebahnten Wegen fortzuschreiten und das Feld der schlesischen Kirchengeschichte weiterzubauen.

Michael Rania.

(1805—1891.)

Geboren am 21. September 1805 zu Rubier im Plessner Kreise, erreichte Rania das hohe Alter von 85 Jahren 7 Monaten und 20 Tagen, und zwar in seltener geistiger und körperlicher Thätigkeit. Erst im September des Jahres 1890 befiel ihn ein tödtliches Leiden, gegen welches seine zähe Lebenskraft noch acht Monate hartnäckigen Widerstand leistete, bis der Tod durch Gehirnlähmung erfolgte. Ein rastlos thätiges Leben liegt hinter ihm. Er trug — zeitweise ohne

Kaplan — nicht nur in seiner Pfarrei die Last der ganzen Seelsorge, sondern leistete auch in Nachbarpfarreien öfter, besonders bei Ablassfesten, mit Hochamt, Predigt und Beichtthören bereitwillig Aushilfe. Rania war eine ähnlich zähe Natur wie der greise Feldmarschall Moltke. Legterer wurde einmal gefragt, wodurch er sich ein so hohes, körperlich und geistig frisches Alter gesichert hätte. Darauf antwortete er: durch eine strenge und arbeitsvolle Jugend. Dasselbe konnte Rania von sich sagen. Das Leben und Studiren und Fortkommen wurde ihm nicht leicht gemacht, und was er geworden ist, ist er meist geworden durch strenge Arbeit und unter großen Entbehrungen. Seine Eltern waren einfache Landleute und nicht mit Glücksgütern gesegnet. Im Heimathsdorfe befand sich keine Schule; die Muttersprache war die polnische. Oft hörte ich aus dem Munde des Verstorbenen Mittheilungen über seinen Bildungsgang; wie er den ersten Lese- und Katechismus-Unterricht von seiner Mutter erhielt; wie er dann in die über eine Meile entfernte Plessner Stadtschule geschickt wurde; wie er mit 14 Jahren, des Deutschen nur sehr unvollkommen mächtig, auf das Gymnasium nach Gleiwitz kam; wie er mit eisernem Fleiß, bei kargen Mitteln sich auf das Aeußerste einschränkend, aber auch von Wohlthätern unterstützt, sowohl die Gymnasial- als auch die Universitätsstudien in Breslau vollendete, bis

er am 7. April 1832 die heil. Priesterweihe erhielt. Sofort, ohne nur die geringste Erholungszeit für sich in Anspruch zu nehmen, trat der junge Priester seine erste Anstellung als Vicar in Ujest an. Hier wirkte er als ein bescheidener und arbeitstüchtiger Geistlicher 2 Jahre. Darauf wurde er auf die Pfarrei Bonischowik berufen, die er durch länger als 57 Jahre pastorirte und nicht mehr verließ, bis Gott ihn abrief.

Der Zug der Anspruchslosigkeit, der strengen Gewissenhaftigkeit und der Unermülichkeit in der Arbeit geht durch das ganze Leben Rania's. Und wenn in unserer Zeit — und zwar mit Recht — viel über Streberthum und Genußsucht geklagt wird, so konnte er als leuchtendes Vorbild für das Gegentheil gelten. Von seiner nicht gerade einträglichen Dorfpfarrei suchte er nie fortzukommen. Wohl ist öfter an ihn der Ruf ergangen, eine besser dotirte Pfarrei oder eine Stellung anzunehmen, wo er sein Licht hätte besser leuchten lassen können; aber immer vergebens. Er strebte nach keiner höheren Stellung, er wollte Pfarrer auf dem Dorfe bleiben. Und in seiner Häuslichkeit, in seinen Lebensbedürfnissen — wie einfach war er, wie bescheiden! Von den sogenannten Annehmlichkeiten des Lebens keine Spur! Bezeichnend für ihn ist es auch, daß er während seines ganzen langen Lebens keine einzige größere Erholungs-, keine einzige Badreise gemacht hat, obgleich

ihm letzteres oft nahe gelegt wurde, da er einige schwere Krankheiten überstehen mußte und auch sonst von mancherlei körperlichen Leiden geplagt war. Aber gegen Krankheit brauchte er meist sogar nicht einmal den Arzt; seine Hauptmedizin war Geduld, Gebet und Selbstüberwindung. Ueber seine Leiden hat er fast nie geklagt, manchmal gescherzt, immer aber sich bis zum Äußersten aufrecht zu halten und trotz Krankheit und Leiden seine Pflichten in der Kirche, im Beichtstuhl, am Krankenbette, am Schreibtisch — oft mit der größten Selbstüberwindung — zu erfüllen gesucht. Und wenn das schon in kranken Tagen der Fall war, so noch viel mehr in gesunden. Er hat sich nie eine pflichtmäßige Arbeit „geschenkt“ oder dieselbe leicht genommen. Allen seinen seelsorglichen Pflichten wandte er einen gleichmäßigen Eifer zu; aber ganz besonders war er immer bemüht, durch wohlstudirte Predigten, durch klare und eindringliche Christenlehren in der Kirche und beim Brautexamen und durch einen gründlichen Beicht- und Communion-Unterricht die christlichen Heilswahrheiten den Herzen seiner Pfarrkinder tief einzuprägen und so für seine Gemeinde jenes Licht zu werden, welches den Weg zum Himmel zeigt, jenes Salz, ohne welches das menschliche Leben schaal wird. So wurde denn auch die Gemeinde durch ihn geistig und sittlich gehoben, und der Same, den er in sie hineingelegt, wird, trotz

der Ungunst der Zeiten, noch Früchte tragen für Generationen.

Dazu kam, daß der eifrige Pfarrer nie durch die That verdarb, was er durch das Wort lehrte, nie auch nur den Schatten eines bösen Beispiels gab, und daß er seine seelsorgliche Arbeit befruchtete durch unablässiges Gebet und Opfer.

Die Zeit, welche ihm von den seelsorglichen und verwaltungsgeschäftlichen Arbeiten übrig blieb, widmete er meist dem Studium, und zwar bis in das höchste Alter. Leichtere Unterhaltungslectüre verschmähte er meist; aber gründlich wissenschaftliche Werke las er gern und arbeitete dieselben oft mit der Feder in der Hand durch. In der Theologie zog ihn besonders Dogmatik, Moral und Canonisches Recht, in den Profanwissenschaften Mathematik, Physik und Geschichte an, und in diesen Fächern eignete er sich ein im Durchschnitt nicht gewöhnliches Wissen an. Freilich war er nicht sehr mittheilksam, aber wer es verstand, ihn anzuregen und aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Erfahrung zu schöpfen, der konnte den einfachen Landpfarrer nur bewundern und ihm recht dankbar sein. Erinnert sei hier auch noch an das große Verdienst, das sich Rania um die Abfassung des früheren polnischen Diöcesankatechismus erworben hat.

Natürlich konnte solche Thätigkeit selbst auf der

einsamen Landpfarrei nicht verborgen bleiben. Schon Ende 30er Jahre wurde dem Bonischowitzer Pfarrer die Schulinspektion über den ganzen Gleiwitzer Kreis übertragen, Mitte der 50er Jahre wurde er zum Fürstbischöflichen Commissarius ernannt, endlich im Jahre 1862 als Ehrendomherr des Breslauer Kapitels installiert; auch staatlicherseits durch den rothen Adlerorden erst 4., dann 3. Klasse mit der Schleife ausgezeichnet.

Bei all' dem blieb der Canonikus und Ritter der alte bescheidene Landpfarrer. Von ihm konnte man nicht sagen: Honores mutant mores. Nur nach allen Seiten seinen Pflichten zu genügen, war sein einziger Ehrgeiz, und in diesem Sinne freute er sich auch über jede Anerkennung, die ihm ja oft von geistlicher wie weltlicher Seite und bis in die jüngste Zeit hinein zu Theil wurde. Eine solche Anerkennung für treue Pflichterfüllung that ihm wohl. Dagegen war er ein Feind alles Prunkhaften und aller Feiern, die ihm zu Ehren veranstaltet werden sollten. In dieser Beziehung sei nur erwähnt, daß er drei seltene Jubiläen, das 50jährige Priester-, das 50jährige Pfarrer- und das 25jährige Canonikatsjubiläum erlebt, aber keines derselben gefeiert hat. Und weil ihm wahrscheinlich die Feier des 50jährigen Priesterjubiläums von der Gemeinde und den Concircularen aufgenöthigt worden wäre, so dankte er Gott, daß der Tag (7. April 1882) gerade auf den

Charfreitag fiel, an dem sich jede äußere Feier von selbst verbot. Einen anderen Tag aber zur Feier zu bestimmen, dazu war er nicht zu bewegen.

Dabei war der Bonischowitzer Pfarrer umgänglich und gastfrei, machte oft einen nachbarlichen Besuch und sah gern Gäste bei sich. Man kam auch gern zu ihm, denn man fühlte bald das Wohlwollen heraus, das der Canonicus jedem, besonders jedem Confrater, und war es der jüngste, entgegen brachte. Freilich Fernerstehenden erschien er manchmal rauh und abweisend, er war eben keine geschmeidige Natur, auch nicht nach oben. Er gehörte nicht zu jenen, die aller Welt — vielleicht auf Kosten der Aufrichtigkeit — ein freundliches Gesicht machen. Er war immer offen und ehrlich, darum, wo es ihm nothwendig schien, auch manchmal schroff und scharf, aber im Herzen gut und wohlwollend und sicherlich hat er niemandem, weder amtlich noch privatim, je geschadet, vielen aber in schwierigen Lagen geholfen, namentlich in seiner Stellung als Schulinspector und Commissarius. Hier ist auch der Ort, das mannhafte Auftreten des Verstorbenen in seiner Eigenschaft als Fürstbischöflicher Commissarius und Vertrauensmann des ober-schlesischen Clerus rühmend hervorzuheben, als Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre die Seelsorgsgeistlichkeit Oberschlesiens in ganz unbegründeter und ungerechter Weise verdächtigt und angegriffen wurde. (Mit Uebergang

anderer Beschwerdepunkte sei hier nur an die bekannte Rektoratsrede Reinkens erinnert.) Wenn seitdem die Werthschätzung des oberschlesischen Clerus sich bedeutend gehoben, so hat der verstorbene Canonicus Rania ein Hauptverdienst dabei.

Zum Schluß ist noch eins kurz zu berühren, soll nicht etwas Wichtiges im Lebensbilde des Canonicus Rania übergangen werden, seine Wohlthätigkeit. Wohl bezog er keine großen Einkünfte, aber da seine Lebensbedürfnisse noch geringer waren, blieb ihm noch manches zum Wohlthun. Und in welch' ausgedehntem Maße er das Wohlthun übte, hatte ich oft Gelegenheit einzusehen. Wenn auch die Linke nicht wissen sollte, was die Rechte thut, so ist doch Manches ans Licht gekommen, namentlich durch die vielen Postanweisungen, die oft mit namhaften Summen an verschiedene Wohlthätigkeits-Anstalten, Vereine, Kirchen, Waisen- und Krankenhäuser, für Missionen, an Nothleidende abgingen. Schwerlich ist je ein Bittender, sei es, daß er sich mündlich oder schriftlich an ihn wandte, von ihm leer ausgegangen. Bekannt wurde, daß der Canonicus zum Kirchenbau in seinem Heimatsdorfe eine verhältnißmäßig große Summe gespendet, und daß er in Ponischowitz zu Gunsten der Pfarrgemeinde eine Foundation gemacht hat, von deren Zinsen ein Kaplan unterhalten werden soll. Wenn man schließlich bedenkt, was er unablässig für die Ver-

schönerung seiner Kirche und für die Ortsarmen that, so wird man sich nicht wundern, daß er nur über sehr Weniges testamentarisch zu verfügen hatte, wovon auch noch 900 Mark zu einer Armenfondation bestimmt wurden.

Bernhard Hein.

(1805—1866.)

„Der gute Pfarrer Hein.“ So nannte man ihn nicht nur dort unten am Fuße des waldigen Zobtenberges, wo sein Leben in stiller Einsamkeit sanft dahingerauscht ist, so nannte man ihn weit und breit und wer ihn kannte, konnte ihn nicht anders nennen. Er war ein Priester, der es so gut verstanden, was Bischof Sailer von seiner Zeit und sicher nicht minder von der unseren dringend verlangt, der Welt als Priester das Opfer seiner Persönlichkeit zu bringen.

Bernhard Hein wurde am 7. August 1805 zu Klein-Röhrsdorf bei Liebenthal geboren. Seine Eltern waren fleißige, arbeitssame Leute, die von einer kleinen Gärtnerei ihre vier Kinder zu ernähren suchten und bemüht waren, ihnen durch fromme, strenge Erziehung ein sicheres Erbtheil zu hinterlassen. Bernhard war ein frohes, heiteres, doch nicht ausgelassenes Kind, das viel Lust und Geschick zum Bauen und Schnitzeln wie nicht minder regen Eifer im Lernen zeigte. Schon früh war es

ihm eine große Freude, dem Priester ministriren zu dürfen und oft blieb er lieber bis Mittag ohne Frühstück, als daß er sich den Ministrantendienst hätte versagen sollen. Gar zu gern wäre er in den Musikunterricht gegangen, aber als er einst den Vater um eine Geige bat, erhielt er nichts, als die Antwort: „Junge, woher soll ich das Ding nehmen, woher die Saiten, die du dazu brauchen wirst?“ Und mit der Musik hatte es nun sein Bewenden? Nein, unser Dorfmusikus-Aspirant war ein rühriger Spinner, und um auch ein tüchtiger Spieler werden zu können, spann er mehr als seine Pflicht, auf daß er sich durch diesen Nebenverdienst in den Besitz einer Geige brächte. Er hat sie redlich ersponnen, die Geige. Solch eine Regsamkeit und Entschiedenheit verbunden mit kindlichem Fromm- und Frohsinn im Knaben ließ einst den Curatus von Harpersdorf an den Vater, den er gerade auf dem Felde traf, die Frage richten: „Was wollt Ihr den Jungen werden lassen, Vater Hein?“ — „Ja, das weiß Gott,“ erwiderte das sorgenschwere Vaterherz. „Wißt, laßt ihn studiren.“ Erstaunt und zugleich freudig bewegt, hatte der Vater hiergegen keinen anderen Einwand zu machen, als, „aber — woher das Geld?“ — „Nun, ich werde ihm zunächst Stunden geben,“ versprach der brave Curatus, und die Stunde hatte für Bernhard geschlagen. Die Peitsche in der Hand,

die Grammatik unterm Arme konnte man ihn nun die Rüge austreiben und auf der Weide emsig studiren sehen. Nur kurze Zeit jedoch sollte der kleine Lockenkopf noch der Dorfjugend beigezählt werden. Zu den großen Ferien trafen zwei Breslauer Gymnasiasten, die beiden Brüder Fliegel aus seinem Dorfe dort ein. Mit diesen trat er bald in engere Beziehungen, ja diese wußten ihm so viel Muth einzulößen, daß er in ihrer Mitte und unter ihrem Schutze mit Schluß der Ferien nach Breslau auf das St. Matthias-Gymnasium zog. Hier fand er im Stadtpfarrhause auf dem Sande seine erste gastliche Aufnahme, und wie freute er sich, da er mich vor nicht gar langer Zeit in der Stube als Kaplan wohnen fand, die ihn damals beherbergt hatte. Sein eigentliches Quartier schlug er bei seinen beiden Freunden auf, mußte er doch der Wirthin als Stiefelpuzer und Laufbursche die Pension vergütigen. Die Studien glückten ihm, so daß er durch fleißiges Ertheilen von Stunden sich von dieser drückenden Zahlungspflicht, als er Quartaner geworden war, zu befreien mußte. Von Hause erhielt er nur von Woche zu Woche sein Brod und Butter. Nach zwei Jahren starb ihm der Vater; dieser Verlust und zumal das traurige Ende, das denselben beim Sandgraben durch Einsturz der Grube getroffen, beugte den treuen Sohn tief. Muthig aber, fest im Gottvertrauen hielt er aus und gelangte glücklich durch

die aspera des Gymnasienlebens zu den astra des Studentenlebens, die, wenn auch ebenfalls aus Noth und Kummer gebildet, doch in edlem Streben und frischer Fröhlichkeit dem Theologen freundlich strahlten, so daß er gern noch in späteren Tagen auf ihre Laufbahn zurückschaute. Der Wonnetag seines Lebens brach an. Zum Priester geweiht, hatte er das Glück unter Assistenz des damaligen Pfarrers von Falkenhain, des Prälaten Neukirch seine Primiz zu feiern. Als Senior des Alumnats kehrte er darauf nach Breslau zurück. Ein Jahr später finden wir ihn in Lauban an der dortigen Klosterkirche, die er nach fast vier Jahren verließ, um in Liegnitz seine Wirksamkeit als Kaplan fortzusetzen. Diese währte noch vier Jahre; dann zum Kreisvikar nach Schweidnitz berufen, wurde seine Hilfe in Gorkau nothwendig. Bald starb der dortige Pfarrer und kein Anderer sollte sein Nachfolger werden, so wünschte es die ganze Gemeinde, als der, der es so gut verstanden, „vom guten Hirten ihnen zu predigen“, der Kreisvikar Hein. Es geschah, und er ist der Gemeinde in der That ein guter Hirt geworden und geblieben, durch mehr als 26 Jahre, dem die tieferschütterte Heerde an seinem Todestage so schön und so gerecht nachrief: „Er war uns ein guter Hirt. Sein Andenken bleibt uns heilig.“ Dies Andenken hat er sich für alle Zeit und bei Allen, die ihn kannten durch seine liebevolle, treue Wirksamkeit gesichert.

Tief innerliche Güte war der Grundzug dieses Priesterlebens. Seine wirkliche Herzensgüte, die noch durch volle Anspruchslosigkeit ihren Zauber verstärkte, prägte sich in seinem ganzen Wesen klar aus. Sie begleitete ihn hinauf zur Kanzel und ließ ihn mit den Worten der Liebe den göttlichen Samen des Evangeliums in die Herzen der Gläubigen streuen. Sie erglühete in ihm, da er voll Milde die verlorenen Schäflein im Beichtstuhl unermüdlich sammelte. Gerade er hat deren viel gefunden, gern warfen sie sich ihm zu Füßen, ihn ehrte ein großes Vertrauen. Sie war über Alles lieblich, wenn er selbst in kindlicher seliger Unbefangenheit in der Mitte der Kleinen sich befand und ihnen die Geheimnisse des Reiches Gottes erschloß. Eilte er immer gern in seine vier Landschulen, so gab er sich ganz besonders denselben hin, wenn die Kinder das erste Mal Dem sich nahen sollten, der sie so freundlich zu sich geladen mit den Worten: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ In der Kirche selbst zeigte er ihnen im Kommunionunterricht den Weg zum Himmel. Unbewußt zog er jeden an sich und jeder fand an ihm einen Freund ohne Falsch und Hehl. Was der Apostel von der Liebe so lieblich zu schildern weiß: Die Liebe ist duldsam, sie ist sanft, die Liebe beneidet nicht, sie sucht nicht das Ihrige, sie denkt nichts Arges, sie erträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, diese goldnen Worte

klangen laut wieder in dem Leben des lieben Pfarrers von Gorkau mitten in dem wirren Gewühl dieser Welt und machten seinen Umgang überaus angenehm. Liebte er auch die Einsamkeit und war es ihm so wohl da drinnen im stillen Waldesdunkel, war es sein erster Gang früh am Morgen, nachdem er die Kirche, wo er selbst die ewige Lampe besorgte, begrüßt, so hatte er sich doch ohne Haß vor der Welt verschlossen und ein Herz bewahrt, das dem Freunde treu und warm entgegenschlug. Es war ein echter Confrater; seine Anrede, die er so gern gebrauchte, sein „lieber Bruder“, sie war wirklich brüderlich gemeint. Gern wollte er unter seinen Amtsgenossen, sah dieselben mit Freuden in seinem gastlichen Zimmer, wo er stets zuvorkommend ohne Murren herzerfreuende Gastfreundschaft übte. Nie habe ich in seinem Umgange ein hartes Urtheil vernommen. Liebevoller Nachsicht, besorgte Zartheit für Freund und Feind barg sein reiches Herz in aller Fülle. Mußte er das Unrecht, das Böse, das Sündhafte verurtheilen, geschah es nur mit innigem Schmerz und Weh, und immer nur mit wenigen Worten. So viel an ihm gelegen, hätte er mit Allen am liebsten stets Frieden gehalten. Mir war es oft, als wären ihm die Worte des Herrn in das Herz gewachsen: „Eure Rede sei, ja, ja, nein, nein, was darüber, ist vom Uebel“, so überlegt und wohlervogen zurückhaltend wußte er

seine Meinung zu äußern. Dieses schöne Maßhalten war ihm auch sonst schon von Jugend auf in hohem Grade eigen; sein ruhiger, stiller Blick sagte es jedem in dem ersten Augenblick. Nur in einem Falle schien er dies Maßhalten nicht zu kennen, sich zu vergessen, wenn es galt, wohlzuthuen. Frägst du mich, warum gerade die Armen seiner ausgedehnten Pfarrei sich zu seiner Leiche drängten, warum sie ihre Thränen gar nicht hemmen, von seinem Grabe nicht weichen wollten — ach sie wußten, daß ein liebevolles Auge sich ihnen geschlossen, eine Hand erlahmt, die nicht müde werden konnte im Gutesthun, ein Herz erkaltet, das sie Alle so warm geliebt. Ja seine Güte kannte der Armuth gegenüber keine Grenzen. „Ich bin selbst arm gewesen, ich weiß, wie bitter die Armuth ist,“ und darum flossen seine Almosen so reich, daß er immer arm geblieben von der Wiege bis zum Grabe. Seine Schätze, konnte mit Recht ihm der Priester in der Leichenrede nachrufen, sind allein die Thränen der Armuth, die er getrocknet. Das ist sein Edelgestein im Leben, das sein schönster Schmuck im Tode. Wohl manchmal hat er sich des Nothwendigen selbst entäußert, um damit die Noth Anderer zu lindern. Wie ein zweiter Martinus theilte er zwar nicht seinen Mantel, wohl aber das Bett mit dem Dürftigen. Er wurde einst zu einem todtranken Manne gerufen. Groß war die Noth, Stroh sein Lager. Das

schmerzte unsern guten Pfarrer tief. Nachdem er dem Kranken die Himmelspeise gereicht, verläßt er diese Stätte höchster Armuth. Ein Knabe folgt ihm auf sein Geheiß. Im Pfarrhaus angelangt, tritt er rasch in das Zimmer zum Bett und freudigen Laufes eilt der Knabe mit dem Kopfkissen des Pfarrers zurück zum Kranken. Niemand erfährt etwas davon; erst als am Morgen die Schwester ihn erstaunt fragt: „Bernhard, haben sie dir etwa ein Kopfkissen gestohlen?“ bekennt er sich selbst als den Dieb. Diese Güte war seine Begleiterin wohl immer, wenn ihn der Weg in die Hütten der Armen führte. Nicht genug, daß er ihnen die geistlichen Funktionen gar oft ohne jede Begütigung verrichtete, daß er weite Krankenprovisuren Tag und Nacht meist zu Fuß machte, war er ihnen nicht minder in den Nöthen des Leibes ein hilfreicher Vater. Wie manchen Brief schrieb er an den Arzt, daß er komme und den Leidenden auf seine Kosten behandle, und wenn ihn dann Nahestehende zuweilen liebevoll gemahnten, doch auch etwas für den Tag der eigenen Gebrechlichkeit zurückzulegen, hatte er nur die freundliche Antwort: „Das laßt nur, Gott wird schon sorgen.“ Manchmal jedoch schnitt er solche Reden mit der ersten Frage ab: „Bin ich darum Geistlich geworden?“ Oesters von Freunden gefragt: Wie hoch wohl sein Einkommen sei, antwortete er ohne zu verlegen, mit einem abwehrenden,

„Das kümmert dich gar nicht.“ Er säete nicht auf Vergängliches, um Vergängliches zu ernten, er war ein treuer Jünger dessen, der überall umherzog, Gutes thugend, und der, wenn man ihn schlug, schwieg.

Als er zu Anfang des vergangenen Decennium, da die Bobtenbergkapelle von neuem erbaut wurde, die Woche vier Mal den steilen Weg zum Berge klimmen mußte, und dann immer recht ermattet ungestört der Nachtruhe bedurfte, wurde er einst durch starkes Pochen und Rufen aus dem Schlummer geweckt. Männer in großer Anzahl waren auf den Ruf des Wächters herbeigeeilt, um den Dieben die bei dem guten Pfarrer eingebrochen waren, das Entweichen unmöglich zu machen. Der Pfarrer öffnete, die Diebe waren bereits entflohen. Man bestürmte ihn, sofort Hausfuchung im Dorfe wie in der Umgegend vornehmen zu lassen. Der Verdacht lag nahe und die Ermittlung wäre ein leichtes gewesen. Nichts von alledem. „Laßt sie, damit war sein Urtheil gefällt. Und was hatten sie ihm gestohlen? Was ihm am schmerzlichsten war, daß er auch seine Taschenuhr vermißte, die er sich als Student durch Stundengeben mühsam erworben hatte. Seine ganze Baarschaft war in die Hände der Diebe gefallen, sowie noch 70 Thlr. fremdes Geld. Kleider, die den Geistlichen nicht verriethen, hatten sie ebenfalls geraubt, so daß er am nächsten Morgen ohne Weste in den Beichtstuhl gehen

mußte und in einer geborgten darauf zu einem Freunde wanderte, um sich von ihm Geld zu leihen. Wirklich, seine Güte war unüberwindlich und konnte durch mißliche Erfahrungen, Undankbarkeit nicht erschüttert werden. Mancher wohl hat dieselbe mißbraucht, er aber hielt immer daran fest: „Geben ist seliger als Nehmen, und sein „Gib nur, Gib nur“ war der ihm gleich gesinnten Schwester so ins Herz gedrungen, daß, als wir ihm eine schwere Thräne der Liebe und Dankbarkeit in's Grab geweint und die gute franke Schwester über ihren herben Verlust zu trösten suchten, sie uns auf die unberührt gelassenen Speisen hinwies und sagte: „Ach, wenn er noch lebte, würde er gleich sagen: Gib's weg, gieb's weg. Was soll's uns.“ Solche seltene Güte, die ihn ganz beseelte, konnte aber nur mit täglicher, ernstlicher Selbstüberwindung, Selbstverleugnung bestehen. Und auch hierin ehre ich ihn als herrliches aneiferndes Vorbild. Er war so fein geartet, daß er kein Blut sehen konnte. Hatte er sich einmal geschnitten so war ein Anfall von Ohnmacht gewöhnlich die Folge davon. Man hatte eben einen Cholerafranken beerdigt. Diese Gelegenheit benützt ein Träger, der sich zu sehr gegen Anwandlung vor Furcht der Ansteckung mit Spirituosen in Verbindung gesetzt, unserm Pfarrer seinen Besuch als Bettler abzustatten. Er empfängt sein Almosen, und sei's aus Freude, sei's aus zu gewaltig

erfolgter Stärkung gegen die böse Krankheit, er wankt und stürzt die steile Treppe hinab. „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, geschwind, der P. will sterben.“ Er hatte sich blutig geschlagen. Bewußtlos findet ihn der schnell herbeigeeilte Pfarrer unten an der Treppe liegen. Sofort läßt er Essig und Wein holen, wäscht ihm selbst die blutenden Wunden aus, nachdem er ihn auf seinen Schultern abseits getragen, bereitet ein gutes Lager zu, gibt ihm reichlich Leinwand zum Verbinden auf den Weg; — er selbst, der barmherzige Samaritan, kommt halbtot von diesem Liebesdienst zurück ins Zimmer. Prächtig verstand er es, zum bösen Spiel eine gute Miene zu machen. Wieder ein Bettler, aber diesmal kein Betrunkener, erhält sein Almosen, es war ein Silbergroschen. „Das stimmt nicht. Ich habe den Herrn Pfarrer einmal überhoppt, und da bekomme ich zwei Silbergroschen.“ „Na, gib ihm drei“, sprach der Pfarrer zur Schwester, „und sag ihm, er soll mich noch einmal überhoppen.“ So schieden Pfarrer und Bettler als gute Freunde. Hat er wohl je einen Feind gehabt? Wir wissen's nicht, nur das ist uns bekannt, so gern man Geistliche tadelt, ihn hat nur ein Tadel, und immer derselbe, freilich desto öfter getroffen, der gerade ihn mehr als Alles ehrende Tadel: Er ist zu gut. Nein, er kann keinen Feind gehabt haben, er war zu gut. Seine ganze Erscheinung, sie war eine so beredte

Mahnung zu dem: „Kindelein liebet einander.“ Von mittler Größe, zart gebaut, verrieth sein etwas längliches Gesicht, bei dem ersten Anblick eine Fülle von wohlthuender Ruhe und Besonnenheit, leuchteten die Augen unter seiner schönen hohen Stirn so treuherzig und lächelte der Mund so herzgewinnend einem entgegen, daß man nicht anders konnte, man mußte es mit dem Volke weit und breit in Freuden rufen: Ja, der gute Pfarrer Hein! — Darf ich richten, darf ich's sagen, was mich in seiner Nähe stets mit tiefer Ehrfurcht und heiliger Scheu erfüllte? Es war ein „reiner jungfräulicher Mensch.“ Dieser Instinkt der Unschuld und Reinheit, um mit dem edlen Beda Weber zu reden, war bei ihm im höchsten Grade entwickelt, unbestechlich fest. Diese Reinheit war getragen von einem überaus innigen Gefühl des allgegenwärtigen Gottes, den er nie aus seinem Herzen verlor, der unsichtbar alle seine Gedanken und Empfindungen beherrschte. Dieses unveräußerliche Gottesgefühl, welches den ganzen Menschen erfüllte, gab ihm auch die ganz eigene Heiterkeit und Fröhlichkeit, eine Art kindliche Selbstvergessenheit, die er stets in die Gesellschaft brachte und in den besten Formen walten ließ. Alle seine Bewegungen, sein ganzes Wesen trug den Charakter des Rücksichtsvollen und Unbefleckten. Man verlor in seinem Umgange nie den Eindruck einer Pflanze aus der Seele, welche, fern vom Heerweg, rein

und staublos ihren natürlichen Glanz entfaltet. Er war es werth, daß er im Kirchdache seine Wohnung hatte. Eine steile hohe Treppe unmittelbar neben der Kirchthür führte uns zu der Wohnung des Pfarrers. Er hatte für sich in der Regel nur ein kleines Zimmer in Gebrauch mit fesselnder Aussicht. Hier fand man ihn zumeist an seinem Pulte beschäftigt, demselben, das er schon als Student benutzt hatte. Alles machte den Eindruck großer Einfachheit und glücklicher Zufriedenheit. Der Mann, der für Andere so viel hatte, bedurfte für sich sehr wenig. Nach des Tages schwerer Arbeit war es seine liebste Erholung, einen Sparziergang in der freundlichen Umgebung zu machen, und Abends, ein Stündchen in traulicher Unterhaltung mit seiner guten, frommen Schwester daheim zuzubringen. Am wohlsten war es ihm eben in Mitten seiner Pfarrkinder. Selten, nur in äußerst wenigen Fällen, verließ er dieselben. Er hat nie die Grenzen Schlesiens überschritten und nie habe ich ihn danach verlangen hören. Bei aller Genügsamkeit, die er in seiner Kleidung, Wohnung, bei seinem Tische bewies, hielt er mit der größten Beinlichkeit auf Ordnung und Reinlichkeit. Diese machte sich sowohl in seiner Häuslichkeit, wie nicht minder in der Kirche geltend. Alles, auch das Kleinste, war sorgsamst vorgeesehen und wohl geordnet. Ein Freund vernünftiger Abhärtung,

hatte er die ganze Zeit seiner Wirksamkeit ohne merkwürdige Störung, wenn auch von nicht starkem Körperbau in seiner Gemeinde bis an sein Ende ohne Kaplan unverdrossen wirken können, und die Seinen kennen gelernt. Diese aber kannten auch ihn. Welch schöner Tag, da er nach solch einer Thätigkeit sein 25jähriges Pfarrjubiläum im Mai des Jahres 1864 in dieser Gemeinde beging. Welche allseitige, herzliche Theilnahme, welch' innige Glückwünsche von Hoch und Niedrig, Alt und Jung, welch' rührende Beweise kindlicher Dankbarkeit. Keines wollte fehlen, auch das ärmste Mütterchen mit ihrem Dreier nicht, da es galt ihrem Pfarrer eine Freude zu machen, jedes ihn begleiten zur festlich geschmückten Kirche und mit ihm dem Herrn für seine Güte danken. Es war ein wahrer Maien- und Wonnetag — sein Jubiläum, es war ein banger, bitterer Schmerzentag — sein nicht gar lange darauf folgender Todestag. Ein Uebel, das ihn schon längere Zeit beschlich und ihm viele Schmerzen verursachte, die er aber nur schwer, oder vielmehr gar nicht verrieth, nahm in letzterer Zeit eine immer gefahrdrohendere Haltung an. Seine ihn innig liebende Umgebung bat, doch den Arzt zu befragen. Er lehnte es ab. Sieh, liebe Schwester, so viele Heilige haben es nicht über sich bringen können, bei gewissen Uebeln eine Operation vornehmen zu lassen. Sie haben ihr Leid dem lieben Gott geopfert, und sind daran in

Freuden gestorben. So will ich's auch machen, so hab' ich's beschlossen zu sterben." Und er litt lange verborgen die schmerzlichsten Martern. Nur wenige mögen es geahnt haben. Noch als ich im September dieses Jahres freudebewegten Herzens auf einer Ferienreise zu ihm eilte, war er wie sonst freundlich, gastlich, herzlich und doch vermochte er nur mit den Händen auf den Stuhl gestützt zu sitzen. Natürlich wußte ich davon nichts. So hat er noch in letzter Zeit in aller Geduld einen Besuch aufgenommen, der mehrere Stunden bei ihm verweilte, er aber verrieth nichts von seiner schmerzlichen Lage. Seinen Amtsbrüdern ging das Leiden tief zu Herzen, und liebevoll drangen sie in ihn, doch einen Arzt zu Hilfe zu nehmen. „Nun ich will gehorchen, um mir keinen Vorwurf machen zu müssen.“ In dieser Stimmung reiste er nach Breslau in's Kloster der barmherzigen Brüder. Der Arzt erklärte seinen Zustand für bedenklich, ja unheilbar. Einige Zeit blieb er im Kloster und genoß die freundliche Pflege der Brüder; da jedoch keine Besserung sich bemerklich machte, schied er von ihnen mit den Worten: „Ich will in meiner Gemeinde sterben.“ Da er gestorben war, ging es klagend durch die Reihen der Brüder: „Das war ein heiliger Mann.“ So schwach und hilflos er in seinem lieben Pfarrdorfe Ende Oktober eintraf, las er doch noch, wenn auch unter vielen Leiden, die heil. Messe.

Allerseelen war's. Da half kein Bitten, doch das Zimmer hüten zu mögen. „Nein ich muß heut auf den Kirchhof das „Requiescant in pace“ dort selbst allen meinen Kindern zuzurufen. Es war erhebend, mit welcher Andacht, tief aus dem Herzen er die ergreifenden Ceremonien des Allerseelentages abhielt, wie feierlich ernst seine sonst so sanfte liebliche Stimme ertönte. Es war sein letzter Gang zum Fiedhof, nicht lange darauf trug man ihn ebendahin als Leiche. Sein Leiden war immer schmerzlicher, dabei blieb er stets auf und besorgte die nothwendigen Arbeiten. Freitag den 9. November hatte er den ganzen Tag geschrieben. Abends, da sein erster decretirter Kaplan eintraf, sank er mit dem Ausruf: „Nun geht es doch wohl nicht mehr,“ aufs Bett, aufs Sterbebett. Sonnabend verdunkelten die brennenden Schmerzen zu Zeiten seinen Verstand. Sonntag, da es in allen preussischen Landen so freudig Frieden läutete, trat in sein Zimmer der Bote des ewigen Friedens, um ihn das Unterpfand des ewigen Lebens zu reichen. Mit aller Ergebenheit, inniger Herzensfreudigkeit besiegelte er im Tode aufs neue den Bund, den er mit dem Herrn im Leben geschlossen und verschied nach bitteren Leiden, sanft im Herrn am 12. November früh 10 Uhr. Dieselbe Ruhe, Ueberwindung, Rücksichtnahme die ihm in gesunden Tagen stets eigen gewesen, wich auch in seinen letzten

Leidensstunden nicht von ihm. Fragte man ihn: Es schmerzt wohl recht? So nickte er mit dem Kopfe oder sagte höchstens ja. Von selbst sprach er nicht davon. Das Liegen fiel ihm überaus schwer. Seine Bettstelle, die er von seinem Vorgänger übernommen hatte, und die ganzen 26 Jahre benutzt hatte, trotzdem sie ihm zu kurz, und jetzt ganz besonders bei seinem Leiden höchst hinderlich war, er wollte sie nicht lassen, so sehr man ihn darum bat. Noch am Sonntag, da man ihm einen Strumpf ausziehen wollte, wehrte er es. Er marterte sich selbst. Obwohl er sich kaum rühren konnte, wollte er immer noch mit eigener Hand die Einreibung des Rückens vornehmen. Da er seine Ohnmacht eingestehen mußte, ließ er dies von seiner ihn mit kindlicher Hingebung und voller Aufopferung pflegenden Nichte zu. „Nun, jetzt mußt du barmherzige Schwester sein“ sagte er lächelnd zu ihr, er der liebe, barmherzige Bruder, der in stiller Selbstaufopferung segenspendend durch die Reihen der Menschen dahingeeilt, gleich dem unscheinlichen Wiesenbache, der mit seinen Wassern die Auen befeuchtet, daß sie grünen und blühen. Wie aber dieser seine Ufer mit dem lieblichen Vergißmeinnicht geschmückt sieht, gleichsam zum Danke vom Schöpfer dahingepflanzt, daß er es nicht vergessen, die dürstenden Tristen zu tränken, so werden auch dem unvergeßlichen Pfarrer von Gorkau aus den Thränen,

die am 15. November sein Grab so reich umflossen, Blumen treuer Liebe und voller Dankbarkeit allzeit entsproßen und den Wohlgeruch verkünden, den sein Leben in Werken der Liebe ausgeströmt.

Joseph Jammer.

(1806—1863.)

Sein Charakterbild hat Canonikus Dr. Künzer, sein ehemaliger Kaplan, gezeichnet, welcher öffentlich erklärte, daß er dem Beispiele und Rathe seines unvergeßlichen Pfarrers und Freundes sehr viel verdankte. Im Hinblick auf die Abwege, die Künzer später einschlug, ist es darum schwer zu bedauern, daß sein Mentor so frühzeitig gestorben war.

I. Der 7. December.

Warum umdrängen denn heut so dichte Schaaren das alt-ehrwürdige hohe Gotteshaus von St. Dorothea? Und warum denn so ernste und wehmüthige Reihen zum ärmlichen Pfarrhause hin? Warum weint Ihr denn, liebe Kinder, und traget so blasse Kränze in Euren Händen? Ach, saget es mir geschwind, — denn vor Freude weinet Ihr nicht, und diese Kränze sind nicht aus dem festlichen Blumenkörbchen der Schutzheiligen Eurer Kirche entnommen. Da läutet es so

schwer und trüb von den geweihten Ginnen herab; und ernst, tiefernt, als sollte er durch Mark und Bein zittern, tönt der Trauerchor. Aus dem schmalen Pfortchen des bescheidenen Pfarrhauses schwankt der Sarg des weiland Erzpriesters und Pfarrers Joseph Jammer und wird zur Kirche hingetragen. Es ist der letzte Kirchengang eines Ehrenmannes, wie ihn Breslau selten gesehen. Tausende bilden das Geleit. Aber wie soll denn das geräumige Gotteshaus diese Trauerschaaren fassen? Ach, Hunderte bleiben gern noch vor den Pforten stehen und harren schweigend und betend des letzten Ausganges zum Friedhofs hin. Der Clerus ist zum Theil aus weiter Ferne herbeigeeilt; der hochwürdigste Oberhirt wollte bei einer Feier nicht fehlen, die sein edles Herz auf das Tiefste bewegen mußte und das hochwürdigste Dom-Kapitel war fast vollzählig vertreten. Von der Pforte gen Westen bis zum Altar gen Morgen waren die gewaltigen Kirchenräume dicht gefüllt, als gälte es noch einmal die dreihundertjährige Jubelfeier des Gotteshauses, oder als sollte die Schlußfeier der Mai-Andacht begangen werden, die bei St. Dorothea unter der Pflege des Verstorbenen im Jahre 1847 begann.

Das Requiem war zu Ende, die Klänge der neuen, erst wenige Wochen vorher eingeweihten und von dem Verstorbenen unter sehr vieler Mühe zu Stande ge-

brachten Orgel, hatten es begleitet; der Töne Meister hatte seinem geliebten Pfarrherrn das letzte Mal seine schönen edlen Kräfte auf dem Chore geweiht; das letzte Amen in der Kirche war verklungen; der hochwürdigste Herr Fürstbischof hatte betend der Leiche den letzten Segen ertheilt; die Trauerfeier im Gotteshause ist zu Ende. Wo bleibt der treue Hirt von St. Dorothea, um seinem scheidenden Oberhirten das kirchliche Geleit bis zur Kirchenpforte zu geben? Ach, Bischof, Du mußt allein von dannen ziehen, der Pfarrer von St. Dorothea dient Dir in seiner Herzensfreude nicht mehr, — er steht schon vor dem göttlichen Hirten der Hirten und leistet Himmelsdienste, nach denen er sich gesehnt, für die er sich vorbereitet und nach denen er getreulich gerungen.

Noch einmal wird der Sarg durch die Kirche getragen; nur die Orgel wagt zu sprechen, aber ihre Trauertöne erregen schmerzlich die Tausende, die den Leichnam dessen durch das schöne, von ihm so reich geschmückte Gotteshaus tragen sehen, der dasselbe seit fast zwanzig Jahren mit liebender Sorge und in heiligem Eifer verwaltet hat. Bald ist der Trauerzug geordnet, denn Liebe, Achtung und Geseßlichkeit, welche der Verstorbene in so hohem Grade gepflegt, erfüllten die endlosen Reihen und ließen dieselben sich willig den Anordnungen fügen. Nichts störte die musterhafte

Haltung des Breslauer Publikums, das achtungsvoll die öffentliche Trauer begrüßte und in feierlicher Stille den imposanten Leichenzug die Schweidnitzer- und Ohlauerstraße entlang, längs des Stadtgrabens, nach dem alten St. Dorotheen-Kirchhof sich bewegen sah. Bereitwilligst wurde allenthalben den aufmerksamen Weisungen der zahlreichen und thätig umsichtigen Polizei Folge geleistet; es war, als ob alle, Hoch und Niedrig, Alt und Jung, Vorgesetzte und Untergebene, wetteiferten, den letzten Gang des Verstorbenen zu ehren.

Unter den feierlichen Klängen des Miserere, unter dem Geleite von Tausenden, unter dem Gebete und der Trauer der Leidtragenden langte der Sarg gegen 11 Uhr auf dem Friedhofe an.

Der Zudrang war ein ungemein großer, aber er blieb in den würdigen Schranken des geziemenden Ernstes. Die letzten Gebete wurden von dem priesterlichen Freunde gesprochen, der das Begräbniß hielt. Der letzte Segen wurde gespendet und still und sanft senkte sich unter der herzlichsten Theilnahme der Umstehenden und unter den Klängen eines seelenvollen Liedes die sterbliche Hülle des geliebten und allgemein verehrten Erzpriesters und Pfarrers bei St. Dorothea in das offene Grab hinab, das sich bald unter den Erdwürfen dankbarer Liebe und ehrender Anerkennung des Trauergeleites schloß.

Seitdem ist es still und trübe geworden bei St. Dorothea; die liebe Pfarrkirche erwartet die Erlösung aus ihrer Wittwenchaft und schickt sich an, einen neuen Priester zum empfangen. Ich aber, der ich es mir zum höchsten Glück rechne, einen großen Teil meines Priesterlebens an der Seite, unter den Augen und mit der Hülfe des Verstorbenen — durch volle achtzehn Jahre — in beständiger Eintracht und im schönsten Frieden hingebracht zu haben, will versuchen, einige Züge aus dem schönen Lebensbilde des Verstorbenen festzuhalten.

II. Daheim.

Der Verstorbene war gern zu Hause; er ist nur sehr selten und immer auf kurze Zeit verreist; so lange seine Schwestern lebten und seinem Hauswesen vorstanden, war ihm das Daheim natürlich noch lieber, als seit jener Zeit, da der Tod ihm seine geliebte Nichte Marie, die als Schwester Angeline fromm und gottselig im Elisabethiner-Kloster starb, und seine beiden Schwestern entriß hatte.

Er war gern allein mit den Seinigen, denen er übrigens nur wenig von seiner Zeit widmete. Er speiste mit ihnen und liebte nicht, auswärtig zu essen; einer Einladung zu Tisch fügte er sich ungern, und nicht selten hatte er zu Hause mit seinen Schwestern sein einfaches Mahl genossen, wenn er nicht umhin konnte,

anderswo zu Tisch zu erscheinen. Er war die Ordnung selbst und hat nie aus eigener Schuld Mittags oder Abends die Seinigen bei Tische warten lassen; da war für ihn auch die Zeit, wo er zu Hause gesprächig war; sonst blieb er den Seinigen gegenüber schweigsam und verschlossen, so daß es den Fremden, die ihn nicht kannten, auffiel, und wohl gar der Gedanke in ihnen auftauchte, als fehle ein rechtes Verständniß in der Familie. Der Verstorbene hat dem Schreiber dieses wiederholt gesagt: „Nicht nur Fremde, sondern die Meinigen selbst glauben mitunter, als wäre ich nicht herzlich und theilnehmend genug für meine Familie; aber sie täuschen sich; ich kann mein Herz nicht so äußern!“ Vom Sprechen über amtliche Sachen, von Urtheilen über Personen, von Mittheilungen über Geschäfte und dergleichen war im häuslichen Kreise schon gar nicht die Rede. Die Schwestern erfuhren oft erst durch andere, was ihnen der Bruder verschwiegen; — aber sie kannten und verehrten ihn, waren so schweigsam wie er und bargen sich in der tiefsten Zurückgezogenheit. Im Hause war alles geordnet; ein Wink des Verstorbenen genügte, um die Aenderung seines Willens kund zu thun; nie wurde ein lauter Befehl ertheilt; — die Stille im Hause wurde durch kein barsches oder launenhaftes Wort unterbrochen.

Zeitig zu Bett und zeitig auf, war der Verstorbene

ein Muster der Regelmäßigkeit und hing mit seltener Treue an seinen ihm liebgewordenen Gewohnheiten. Dabei lebte er erstaunlich einfach und mäßig. Doch konnte er auch ein lebenswürdiger Wirth für seine Gäste sein, die sich sehr wohl in seinem Hause fühlten, und mit denen er dann heiter und munter neben seinem Arbeitszimmerchen speiste, in der einzigen Stube, die ihm zur Verfügung stand, wenn es galt, ein Kirchenfest auch mit einem Gastmahle zu feiern. Bei einer solchen Gelegenheit war er gesprächig, ließ seinen Wit und seine muntre Laune sprudeln, doch niemals überlaut, vor- und aufdrängend, sondern bescheiden, am letzten Ende der Tafel, unter seinen Kaplänen, Lehrern und Kirchenbeamten; — niemals brachte er einen Toast aus, oder dankte höchstens mit einigen schlichten Worten; — kurz er blieb daheim noch daheim, d. h. stets in sich gefehrt und immer wieder in sich zurückkehrend, wenn er einmal den Gästen zu Liebe Geist und Worte sich nach außen hatte richten lassen.

Gelang es hier und da seinen Freunden und Bekannten, ihn zu Mittag oder Abend bei sich zu sehen, da war er einer der lebenswürdigsten Gesellschafter, ohne jemals seine Eigenthümlichkeiten zu verleugnen. Er konnte alle durch seinen Wit und seine treffenden Bemerkungen erheitern, aber verletzte niemanden und schwieg, wenn andere verletzten. Er rauchte, schnupfte

und spielte nicht und verschwand unbemerkt aus der Gesellschaft, wenn seine Stunde gekommen, die ihm stets früher schlug, als anderen. Nichts hielt ihn zurück, er blieb allzeit treu seinem lieben Daheim.

III. Draußen.

Der Verstorbene war ein ebenso fleißiger als sinniger und rüstiger Spaziergänger. Wenn er des Mittags um 11 Uhr die Schule geschlossen, da eilte er Winter und Sommer ins Freie, in der Regel auf die Promenade. Des Nachmittags aber ging er vor das Thor hinaus, meist nach Kleinburg zu über die Felder. Er holte niemals jemanden zum Spaziergehen ab, hatte es aber gern, wenn er einen Freund oder einen Bekannten auf seinen Gängen zufällig traf und sich mit ihm unterhalten konnte. Am allermeisten aber wanderte er allein, in Gedanken versunken, auf den Gesang der Vögel hörend und die Natur beschauend, bald recht ernst, bald recht freudig gestimmt. Gern sprach er die Leute an, die er auf dem Felde bei der Arbeit traf, oder denen er sonst begegnete, und ließ sich oft in lange, immer nützliche Gespräche ein. Er war ein Feind unnöthiger Besuche, machte keine und nahm keine an; galt es aber, Jemandem einen Liebesdienst zu erweisen, Kranke zu trösten, oder etwas für gute Zwecke, namentlich für seine Kirche zu erlangen, dann scheute er keine Gänge

und war unverdrossen in seinen Besuchen, die er bei solchen Gelegenheiten zu hunderten machen konnte. Ueberall wurde er gern gesehen und selten wurde ihm eine Bitte, die er halb ernst, halb scherzend anzubringen pflegte, abgeschlagen. Er verschmähte es dann nicht, zu den verschiedenartigsten Charakteren zu gehen und selbst bei den unfkirchlichsten Personen anzuklopfen, ohne sich oder seiner Würde jemals etwas zu vergeben.

Offen und bestimmt sprach er seine Ueberzeugung aus; mahnte, warnte und konnte mit einer Milde und Sanftmuth bitten, die man dem ernstesten trockenen Manne niemals zugetraut hätte. Er fürchtete sich auch vor niemanden und erzwang sich durch Ernst und Ruhe überall Achtung; niemals blieb er eine Antwort schuldig und hatte für alles seine stichhaltigen Motive. Ob ein Schauspieler oder Opernsänger, ob Soldat oder Beamte, ob Reich oder Arm, ob Bankier oder Hausknecht, er wußte mit allen in der rechten Weise zu reden und überall Anklang zu finden. Sehr herzlich konnte er mit Kindern und bescheidenen Armen reden; da floß sein Herz wirklich von Gutmüthigkeit und Menschenfreundlichkeit über, so wie er Citelen und Uebermüthigen mit einem Ernste und einer Bestimmtheit entgegentrat, die in Erstaunen setzte. — Es war kein Schatten Falsches an ihm; — vom Kopf bis zum Fuße „Mann“ im vollsten Sinne des Wortes, wollte er niemals anders

scheinen, als er wirklich war. Er gab jedem die Ehre, die ihm gebührte, aber niemals hat er geschmeichelt; er wußte, was er seinen Vorgesetzten schuldig war, und beugte sich gern vor jeder Autorität. Wer immer mit ihm zu thun hatte, erkannte sofort den offenen und entschiedenen Mann in ihm, den Demant in unscheinbarer Hülle; man konnte mit ihm verschiedener Ansicht sein, aber ohne Hochachtung schied man nicht von ihm.

Sein Aussehen war eher kränklich als frisch, aber seine Körper-Constitution war kräftig; von mittlerer Statur, unterseht, mit dünnem Haarwuchs; sein Schritt war fest, sein Gang würdevoll, seine Haltung grade, ohne steif oder gezwungen zu sein. Sorgfältig, — aber unabsichtlich vermied er alles Auffallende und war in allem schlicht und grade. Sein Auge war klar, sinnig, geistvoll und von einer unbeschreiblichen Milde und Gutmüthigkeit, so ernst und streng es blicken konnte, wo die Umstände es erforderten. Sein Ernst that nicht weh, und sein Lächeln hatte etwas außerordentlich Gewinnendes; seine Gespräche waren nie thöricht, auch im Scherz brachte er seine Belehrungen an, und sprach seine Ansichten aus. Und wie liebenswürdig konnte er scherzen; — wie treffend übte er seinen Witz! Er sprach nicht leicht von sich und am wenigsten kamen Klagen über seine Lippen. Auch den Tod seiner Lieben trug er mit tiefen Schweigen und sorgfältig verbarg er

vor den Augen anderer seinen Schmerz, er — der, für fremden Schmerz ein so theilnehmendes Herz in der Brust trug und so berecht trösten konnte.

IV. Der Pfarrer.

Seit dem Jahre 1844 war der Verstorbene, nachdem er Kaplan und Curatus bei St. Matthias und St. Adalbert gewesen, Pfarrer bei St. Dorothea. Von Anfang an und stets gleichmäßig lebte er treu seinem schönen, wenn auch schweren Berufe. So einfach und prunklos alles in seinem Pfarrhause, dem ärmlichsten in Breslau, war, so sehr hielt er auf die Zierde des Hauses Gottes. Hier war sein liebster Aufenthalt, und stundenlang konnte er ordnend an heiliger Stätte weilen. Da war kein Winkel, den sein Auge nicht durchmusterte; keine Blume schmückte den Altar, ohne daß ihr nicht von ihm der geeignete Paß angewiesen; kein Stäubchen wurde geduldet und selbst die Weihbrunnen der Kirche mußten bei Schließung derselben mit schützenden Deckeln versehen werden. Der Verstorbene besaß einen sehr richtigen Geschmack, war aber in allen praktisch genug, um nicht einen herrschenden Mode-Geschmack gegenüber den religiösen Sinn des Volkes zu verlegen. Die Erbauung des Volkes war bei ihm in allem entscheidend. Er restaurirte fast alle Altäre seiner Kirche, besorgte neue Gemälde, ein

neues Pflaster und eine neue Orgel, wie er eine neue Schule in Lehmgruben errichtete und einen neuen Kirchhof erwarb.

Musterhaft war die Ordnung in der Sakristei, und nirgends sind mir die Kirchknaben so gesittet, pünktlich und gut gezogen vorgekommen, als in der Dorotheenkirche. Nur das Allernothwendigste durfte in der Sakristei gesprochen werden; die Kirchensachen wurden mit der größten Sorgfalt verwahrt und sehr gut gehalten; bis auf die Anschaffung eines guten Kirchenweines erstreckte sich die Sorgfalt des Priesters, den ein Franzose, dem ich die Kirche zeigte, mit Recht einen *curé-modèle* nannte.

Mit der größten Pünktlichkeit wurde bei St. Dorothea aller Gottesdienst gehalten, feierlich und würdevoll. In keiner Beziehung war der Verstorbene so streng, als in dieser. Selbst äußerst gewissenhaft, forderte er dieselbe Gewissenhaftigkeit von seinen Hilfsgeistlichen und Kirchenbeamten. Er war meist der erste im Beichtstuhl und revidirte in der Osterzeit bereits um 5 Uhr, ob seine Confratres zum Beicht hören in der Kirche waren. Nichts kränkte ihn mehr als Nachlässigkeit im Dienste des Herrn.

In der Abhaltung der gottesdienstlichen Feier war der Verstorbene würdevoll; seine Predigten, einfach, schlicht und wahr wie sein ganzes Wesen, zeichneten sich

durch Klarheit und seelenforgerliche Weisheit aus. Er kannte nicht Eifersucht oder Neid, wurde nur die Ehre Gottes und das Heil der Seelen gefördert, gleichviel, von wem es geschah; er sah es gern, wenn seine Kapläne mit Eifer und Erfolg wirkten. Mit wahrer Herzensfreude ließ er den Unterzeichneten fünfmal die Marien-Mai-Andacht in seiner Kirche halten und fehlte in ihnen keinen Abend, sondern unterstützte mit Rath und That die Feier. Kam der Marienprediger nach der Andacht zu ihm, was allabendlich geschehen mußte, so bereitete er selbst mit väterlicher Fürsorge die etwa nöthige Erfrischung und besprach mit Theilnahme den Gegenstand der gehaltenen Abendbetrachtung. Beherzigenswerth waren in dieser Beziehung seine Winke und Hinweise, — überaus treffend seine Bemerkungen. Durchaus Feind aller Demonstration und Ostentation in der Kirche, liebte er die Würde und die edle Pracht bei kirchlicher Feier. Erhebend und wirklich erquickend war der Anblick des Gotteshauses bei der Feier des Frohnleichnamfestes, wo seinem prüfenden und aufmerksamen Auge nichts entging, bis auf die Kirchknaben, die während der Prozession und zum heiligen Segen zu klingeln hatten und die sich stets in seiner Nähe befinden mußten, um ihre Sache recht zu machen. Chordirigent, Sakristan, Kirchmann, Akolythen, Ministranten, Lehrer und Kinder, alle waren mit bestimmten Instruktionen versehen und

musterhaft war daher die Ordnung und der Anstand bei allen Kirchenfeierlichkeiten in der St. Dorotheenkirche. Selbst für rechtzeitiges weites Oeffnen der Kirchenpforten gen Schluß des Gottesdienstes sorgte der umsichtige Pfarrherr, so wie er der Polizeidiener nicht vergaß, die bei großem Andrang zum Gottesdienste in der Nähe der Kirche ein wachsamcs Auge hatten. Nichts war dem treuen, eifrigen Hirten in der Kirche und im Gottesdienste zu klein und zu gering, um nicht rechtzeitig daran zu denken und seine Beobachtung zu überwachen. Ueberall liebte er das Frische, Kernige und Gesunde und duldete in seiner Kirche niemals die Aeußerungen kränkclnder Frömmelci. Als gewisse Weiber in seiner Kirche anfangen sich vor dem Hochaltare in unpassender Weise und in mißverständener Frömmigkeit niederzuducken und hinzustrecken, da hieß er sie aufstehen mit dem Bedeuten, sie sollten sich unten in der Halle der Kirche, wo sie niemand sähe, in dieser Weise demüthigen, wie es die Büsser gethan, aber nicht oben an vor den Augen der Gemeinde. Ein frommer, treuer, gottseliger Priester trug er seine Religiosität niemals zur Schau und liebte auch in dieser Beziehung Verborgenheit und Verschwiegenheit. Er duldete in seiner Gemeinde keine frömmelnde Klotterie und verlangte von allen seinen Kirchkindern eine aufrichtige und gesunde Frömmigkeit.

Wie treu hielt er zu seinen Hilfsgeistlichen und mit welcher Liebe umfaßte er seine Lehrer und Kirchenbeamten! Er war ein väterlicher Freund. Und welch' ein Lehrer und Erzieher der Jugend! Mit rührender Treue gab er die Religionsstunden und wirkte segensreich auf Geist und Herz der Kleinen; die Schule war ihm nächst der Kirche das wichtigste und liebste Ackerfeld, auf dem er redlich gearbeitet. Er liebte die Kinder und machte den guten und braven unter ihnen gern Freude.

Umsichtig und unverdrossen in der Seelsorge, klagte er niemals über die Arbeit, liebte seine Gemeinde, trug Geduld und stand ihr stets und gern zu Diensten. Wie verständig und schön war sein Verkehr mit seinen Kirchenvorstehern und wie gern ging er auf Vorschläge ein, die ihm gemacht wurden. Alle kirchlichen Funktionen mußten bei ihm bestellt werden und klug benutzte er diese Bestellung, um sich mit den einzelnen Gliedern seiner großen Gemeinde in möglichst innigen Verkehr zu setzen. Er begünstigte und unterstützte alle Vereine, aber er hielt diese niemals für die einzige Rettung und konnte nicht leiden, wenn man damit sich rühmen und prahlen wollte, oder wenn man außer ihnen nichts Gutes anerkannte. Er gab gern und viel den Armen, aber sein Name durfte nicht bekannt werden.

Was er als Beichtvater, als geistlicher Vater war,

das werden unter tausend anderen besonders die ehrwürdigen Elisabethiner-Jungfrauen wissen, da er Jahre lang ihr Beichtvater, ihr großmüthiger Beschützer, ihr edler Freund und ihr treuer Berather, ein wahrhaftiger Joseph, gewesen.

Bei alledem war der Verstorbene ein gewandter Geschäftsmann, exakt in allen amtlichen Beziehungen, ein wirklicher Erzpriester, der beispielsweise in der Kirche eines Freundes den Weihkessel an der Pforte umkehrte, damit man bemerken sollte, daß kein Weihwasser darin sei.

Der Verstorbene wird allen, die ihn näher gekannt, unvergeßlich sein und sein Andenken gesegnet bleiben.

Berthold Lange.

(1810—1844.)

Er wurde am 18. Januar 1810 zu Grottkau als Sohn des dortigen Kantors geboren, der später Schullektor in Meisse wurde. Vom Vater mit großer Sorgfalt in den Elementarfächern unterrichtet, konnte er, kaum 10 Jahre alt, das Gymnasium in Meisse beziehen, welches er 1828 mit der Absicht verließ, Philologie zu studieren. Als er aber in einem Traume seine verstorbene Mutter schaute und ihren Wunsch vernahm, er möchte Priester werden, wandte er sich der Theologie

zu. Mit welchem Ernste er dies that, beweist die Thatsache, daß er zweimal an den literarischen Wettkämpfen der Universität sich betheiligte, und dabei einmal dem Preise nahe war, das andere mal den Sieg wirklich errang. Gefrönt wurde sein akademisches Studium am 7. März 1833 durch die Promotion zum Licentiaten der Theologie; bei der öffentlichen Disputation erregte sein schönes, fließendes Latein allgemeines Aufsehen. Am 14. April 1833 empfing er die Priesterweihe. Seine Absicht war, nun auf einer fremden Universität das theologische Studium fortzusetzen, um sich für das akademische Lehramt vorzubereiten. Es zog ihn nach Tübingen, wo Möhler als Stern erster Größe glänzte; da aber wegen politischer Unruhen durch ein preußisches Interdikt der Besuch „ausländischer“ Universitäten unmöglich gemacht war, ging er nach Bonn, wo ihm eine Freistelle im Convikte angeboten war. Hier aber trat ein altes Brustleiden mit erneuter Heftigkeit auf, und schon nach sieben Monaten mußte er krank in die Heimat zurückkehren. Als er sich hier erholt hatte, beschloß er, den Ratheder mit der praktischen Seelsorge zu vertauschen, und dieser Entschluß wurde bei näherer Bekanntschaft mit dem seelsorglichen Wirken auf seiner Kaplanei in Weigelsdorf bei Münsterberg in ihm befestigt. Er verhielt sich deshalb auch den Bemühungen eines schlesischen Grafen

gegenüber, der ihn zum Informator seiner Kinder gewinnen wollte, ablehnend und schrieb demselben über den wohlthuenden Einfluß, den seine neue Thätigkeit auf seinen Gesundheitszustand ausübte: „Die mannigfaltige Mischung meiner Arbeiten, die mich, ohne irgendwie anzustrengen, in steter Bewegung erhält, und Leib und Seele gleichzeitig beschäftigt, ist ein Heilmittel für mich gewesen, und — dem Herrn sei es gedankt! — ich fühle mich jetzt wieder hergestellt und mit frischen Gesundheitskräften ausgerüstet.“ Das innige Verhältniß zu seinem würdigen Pfarrer Gloger erleichterte ihm seine Wirksamkeit und machte ihn glücklich. Mit dem Erstarken der Gesundheit scheint indes die ursprüngliche Neigung zum eigentlichen Lehrfache noch einmal in ihm aufgetaucht zu sein und in der Bewerbung um die Subregensstelle im Alumnate ihren Ausdruck gefunden zu haben. Seine Berufung scheiterte jedenfalls an der hermesischen Richtung, die er eingeschlagen hatte. Im Februar 1836 wurde er als Kaplan nach Strehlen versetzt. Hier begann er seine literarische Thätigkeit und betheiligte sich zunächst in den schlesischen Provinzialblättern an den Erörterungen, welche durch eine Mittheilung über Entstehung des Grusses „Gelobt sei Jesus Christus!“ und seine Einführung in Schlesien veranlaßt wurden. Er wies den Ungrund der Behauptung nach, daß Papst Sixtus V. diesen Gruß, dessen Gebrauch er

durch Ertheilung eines Ablasses empfahl, einem Liede Luthers entnommen habe. In mehreren Aufsätzen, die er im Kirchenblatte und in den Provinzialblättern veröffentlichte, beschäftigte er sich als genauer Beobachter alles dessen, was seinem Berufe nahe lag, mit den Hindernissen, welche der Kirche und Schule in der Jugenderziehung gelegt würden. Mit philosophischer Schärfe und Gewandtheit suchte er alte Vorurtheile gegen die Schule zu bekämpfen und führte zur Quelle vieler Zeitgebrehen, zur häuslichen Erziehung. Ueber letztere schrieb er eine besondere längere Abhandlung: „Die häusliche Erziehung unserer Tage und ihr nächster Einfluß auf die Schule“, worin über die erste Erziehung, die Entwicklung des Körpers, die Bildung des Geistes und des Herzens gehandelt wird und darauf für die Zucht in der Erziehung Gehorsam, Belohnungen und Strafen vorgeschlagen werden. Außerdem lieferte er Recensionen über theologische und pädagogische Werke für das Literaturblatt der Provinzialblätter.

Er war inzwischen, im Frühjahr 1837, von Strehlen geschieden, nachdem er besonders an die Jugend ergreifende Worte des Abschiedes gerichtet hatte, und Kaplan bei St. Adalbert in Breslau geworden. Das erste Jahr in diesem neuen Wirkungskreise verlebte er viel im Umgange mit Gelehrten der hermesischen Richtung. Sein Studiengang hatte ihn den hervorragendsten

Schülern des Professors Hermes zugeführt, die es verstanden, ihn zu einem begeisterten Anhänger ihres Meisters zu machen. Voll dieser Begeisterung verfaßte er eine lange, in 44 Paragraphen abgetheilte Abhandlung über „Die katholische Lehre vom Verstandes- und Herzensglauben“. Eine andere Arbeit behandelte „Die Vernunft im Beweise des Christenthums“; am Schlusse derselben schwelgt er in dem Gedanken, daß Vernünftigkeit des Christenthums endlich, im 19. Jahrhunderte, Gemeingut aller Kleriker werde. — Damals befanden sich die Professoren Braun und Glvenich als Vertheidiger des Hermesianismus in Rom, und es war ihnen verstattet worden, eine lateinische Uebersetzung der hermesischen Schriften dem heiligen Vater vorzulegen. Da die Sache eilte, so wurde die Uebersetzung von mehreren zugleich in Angriff genommen. Auch Lange betheiligte sich und übernahm mit Enthusiasmus die Arbeit, an welche die letzte Hoffnung sich knüpfte, das bereits gefällte Urtheil des apostolischen Stuhles gemildert zu sehen. Man glaubte nämlich, durch den Genius der lateinischen Sprache dem des Deutschen unkundigen Papste den Geist des deutschen Philosophen und Theologen oder vielmehr die Rechtgläubigkeit seiner Lehre klarer machen zu können. Diese Aufklärung war indeß von deutschen in Rom lebenden Gelehrten großen Ansehens bereits zur Genüge geschehen, das Urtheil des

heiligen Vaters wohl begründet und durch die erwähnte Uebersetzung nicht mehr zu ändern, wie der Cardinalstaatssekretär Lambruschini im Schreiben vom 5. August 1837 den beiden Gelehrten im Namen Gregors XVI. mittheilte. Voll Vertrauen auf die göttlich-kirchliche Unfehlbarkeit sahen unterdeß die Nichthermesianer, im Gegensatz zum Selbstvertrauen ihrer Gegner, dem Ausgange der Sache entgegen. Diese verschiedenartigen Hoffnungen und Ueberzeugungen äußerten sich, wie in der Oeffentlichkeit der Tagesliteratur, so auch in den kleinsten Kreisen des geselligen Lebens. Sie waren auch im Pfarrhause, welches Lange bewohnte, repräsentirt, ohne daß jedoch das freundliche Einvernehmen wäre gestört worden. Endlich kam die Nachricht von der endgiltigen Verurtheilung der hermesischen Lehren. Lange erhielt die Kunde von einem priesterlichen Freunde auf dem Flure vor seiner Wohnung; er wurde blaß und mit den Worten: „Nun bin ich kein Hermesianer mehr“, trat er schnell in seine Stube und verschloß sie hinter sich. Der Freund bemerkt in seinen diesbezüglichen Aufzeichnungen: „Was er hier, in diesen feierlichen Minuten, gedacht und gethan — keines Menschen Auge hat es gesehen; aber das Reich Gottes auf Erden hatte einen rüstigen Verfechter gewonnen in so bewegter Zeit: Der mächtige Sieger über sich selbst trat seinen Willen unter die Füße und ergriff die Fahne des Kreuzes für

die Sache der Kirche. Hätte damals der bekehrte Hermesianer sein Zimmer schon mit Betstuhl und Kreuz geschmückt gehabt, so wüßte ich zu erzählen, wo er seinem himmlischen Meister das Gelübde abgelegt habe: Dir, o Herr, und nur dir allein will ich angehören!"

Eine solche Wendung der Dinge kam Lange gewiß nicht ganz unerwartet, vielleicht auch nicht unerwünscht. Er hatte in Breslau bereits Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, welchen Eindruck die hermesische Lehre auf den größten Theil der Studierenden machte, mit welcher großen Anstrengung die befähigteren Köpfe sich hineinarbeiteten, wie unbefriedigt minder Begabte sich fühlten, und wie kalt im Herzen die meisten, besonders die sonst kindlich Gläubigen, den theologischen Kursus verstreichen sahen, so daß bei den Zöglingen des Alumnats das Geständniß nicht selten war: „Nun werden wir wieder gewahr, was glauben heißt“. Zugleich konnte ihm nicht entgehen, daß die Hermesianer es nicht verschmähten, zu den verrufenen Waffen des Irthums zu greifen, und in rücksichtsloser Weise bei Vertheidigung ihrer Sache die Liebe verletzten. Der Strahl der Gnade fand daher sein Herz vorbereitet und entzündete in ihm eine Flamme apostolischen Eifers. Bald schlug diese Flamme nach außen. In der Allerheiligentage entsandte er seinen „Zuruf eines ehemaligen Hermesianers an alle Hermesianer“, in dessen Schlusse er die Worte

sprach: „Ja, Hermesianer, tiefet keine Kluft zwischen Euch und der Kirche aus, sondern erneuert vielmehr den engsten Verband wieder mit der Kirche. Friede werde, Friede unter allen, die den Namen katholisch tragen. Christus Jesus komme unter uns und wiederhole auch an uns das Wort, welches er einst zu seinen Jüngern sprach: „Der Friede sei mit Euch!““ Nicht oft genug kann ich Euch das Wort „Frieden“ entgegenrufen. Aber fürwahr! Ich will auch mit diesen Worten überall Euch nachgehen, Euch umschwärmen, Euch verfolgen, ja Euch martern, bis Euer Herz mich versteht und meine Stimme beachtet. Nichts soll mich vermögen zu schweigen; ich will reden, wo ich bin und stehe und gehe, reden von nichts anderem, als vom Friedenmachen mit der Kirche. Und wenn Ihr mich aus dem Wege werfet wie einen Stein, oder wenn Ihr mich tretet wie einen Wurm, mein erster und letzter Laut wird sein: machet Frieden mit der Kirche. Und wenn Ihr imstande wäret, mir zu fluchen, — ich weiche nicht; selbst von Eurer Ungeduld will ich's noch erzwingen, daß Ihr Frieden machet mit der Kirche. Und so beschwöre ich Euch, Hermesianer! erwachet und seid nicht mehr hermesische Katholiken, sondern römische Katholiken, die von dem Centrum der kirchlichen Einheit sich nicht trennen, sondern mit kindlicher Ergebung der Verordnung des heiligen Vaters sich unterwerfen.

Solltet Ihr Euch aber dazu nicht verstehen, so bleibt draußen. Doch vernehmen solltet Ihr's noch zum Schlusse, daß alsdann wir zurückkehrenden Hermesianer (und ich bin es nicht allein, sondern — Gott sei es gedankt — ihre Zahl mehrt sich), daß wir alsdann siebenfach katholisch sein wollen, um Euren Abfall zu ersetzen.“

Dies Versprechen hat er standhaft gehalten und wo es Gelegenheit gab, mit unermüdeter Geduld und allem Aufwande von Gelehrsamkeit den Hermesianismus fortan mündlich wie schriftlich bekämpft, auch dann noch, als er dadurch sonst liebe und theure Bande der Freundschaft sich lösen sah. Hatte er doch den eigenen Willen zuerst gebrochen und ihn der Eintracht geopfert, — wie konnte ihm jetzt noch etwas schwer erscheinen?

Durch seinen „Zuruf“ hat Lange sicher unberechenbaren Nutzen gestiftet und viele Herzen zu neuer Glaubenskraft erwärmt. In wenigen Monaten erlebte die kleine Schrift drei Auflagen. Es machte ihm dies sichtlich Freude und mochte ihn auch anspornen, später noch ein „Letztes Wort eines ehemaligen Hermesianers an alle Hermesianer“ zu veröffentlichen. Inzwischen währte, namentlich am Rheine, die Opposition der hermesischen Partei fort, und Lange blickte „mit dem tiefsten Schmerze auf die stürmischen Wirren, die im Erzbisthum Köln zwischen der nichthermesischen geistlichen Behörde und einigen hermesischen Diözesanen sich erhoben

hatten.“ Diese Worte, die im „Zuruf“ enthalten sind, entquollen der Tiefe seines Herzens; als er aber die Kunde des Kölner Ereignisses vom 20. November 1837 vernahm, konnte er seines Schmerzes kaum Meister werden. Wie hätte auch der Schlag, der die geliebte heilige Mutter traf, ihn nicht schmerzen sollen! Es war dies aber ein heilbringender Schlag, ein Gewitter von beispielloser Fruchtbarkeit, ein Blitzstrahl vom Vater der Gnade, der zündend beide Welten traf und vom Aufgange bis zum Niedergange leuchtete. In seinem Lichte erkannten auch viele Priester der Breslauer Diözese, welch gefährlichem Schläfe sie ergeben waren und lernten von Clemens August, daß die sogenannte milde Praxis zwar der Welt wohl gefalle, der Lehre der Kirche jedoch zuwider sei. Lange war überzeugt, daß ein großer Theil der Schuld an dem herrschenden Indifferentismus in dem vernachlässigten religiösen Unterrichte liege und erhöhte seinen Eifer für die Schule. Seine Sorge war auf Gründung einer Zeitschrift gerichtet, in welcher die Interessen des katholischen Schulunterrichts vertreten und die Lehrer veranlaßt würden, ihre Fortbildung nicht in unkatholischen Schulschriften zu suchen. Im Kirchenblatte (9. Dez. 1837) las man daher mit Freude die Mittheilung, daß sich Lange und der Lehrer Pietisch (damals zweiter Lehrer bei St. Adalbert, später Vorsteher einer blühenden Töcherschule) vereinigt hätten,

eine Zeitschrift: „Schlesische Schulblätter zunächst für das katholische Volksschulwesen der Provinz“ herauszugeben. Dieser Zeitschrift wurde jedoch die landesherrliche Genehmigung verweigert, weil kein Bedürfniß dazu vorhanden sei. Um dieselbe Zeit wurden fünf Predigten gedruckt, welche Lange beim Nachmittags-gottesdienste über „die Hauptsünden unserer Zeit“ und zwar über die Religionsgleichgiltigkeit, den Eigendünkel, die Ungebundenheit, die Unredlichkeit und die Sinnenslust gehalten hatte. Geist und Leben, oft dramatische Wärme, walten darin, wie in allem, was er sprach und schrieb.

Am Aschermittwoch 1838 wurde er zu einer frankenzwölfjährigen Schülerin gerufen, welche ihm, zu seinem großen Erstaunen, ihre Sehnsucht aussprach, durch die Taufe in die Kirche aufgenommen zu werden. Das Kind, unehelich, jüdisch geboren, befand sich bei katholischen Pflegeeltern und hatte bereits durch sechs Jahre die christliche Schule besucht, ohne daß ihre jüdische Abkunft bekannt geworden war. Der Taufakt wurde vor Zeugen vorgenommen und die junge Christin bald darauf in die ewigen Wohnungen aufgenommen. Der darauf bezügliche, von ihm verfaßte Artikel im Kirchenblatte giebt Zeugniß, wie tief ihn diese seltene Freude ergriffen hat. Durch Gottes Gnade, vielleicht erbeten durch diesen dankbaren Engel, wurde ihm von da ab

diese Art apostolischer Freuden öfter zutheil. Es begann die Zeit, da sein glühender Eifer auch über die katholischen Kreise hinaus, auffallende Erfolge errang; er wurde mehr und mehr der Mann des Vertrauens nicht nur für höher strebende Seelen innerhalb der Kirche, sondern auch für solche, welche dem Unglauben oder Irrthum bisher zugethan, den Frieden in Katholizismus suchten.

„Auf die unerwartetste Weise“ wurde ihm damals von Baiern aus das Anerbieten gemacht, seinen Aufenthalt in Augsburg zu nehmen, um dort vorzugsweise wissenschaftlichen Beschäftigungen sich zu widmen und nebenbei in der Seelsorge Aushilfe zu leisten. Im Anschluß hieran wurde ihm bald noch die Aussicht eröffnet, die österreichischen Staaten und Italien bereisen zu können. Er erbat sich von der Regierung einen Paß auf drei Jahre, weil er sein Vaterland nicht gern auf immer verlassen, theure Verbindungen nicht sogleich für alle Zeit lösen wollte. Der Paß wurde ihm verweigert, dagegen das Anerbieten eines Auswanderungsscheines gemacht. Es kostete ihm Mühe, sich in die Gefeglichkeit dieses Verfahrens gegen ihn zu finden; doch überzeugte er sich bald, daß sein Wirken im Vaterlande auch Gottesdienst und es größer sei, sich in das Unabänderliche mit Würde zu finden, als Hütten zu bauen, wo es einem grade gefällt.

Von jeher der Jugenderziehung mit ganzer Seele ergeben, bemühte er sich, in den zarten Kinderherzen schon den Grund zu wahrer Religiosität zu legen. Dieses Bemühen wurde oft durch den Kummer verlassener Mütter noch mehr angeeifert, welche ihm unter Thränen den Widerspruch des Gesetzes zu der Forderung ihres Glaubens und Erfüllung ihrer Mutterpflichten klagten, wenn sie ihre väterlich verweisten Kinder darum nicht katholisch erziehen durften, weil der Vater dies nicht gewesen war. In solchen Fällen hielt er es für ein wesentliches Element seines Berufes, der Wittwen und Waisen in ihrer Noth sich anzunehmen, die Rechte der Kirche zu wahren und opferwillig alle Mittel anzuwenden, um den gefährdeten Kindern katholischen Schulbesuch zu verschaffen. Bald war er im Rufe eines Fanatikers bei denen, welche mit den hier ange deuteten Pflichten eines katholischen Priesters nicht vertraut sind. Er empfand diesen Vorwurf schmerzlich, ließ sich aber nicht beirren; denn er beurtheilte alles nach seinem apostolischen Berufe, und ihn zu erfüllen, war die einzige Aufgabe seines Lebens.

Im März 1839 hörte ihn ein Edelmann der Grafschaft Glaz, Patron einer Pfarrei, predigen. Die Predigt, sowie alle über den feurigen Prediger eingezogenen Erkundigungen wurden Veranlassung, daß Lange jene, soeben vakant gewordene Pfarrei angeboten

wurde. Der Großdechant Knauer, in dessen Sprengel das Beneficium lag, wollte jedoch Gewißheit haben, ob diese Präsentation auch die landesherrliche Genehmigung erhalten werde, bevor er Lange die Aufnahme in die Prager Diözese vermittelte. Die Sache kam bis vor den Minister von Altenstein, der indes die Verweigerung des königlichen Placets veranlaßte, „weil man einem Geistlichen von so unzweifelhaft fanatischer Richtung nicht das nöthige Vertrauen zu schenken vermöge.“ Lange schrieb daraufhin seinem Patron: „Mit dem tiefsten Schmerze empfing ich die Nachricht, daß meiner Ernennung zum Pfarrer von Kengersdorf das landesherrliche Placet verweigert worden sei. . . . Nun, so sei es denn! Ich will kein Amt, keine Ehre, wenn der Preis hiefür Gottesverrath ist. Die paar Jahre, die ich vielleicht noch auf dieser Erde für den Lohn des Himmels zu kämpfen habe, mögen noch so sehr mit Trübsalsweh ausgerüstet sein — ich will nicht muthlos werden. . . . Ich bete in allem Gottes Schickung an, und so schwer es mir fällt, ich verzichte hiermit auf die Kengersdorfer Pfarrstelle. . . . Bleibe ich auch zeit= lebens nur ein Kaplan — der Name macht's nicht jenseits.

Das behördlicherseits gegen ihn eingeschlagene Verfahren war die Folge mehrerer im Laufe des Jahres über ihn eingegangener Klagen. Diese waren durch falsche Auffassung seiner stauneneregenden Pflichten=

füllung als katholischer Priester, oder durch eine schiefe Deutung des immer zunehmenden Erfolges entstanden, mit welchem er in der Unterweisung von Convertiten von Gott gesegnet wurde. Gegen den Vorwurf des Fanatismus rechtfertigte er sich in einem Schreiben, in welchem es heißt: „Wohl erkennend, daß Fanatismus, jene durch Einbildung oder Gefühl entzündete Schwärmerei, immer die größte Verirrung bleibt, habe ich mich vor nichts mehr zu bewahren gesucht, als vor dem Unglücke, das ruhige Urtheil der Vernunft zu verlieren. Ich habe allerdings, wenn ich den Inhalt einer Pflicht nach dem ganzen Umfange hin geprüft hatte, dieselbe auch mit aller Willenskraft zu umfassen gesucht, weil ich verabscheue, halb zu sein, was ich ganz sein soll. Allein, habe ich da etwas anderes gethan, als was alle thun, die treue Diener in einem ihnen vorgezeichneten Berufe sein wollen? Sehr gut ist mir bekannt, daß gewisse Zerrwürfnisse unserer Zeit leicht manchen katholischen Geistlichen in den Verdacht bringen können, als setze er die Pflichten gegen den Staat zurück, wenn er die Verbindlichkeiten gegen seine Kirche erfüllt. Doch, ist eine solche Annahme wirklich möglich, dann wären Staat und Kirche zwei sich entgegengesetzte Institute, und welcher Priester könnte bei solcher Voraussetzung ohne Bedenken den Homagialeid leisten? Allein ich habe freudig und mit gutem Gewissen meinem Landes-

herrn den Eid der Treue geschworen, und gedenke, so lange ich preussischer Unterthan bin, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, ohne daß ich Gott entziehe, was Gottes ist. . . . Ich trage daher ruhig mein Los und lege hierzu die Versicherung, daß es mir nie einfallen soll, deßhalb in der Erfüllung meiner deutlich erkannten Obliegenheiten lau zu werden. Kein Christ soll je um irdischen Lohn arbeiten; sieht er auch hienieden sein Streben nicht erkannt, — jenseits bleibt die Vergeltung gewiß nicht aus.“

War es früher nicht möglich gewesen, für die „Schlesischen Schulblätter“ die Regierungs-Concession zu erhalten, so war nun durch vielfaches Bemühen namhafter, um das Schulwesen verdienter Männer im April 1839 „Der katholische Jugendbildner, eine pädagogische Zeitschrift“ ins Leben getreten. Die Herausgabe wurde von mehreren Geistlichen und Lehrern Breslaus übernommen, in Wirklichkeit aber von Lange fast allein besorgt. Von ihm war auch das lezenswerthe Vorwort, welches über das Bedürfniß und das Streben des Blattes orientirte.

Sein Name war bereits weit über die Grenzen Schlesiens hinaus bekannt und hatte bei allen echt kirchlich Gesinnten einen guten Klang. Ein Landpfarrer aus Tirol trat mit ihm direkt in Verbindung und bot ihm, zur Förderung der guten Sache, um einen sehr

mäßigen Preis das von ihm verfaßte vorzügliche Werk, die bekannten „Abendunterhaltungen“ an, welche mit großer Klarheit und Popularität die Lehren und Einrichtungen der Kirche darstellen und vertheidigen. Es kamen mehrere Sendungen und fanden zahlreiche Abnehmer. Eine derselben wurde an der Landesgrenze von preussischen Zollbeamten untersucht, ein Exemplar des Buches zurückbehalten und der Behörde eingeschickt. Lange hatte sich insolgedessen gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß er durch Verbreitung des Buches, welches im Eingange ein empfehlendes Hirtenwort des berühmten Bischofs Bernard Galura von Brixen brachte, den konfessionellen Frieden störe. Es wurde behauptet, er sei veranlaßt worden, den Verkauf des Buches aufzugeben; sicher ist, daß er durch dasselbe unberechenbaren Nutzen gestiftet, und vielen Katholiken über die nöthigsten Heilswahrheiten erst Aufklärung verschafft hat.

Bei seiner Gesinnung ist es selbstverständlich, daß er über das Hauptthema jener bewegten Zeit, über die gemischten Ehen, echt kirchlich dachte, getreu den uralten kanonischen Anordnungen, die niemals ihre verbindende Kraft verlieren. Offener Ungehorsam gegen die Kirche bei Schließung solcher Ehen, machte ihm wahres Herzeleid, brachte bisweilen alle seine Seelenkräfte in Aufregung und er versuchte alle Mittel, die Sünde solcher Opposition zu hindern, weil er sich, wie

er einmal schrieb, auf Grund des im Trienter Glaubensbekenntnisse eidlich geleisteten Versprechens für verpflichtet hielt, dafür zu sorgen, daß der katholische Glaube von den ihm anvertrauten Gläubigen auch gehalten, ihnen gelehrt und gepredigt werde. Bei Erfüllung dieser wichtigsten Standespflicht waren ihm Verkanntwerden, Verleumdungen, ja offene Verfolgung, Dinge, die ihm innere Freude bereiteten und am allerwenigsten geeignet, ihn von der rechten Bahn seiner Grundsätze abzubringen. Als er einst eine seiner Beichtkinder, welche bereits im sträflichen Umgange mit einer Militärperson gelebt, dahin gebracht hatte, daß sie ihr Unrecht nicht nur einsah, sondern lieber ihr Kind mühsam allein erziehen, als eine unkirchliche Verbindung eingehen wollte, weil der Bräutigam die geforderten Garantien nicht geben wollte, da versuchte dieser noch gegen 10 Uhr Abends zum Beichtvater seiner Braut zu gelangen und die deshalb veranlaßte Untersuchung ergab, daß wirkliche Gefahr hier keineswegs nur eingebildet gewesen war. Was that der Bedrohte? Er machte sich auf alle Fälle gefaßt, schloß diesen Abend noch seine Rechnung mit dem Himmel, ging einige Tage nur vorsichtig aus und — lag seinem Eifer wie früher ob.

Diesem Eifer gab er auch Ausdruck in der zu Augsburg erscheinenden „Sion“. Viele vermutheten dies, weil sie seine Verbindungen mit jener Stadt kannten;

andere hielten es für ganz natürlich, weil die deutlich ausgeprägte Richtung jener Zeitschrift der Gesinnung Langes entsprach; noch andere hatten sich nach und nach gewöhnt, alles, was für die Kirche und gegen die Berunglimpfungen derselben aus Schlesien in fremden Blättern erschien, auf seine Rechnung zu schreiben. Auch dieses veranlaßte eine stille Untersuchung, ohne Resultat, gegen ihn, über die er sich jedoch nicht weiter äußerte, wie er dann überhaupt gegen alle Behörden ein würdevolles Benehmen auch dann festhielt, wenn er verkannt worden war.

Die ganze Stellung Langes in Breslaus brachte es mit sich, daß er trotz seines eingezogenen Lebens, doch sehr gekannt war. Viele nahmen die Gelegenheit wahr, den vielgenannten Fanatiker zu sehen, andere wollten denjenigen persönlich kennen lernen, der mit so unwiderstehlicher Macht ihre Verwandten oder Bekannten der katholischen Kirche zuführte; andere ließen sich gern im Vorübergehen ihn zeigen, über den so viel geklagt und gelästert, so viel Gutes und Böses erzählt wurde. — Lange war hager und mehr als mittelgroß; er hatte jene gelblich blasse Gesichtsfarbe, die so häufig das Anzeichen wankender Gesundheit ist; doch besaß er viel Muskelkraft. Der Kopf war mit blonden Haaren bedeckt, auf dem Gesichte lagerte Seelenfrieden und herzliche Vertraulichkeit, und der Eindruck war besonders

angenehm, wenn er den Mund zu einer freundlichen Aeußerung öffnete. Ohne allen Schein von Eitelkeit verwendete er auf die Kleidung die nöthige Sorgfalt und trug sich auch äußerlich klerikal, seit Fürstbischof Joseph dies geboten hatte. Als Mensch war er ein Freund der Geselligkeit, als Musikverständiger liebte er musikalische Unterhaltung; schon während der Studienzeit hatte er mehrere Kirchensachen für die Elisabethinerinnen komponirt. Im kleinen Kreise guter Freunde pflegte er seinen Witz an jemandem auszulassen, von dem er überzeugt war, verstanden zu werden, unterließ aber selten, mit einem herzlichen Händedruck zu bemerken, es sei nicht böse gemeint. In gemischten Gesellschaften gab er bei zweideutigen Reden und lieblosen Urtheilen durch Wort und Miene seine Mißbilligung zu verstehen und entfernte sich bald. Im Genuße war er äußerst vorsichtig und mäßig, jenes darum, weil er kränklich war, dieses aus Grundsatz. Wein trank er fast gar nicht und hielt die Fasten sehr strenge. Wäre er nicht so wahrhaft fromm gewesen, so hätte ihn die Hypochondrie wahrscheinlich, wie so manchen andern, zur Last seiner Umgebung gemacht; so aber offenbarte sich dieser krankhafte Zustand nur dadurch, daß er gern und oft klagte über seine Leiden, deren Sitz und Ursache erforschte und über die Ergebnisse dieses Studiums dann sich mittheilungsam unterhielt. Denkt man an die zahllosen schlimmen

Erfahrungen, die von vielen Seiten her ihn trafen, so möchte man sich fast wundern, daß er, wenn auch ernst und oft niedergeschlagen, doch niemals finster und abstoßend war; Gott allein wußte meist nur um die tiefen Wunden seines Herzens. Gelegentlich konnte er übrigens ungemein heiter sein, namentlich wenn er an seinem Namenstage seine Schüler spazieren führte und ihre Spiele selbst leitete.

Lange war ein katholischer Priester im vollen Sinne des Wortes. Die ganze inhaltsschwere Bedeutung dieser Würde schwebte ihm klar und lebendig vor der Seele, und oft preßte ihm der Gedanke Thränen aus den Augen, welch eine unermessliche Verantwortung jeder Priester übernehme, welch einer strengen Rechenschaft sein Wirken einst unterliegen werde. Je mehr er aber die Heiligkeit seines Berufes erfaßte, desto entschlossener trug er die göttliche Last. Geduldig, entschlossen, opfernd sollte der Eifer eines katholischen Priesters unserer Zeit sein, so hatte er selbst von der Kanzel herab einen Neugeweihten belehrt. Wenn man ihn mahnte sich zu schonen, um sein Leben länger zu erhalten, so erklärte er: „Arbeiten, so lange der Herr Kräfte giebt und Arbeit; übrigens Gott befohlen!“ „Ruhem für das Heil der Kirche ist Hochverrath an der Kirche!“ rief er einem andern neugeweihten Priester von heiliger Stätte zu; . . . „Oder soll er scheu und

furchtsam zusehen, wie das Verderben seine herrschende Sprache erheben will? Schimpf und Schande jenen Priestern, denen das geistige Geschäft ihrer Sendung nie klar geworden, die nur Geistliche sind aus Gewerbe. Ihnen gilt das Wort der Schrift: „„Also ihr, meine Freunde, die ihr täglich meine süße Speise eßt, ihr also verrathet mich?““ . . . Wo der Priester das Wohl der Kirche gefährdet sieht, muß er laut und beherzt den Antichrist zurückweisen. Daß, leider! so manche Priester schliesen, hat der Kirche schon Wunden genug geschlagen; diese wollen nun aber geheilt sein. Die Schuld wächst sonst mit jedem Priestergeschlechte, und ein fürchterlich Gericht wird über diejenigen treulosen Priester ergehen, die feigherzig den Feinden die Bundeslade überlieferten. Der Priester ist darum am meisten in jetziger Zeit berufen, muthig dem Weltgeiste entgegen zu treten, der vielleicht nie so schmerzlich Jesum von neuem kreuzigte, als heutzutage.“

Lange war ein frommer Priester. Sein Brevier persolvirte er so pünktlich als nur immer möglich; mit sichtlicher Andacht brachte er das heilige Messopfer dar; er liebte das Rosenkranzgebet und verrichtete es besonders im Zwielfichte. Als ein priesterlicher Freund ihm einst im vertraulichen Gespräche einige Mittheilungen über die Disciplin machte, und wie sie noch jetzt gehandhabt würde, da gerieth sein Inneres in sichtbare Bewegung,

er verlangte die nöthigen Aufklärungen über den zweckmäßigen Gebrauch dieses alten Bußwerkzeuges und — nach seinem Tod fand man seine Disciplin.

Er suchte sich selbst zu heiligen, um desto erfolgreicher an der Heiligung anderer zu arbeiten. Bei seinem Seeleneifer lag ihm naturgemäß vor allem das Heil jener am Herzen, welche durch die Bande des Blutes ihm nahe standen. Sehr drückend war für ihn das Bewußtsein, daß sein Vater Freimaurer war, und er fühlte diesen Druck um so schmerzlicher, je älter und kränklicher der Vater wurde. Eine im Vertrauen auf Gott unternommene Reise in die Heimath und das liebevoll ernst belehrende Priesterwort aus Kindesmund hatte den glücklichen Erfolg, daß der Vater der Verbindung entsagte.

Als ausgezeichnete Pädagoge erstrebte er mit allem Eifer die Heiligung der Jugend. Um seinen Lehren Eingang in die jugendlichen Herzen zu verschaffen, wußte er die Kinder mit vieler Liebe und unermüdlicher Geduld an sich zu ziehen, beschied sie zu sich, ließ ihnen gute Bücher und nahm jede Gelegenheit wahr, eindringliche Worte zu ihnen zu sprechen. Zum Schulgebrauche verfaßte er eine große Zahl „Spruchgebete“, welche, in einer kindlichen Sprache geschrieben, mit Lust auswendig gelernt und gebetet wurden. Er hatte die Gewohnheit, seine „lieben Kinder“ gewöhnlich mit dem

Taufnamen anzureden, und trat schon dadurch zu ihnen in ein väterliches Verhältniß. Ein Fest war es darum für alle, wenn der 27. Juli, das Fest des heiligen Berthold, nahte; da ward das Zimmer des geliebten Katecheten mit Kränzen und Blumen ohne Zahl geschmückt. Welch eine Freude dann für jung und alt, wenn Lange seine Schule nach Morgenau führte!

Als ein wesentliches Element der seelsorgerlichen Thätigkeit sah er mit vollem Rechte den Beichtstuhl an, den er das Erntefeld der Predigt nannte. Um hierin seine Pflicht erfüllen zu können, studirte er die besten einschläglichen Werke der Heiligen, hielt er für sich selbst und schrieb Betrachtungen (z. B. „Selbstbekenntnisse“ über die Parabel vom verlorenen Sohne) und erkannte und bewies es selbst immer mehr als ein Haupterforderniß, daß der Beichtvater selbst durch häufiges Beichten die Seligkeit eines reinen Gewissens kennen lerne, bevor er imstande sei, andere zum Heile zu leiten. In seinen, leider unvollendet gebliebenen „Gedanken über unsere Wirksamkeit als Beichtväter“ machte er beachtenswerthe Vorschläge und sprach kostbare Wünsche aus, deren allseitige Erfüllung der Verwaltung des Bußsakraments die segensreichsten Früchte sichern würde. Von den Beichtvätern fordert er, daß sie Männer des Gebets und der Erkenntniß seien; und weil er selbst ein Mann des Gebets und der Erkenntniß war, daher

der ungewöhnliche Erfolg seiner Seelenleitung, daher die große Zahl seiner Beichtfinder. Saß er im Beichtstuhle, so war derselbe jederzeit von Büßenden umlagert. Hier wußte er nun den glimmenden Docht wieder zu heller Flamme anzufachen, verschaffte dem Gnadenstrahle in manchem verhärteten Herzen eine empfängliche Stelle und drang mittelst der Fragepflicht in die verborgendsten Tiefen sündiger Vergangenheit, wo der Stoff zur Unruhe vielleicht Jahre lang verborgen lag. Viele Generalbeichten hat er abgenommen; viele schlafende oder furchtsame Sünder wurden ihm zugeführt; viel langjähriges Unrecht hat er gut gemacht, vielen zu Hab und Gut, zu Ruf und Ehre wieder verholfen. Er war aber seinen Beichtfindern nicht bloß Gewissensrath im Beichtstuhle, sondern auch väterlicher Freund, Tröster und Rathgeber außerhalb desselben. Nicht selten harrten die Bekümmerten stundenlang vor seiner Thüre auf einander. Darum ist nicht zu verwundern die ungeheuchelte Verehrung und Liebe, welche die meisten seiner Beichtfinder ihm auf jede Art zu bezeugen suchten. Wie gern halfen sie sein Zimmer mit Blumen schmücken! Wie oft sah man seinen Beichtstuhl umfränzt! Ja, als er einst von einer Reise zurückkehrte, und das erstemal celebrirte, fand er den Weg zum Altare mit Blumen bestreut, was ihn ebenso überraschte, wie mit Unwillen erfüllte.

Immig verbunden mit der Verwaltung des Bußsacraments waren seine erfolgreichen Bemühungen im Konvertitenunterrichte. Er ging hierbei von dem Grundsatz aus, daß er Priester der wahren Kirche sei, welche, vermöge der Verheißung ihres Stifters, der alleinige Schaffstall für alle Völker werden wird. Er erachtete es sonach für ein wesentliches Moment seiner apostolischen Wirksamkeit, daß er auch an der Befehrung der Völker, an deren Aufnahme in die allgemeine Kirche wenigstens mitwirken solle. Wo er daher einen Strahl göttlicher Erleuchtung oder ein Hinneigen zum Katholizismus wahrnahm, da glaubte er im Namen Gottes nachhelfen und die dunklen Ahnungen der Wahrheit aufklären zu dürfen, ja zu müssen. Er begann sofort den Unterricht, in dessen Ertheilung er jederzeit so pünktlich war, daß er, bei seiner sonstigen Gefälligkeit, nur sehr ungern in solcher Zeit eine Amtsvertretung übernahm. Zumeist hatte er dann auch die Freude, daß bei genauerer Erkenntniß der katholischen Lehre jene dunklen Ahnungen der Sicherheit der Wahrheit wichen und die Ueberzeugung den Uebertritt vollendete. — Im Jahre 1838, im Monat April hatte er, wenigstens nach Ausweis der hinterlassenen Papiere, den ersten Konversionsfall, welchem in diesem Jahre noch mehrere folgten. Im Januar des nächsten Jahres hatte er fünf Katechumenen dieser Art auf einmal, und so ging es fort, sodaß er dann

die Vollmacht, die Konvertiten absolviren zu dürfen, von der geistlichen Behörde immer auf zehn oder fünfzehn Personen erhielt, bis deren Zahl nachweislich auf 130 christliche und vier jüdische gestiegen ist. Indeß ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Nachweise nicht vollständig sind, derer nicht zu gedenken, die er nicht annehmen konnte und an andere Priester wies. — Auch dieser Zweig seiner Amtsthätigkeit, namentlich in so bewegter Zeit religiöser Wirren und in dieser Ausdehnung in Breslau damals unerhört, hat ihm sehr vielen Kummer, viel Verdruß mit den Behörden und viele trübe Erfahrungen mit den Konvertiten selbst bereitet. Seinen Eifer konnten aber dergleichen Erfahrungen, selbst die schwärzesten Verleumdungen, nicht mindern, denn er sah den Kampf als eine Mitgabe des Priesterthums, Leiden und Trübsale als wohlgefällige Gottesgaben an, welche den Segen Gottes gleich einem erquickenden Thau auf die Wirksamkeit des Priesters herniederziehen.

Die Kanzel bestieg Lange stets, auch bei den dringendsten Geschäften, wohl vorbereitet. Er predigte gern, und eine Menge seiner hinterlassenen Predigten beweisen die Sorgfalt, die er auf die Ausarbeitung verwendete. Trotz mancher Mängel im Vortrage wurde er sehr gern gehört, weil das volle Herz in einer korrekten, gewählten Sprache und mit großer Lebendigkeit sich

hervordrängte, weil er für sein Thema stets wahrhaft begeistert war und, namentlich seit dem Kölner Ereignisse, mit einer Freimüthigkeit sprach, daß manche seiner Zuhörer für ihn bangten.

Am 15. Januar 1843 predigte er zum letztenmal als Kaplan bei St. Adalbert und nahm zum Schluß ergreifenden Abschied. Indem er als Kuratus nach St. Dorothea versetzt wurde, war ihm und vielen der Wunsch erfüllt, daß er Breslau nicht verlassen dürfe. Denn diese Stadt mit all ihren Bitterkeiten war ihm, vielleicht grade deshalb, doch lieb geworden, und das, nach dem Mißlingen der zeitweisen Niederlassung in Augsburg, ihm gemachte Anerbieten, in München Benediktiner zu werden, hatte für ihn keine Anziehungskraft, da ihm hier die Missionsthätigkeit gefehlt hätte.

Die Veränderung der Wohnung brachte keine Veränderung in seinen Verhältnissen hervor: seine Weichthinder zogen ihm nach, die Konvertiten fanden ihn auch jetzt, er blieb allen, was er gewesen war. — Seit Jahren war er gewöhnt, sich dem Gebete seiner Freunde zu empfehlen, und gern kam er in seinen Gesprächen auf die Freuden des Himmels zu reden. Er mochte indeß nicht ahnen, daß er dem Ziele seiner Sehnsucht so nahe sei. Das erste Jahr in seinem neuen Wirkungskreise neigte sich zu Ende, als Blutbrechen sich einstellte. Er

konnte insofgedessen am Weihnachtsfeste nicht anders thätig sein, als daß er auf seinem Zimmer Beicht hörte. Bald vermochte er jedoch wieder seine Pflichten zu erfüllen; als er aber am 14. Januar 1844 gepredigt und alle Amtsgeschäfte pünktlich besorgt hatte, erfolgte ein Rückfall. Eine Zeitlang schien Hoffnung auf Wiedergenesung vorhanden zu sein, im März aber brach der Bluthusten von neuem aus und die Krankheit ging in Lungenschwindsucht über, die nun ihren gewöhnlichen Verlauf nahm. Die Freunde seufzten schweren Herzens, daß Gott der bedrängten Kirche vorzeitig eine so schöne Zierde, eine so kräftige Stütze entziehen wolle. So lange es seine Kräfte nur irgend zuließen, war er auch jetzt noch bereit, bekümmerten Herzen Rath und Trost zu spenden. Sie kamen weinend und verließen tieferschüttert das Lager des treuen Seelenführers, zufrieden oft, wenn sie eine Minute ihn sahen, oder wenige lispelnde Worte vernehmen konnten. Als auch dieses bei zunehmender Ermattung sich von selbst verbot, lasen sie mit Schrecken die abweisenden Worte an der Außenseite seiner Zimmerthüre, während sein Herz es beklagte, gar nichts mehr thun zu können. Es war oft schwer, die Trostlosen abzuweisen, denn Gott hatte den Hirten geschlagen und die Herde irrte bang umher. Den größten Theil derselben sah man an der Vigil von Christi Himmelfahrt unter Begleitung eines Priesters nach

Öswik wallfahren; gewiß hat der heilige Berg selten so viel Thränen weinen, die heilige Gottesmutter nie andächtigere Herzen die Stufen hinaufknieen sehen, als an diesem Tage; aber der auffahrende Heiland, der den Fürstbischof Joseph mitnahm, wollte auch ihn nach sich ziehen. Er selbst war längst bereit und hatte die heiligen Sakramente mit gewohnter Andacht empfangen. Seine großen Leiden wurden in den letzten Tagen durch öftere Bewußtlosigkeit gemildert, in welcher er viel mit dem Jenseits sich beschäftigte. „Mein Jesus wird wieder zu uns kommen“, sprach er in solchem Zustande wiederholt am Himmelfahrtsfeste. An diesem Tage, den 16. Mai, mittags halb ein Uhr, verschied Fürstbischof Joseph Knauer, und 24 Stunden später, genau zur selben Zeit, war auch Berthold Lange eine Leiche. — Als vier Tage später sein Sarg in der St. Dorotheenkirche dahinschwankte und durch die Scharen der Gläubigen dem Altare zugetragen wurde, da konnten viele ihres Schmerzes nicht mehr Herr bleiben, und ein lautes Schluchzen erzählte lauter als Worte, daß „ein großer Priester“ gestorben sei. Die weiten Räume der Kirche waren gedrängt voll; alle Stände, von der Dürftigkeit bis herauf bis zum Reichthum, vom Bettler bis zum Grafen, fanden hier ihre theilnehmenden Vertreter; über dreißig Priester begleiteten den gewaltigen Leichenzug die Schweidnitzer und Ohlauerstraße entlang

zum Friedhofe gegenüber der Taschenbastion. Im Schatten des Kreuzes war die letzte Ruhestätte bereitet und lange Zeit wurde der teure Grabeshügel mit Thränen reich genezt und mit Gebeten geweiht.

Ferdinand Cogho

(1810—1870.)

Er war geboren den 18. Mai 1810 zu Hermsdorf unterm Rynast, wo sein Vater Oberamtmanu der Schaffgot'schen Güter war. Die Vorliebe für das heimathliche Gebirge und die Anhänglichkeit an die reichsgräfliche Familie blieb bis ins Alter in ihm lebendig. Nachdem er die Schule seines Geburtsortes besucht und vom Pfarrer Klenner den ersten Unterricht im Latein erhalten hatte, wurde er mit zwölf Jahren Zögling des Matthiasgymnasiums zu Breslau. Die noch vorhandenen Schulzeugnisse weisen gute Fortschritte auf. Von den Lehrern des Gymnasiums blieben ihm besonders in Erinnerung der ehrwürdige Direktor Köhler und Professor Wiffowa, mit dem er später in verwandtschaftliche Beziehung trat. Durch seinen Onkel Cogho, dem Kanzler des ehemaligen Matthiasstifts, der über seinem Hause auf der Albrechtsstraße eine kleine Sternwarte eingerichtet hatte, wurde ein bleibendes Interesse für astronomische Studien in ihm geweckt.

Durch denselben trat er auch dem Domherrn und Professor Dereser näher, den er wiederholt traf die Harfe spielend und die Psalmen hebräisch dazu singend.

Im Jahre 1829 verließ Cogho nach bestandener Maturitätsprüfung das Gymnasium, um auf der Breslauer Universität Theologie zu studieren und so den Traditionen seiner Familie zu folgen, in welcher der Beruf zum geistlichen Stande nichts neues war. Noch im Jahre 1790 war sein Großonkel P. Gotthard Cogho, Cisterzienser in Grüssau, dessen Oelportrait in seinem Besitze war, gestorben. — Mit welchem Eifer der junge Academiker, trotz der gerade damals höchst dürftigen Besetzung der katholisch-theologischen Fakultät, dem Studium oblag, beweisen die zahlreichen mit seiner charakteristischen Schrift sorgfältig geschriebenen und sauber gebundenen Collegienhefte, die noch in seinem Nachlasse sich vorfanden. Zugleich war er begeistertes Mitglied der deutschen Burschenschaft, was für ihn verhängnißvoll werden sollte.

Die allgemeine deutsche Burschenschaft, aufgekeimt aus dem Idealismus, den die Freiheitskriege ausgesät hatten, auf dem Wartburgfeste 1817 als fester Organismus begründet, nach der, durch einen ehemaligen Burschschafter verübten, Ermordung Rugebues feierlich unterdrückt, heimlich fortbestehend allen Verboten zum Trotz, bis sie sich 1827 wieder neu zu organisiren, sich neue

Ziele zu setzen begann, war, als Cogho auf die Universität kam, auf der Höhe ihrer Entwicklung angelangt. Im Jahre 1830 wurden die Breslauer Verbindungs-genossen vor den Universitäts-senat und darauf vor das Oberlandesgericht citirt und verhört und einstweilen freigesprochen. Indes das Hambacher Fest am 27. Mai 1832, auf welchem man die „vereinigten Freistaaten Deutschlands“ und das „conföderirte republikanische Europa“ mit Hochrufen begrüßte, rief von neuem den Unwillen der Regierungen hervor, und als sich herausstellte, daß bei dem Aufstande zu Frankfurt am Main, den 3. April 1833, auch Studenten beteiligt waren, begann eine allgemeine Verfolgung nicht nur der Mitglieder der deutschen Burschenschaft, sondern auch anderer Studentenvereine. Weit über tausend junge „Verbrecher“ wurden nach und nach von dieser Verfolgung ergriffen, schließlich auch Cogho.

Derselbe war unterdeß ins Alumnat aufgenommen und am 16. Juni 1833 vom Weihbischof von Schubert zum Priester geweiht worden. Den Fürstbischof von Schimonski hatte er am Schluß des vorhergehenden Jahres auf seinen Schultern zu Grabe tragen helfen. Anfang October 1833 kam er als Kaplan nach Gubrau. Im Juni des folgenden Jahres wurde er in seiner Wohnung von dem Kreis-Landrath abgeholt und vor der Stadt einem Gensdarm übergeben, der ihn nach

Berlin brachte. Bis zum November saß er in der Hausvogtei gefangen; noch 30 Jahre später gerieth er in sichtlichen Unwillen, wenn er von der Behandlung erzählte, die er damals erfahren. Nach beendigtem Verhöre wurde er wieder entlassen und er fungirte in Guhrau weiter bis zum Dezember 1837. In Berlin war unterdeß das Urtheil über ihn gesprochen worden; es lautete mit Rücksicht darauf, daß die Tendenz der Breslauer Burschenschaft nicht so schroff, wie auf anderen Universitäten ausgesprochen war, verhältnißmäßig mild, nämlich auf drei Jahre Gefängniß, die später durch königliche Begnadigung auf drei Monate herabgesetzt wurden. Cogho verbüßte die Strafe in Breslau und erhielt dann, da er nicht zur Amtsunfähigkeit verurtheilt war, die Kaplanstelle zu Waltersdorf bei Sprottau und fünf Monate später zu Liebau.

In Guhrau war ihm unterdeß ein gutes Andenken bewahrt worden, und als Ende 1839 der Erzpriester Otto daselbst die Pfarrei verließ, um nach Meisse zu gehen, präsentirte an seine Stelle der Magistrat den Kaplan Cogho. Derselbe übernahm Ende April 1840 die Administration der Pfarrei, die Investitur erfolgte am 21. Januar 1841. Dreißig Jahre erwies er sich, besonders zur Zeit der Gefahr, als guter Hirt der katholischen Gemeinde Guhraus. Der Kongoßskandal wurde auch dort inscenirt. Während der Apostat in

feierlichem Aufzuge von Magistrat und Pastoren in die protestantische Kirche geführt wurde und die städtische Böschmannschaft consignirt war, aus Furcht, die Katholiken könnten durch Brandstiftung das Kongefest stören, versammelte Pfarrer Coghò seine Gemeinde zu feierlichem Gottesdienste und predigte mit Nachdruck und Begeisterung über das Thema: „Warum ist dem katholischen Christen seine Kirche so theuer?“ Die Verkündigung des göttlichen Wortes ließ er sich überhaupt sehr angelegen sein; stets bereitete er sich gewissenhaft vor, wie die große Masse der hinterlassenen, zum Theil sorgfältig ausgearbeiteten Manuscripte zeigt; noch von der letzten Predigt, die er zur Eröffnung des vatikanischen Concils am Feste Mariä Empfängniß 1869 gehalten, fand sich eine eingehende Skizze vor. — Im Jahre 1848 nahm Coghò unter den Männern der bürgerlichen Ordnung in Stadt und Kreis eine hervorragende Stellung ein, was später vom Landesherrn durch Verleihung des rothen Adlerordens anerkannt wurde. Auch als Candidat für den Landtag wurde er von der verfassungstreuen Partei, allerdings erfolglos, aufgestellt. Es gereichte ihm zur Genugthuung, daß die ehemaligen Burschenschafter zum großen Theil auf die Seite der legitimen Regierung traten.

Wie er im öffentlichen Leben ein Mann der Ordnung war, so herrschte auch in seinem Hause, in seinen Akten,

vorzugsweise aber in seiner schönen dreischiffigen, gothischen Hallenkirche eine musterhafte Ordnung. Um die Andacht der Gläubigen erwarb er sich 1846 ein großes Verdienst durch die Anlegung des schönen Kreuzwegs auf dem außerhalb der Stadt liegenden Kalvarienberge, wo auch die theophorische Prozession am Sonntage in der Frohnleichnamsoktav, von Waldesgrün umgeben, gehalten wird. — Die Seelsorge theilte Pfarrer Cogho redlich mit seinem Kaplane, gegen den er eine große Zuvorkommenheit an den Tag legte. Dieselbe Freundlichkeit bezeugte er den Lehrern der Gemeinde und des Kreises, denen er seit dem Juli 1863 als Schulen=Inspektor vorstand. Die Schulen seiner Pfarrei hob er, indem er zwei besondere Mädchenklassen einrichtete und für dieselben Schulschwestern berief, welche vom November 1864 an bis zum verderblichen Kulturkampfe höchst segensreich wirkten.

Cogho besaß große geistige Fähigkeiten, die er auch nach Beendigung der Studienzeit weiter auszubilden bestrebt war. Als er wegen der Burschenschaft in Untersuchung war, trieb er eifrig Französisch und Englisch, um für den Fall, daß er in der Heimathdiöcese keine Anstellung mehr finden könnte, seine Dienste der Kirche Amerikas anzubieten. Eine so umfangreiche Bibliothek, wie die seinige, welche die wichtigsten theologischen Erscheinungen bis zur Gegenwart enthielt, wird in wenigen

Pfarrhäusern zu finden sein. Daß er seine Bücher auch ihrem Inhalte nach kannte, bewiesen die vielen Papierschmizel, mit denen er wichtige Stellen bezeichnete. Bei Disputationen fand er zur Lösung aufgeworfener Fragen und Zweifel in seiner Bibliothek bald das richtige Buch und in demselben die entscheidende Stelle. Er hat auch literarisch sich beschäftigt und viele Aufsätze und Korrespondenzen für die Blätter der Heimathprovinz, besonders aber für den damals mehr journalistisch gehaltenen Mainzer „Katholik“ geschrieben. Wegen seiner ausgebreiteten Kenntniß in den theologischen und Profanwissenschaften und wegen seines scharfen Verstandes, den er nicht selten mit einem gewissen Sarkasmus zu verwerthen verstand, war er von den Gegnern sehr gefürchtet.

Der Kirche Gottes war er von ganzem Herzen ergeben. Die neologischen Ideen, in denen er aufgewachsen war, hatte er ganz abgestreift und vernurtheilte sie als unfirchlich. Als charakteristisch für die betreffende Zeit erzählte er, daß ihm einst ein Beichtvater als Buße aufgelegt habe, drei Tage das Brevier zu beten. Das neuauflühende Gnadenleben der Kirche fand bei ihm ein warmes Verständniß. An den Priesterexercitien nahm er wiederholt theil — mit welchem Ernste, das beweisen die noch vorhandenen Aufzeichnungen, die er sich dabei machte. Bei seinem kirchlichen Sinne ist es

nicht zu verwundern, daß er die Vorgänge in Italien, besonders im Kirchenstaate tief beklagte, und daß er den Verlauf des vatikanischen Concils mit dem Vertrauen des gläubigen Katholiken betrachtete; noch auf seinem Sterbebette sprach er sich abfällig über die Adressen aus, die auch im schlesischen Clerus gegen die Dogmatisirung der Infallibilität angeregt wurden.

Cogho liebte bis zu einer bestimmten Grenze die Geselligkeit und hatte einen weiten Kreis von Freunden und Bekannten; ihnen, vorzüglich aber seinen Confratres, stand sein Haus und sein Tisch stets offen. Wer ihn zu behandeln verstand und seinen Widerspruch nicht reizte, konnte alles von ihm erlangen. Er entfaltete eine gradezu erstaunliche Freigebigkeit, die schließlich seine Mittel überstieg. — Gewiß hat auch er der menschlichen Gebrechlichkeit den Tribut bezahlt, doch werden seine Schwächen weit überwogen durch die ausgezeichneten Eigenschaften, die ihn zierten und die ihn auch in den Augen seiner Vorgesetzten zu einem hervorragenden Mitgliede des schlesischen Clerus machten; wurde doch seine Ernennung zum Propst der St. Hedwigskirche in Berlin einmal in Erwägung gezogen.

Im Herbst 1869 unternahm er eine Reise zu seinen Verwandten nach Baugen und besuchte bei dieser Gelegenheit auch den Wallfahrtsort Philippsdorf; Magdalena Kade hielt er weder für eine Betrügerin noch für

eine Betrogene — ein Urtheil, welches bei seinem nüchternen, scharfen Verstande von Bedeutung ist. Nach der Rückkehr begann er, der bis dahin einer festen Gesundheit sich erfreute, zu kränkeln. Mitte Dezember mußte er die kirchlichen Funktionen einstellen und eine fast fünfmonatliche Krankheit gab ihm Gelegenheit, das menschlich Unvollkommene, das ihm noch anhaftete, zu läutern. Er starb den 2. Mai 1870. Sein Tod, bei dem er das volle Bewußtsein bis zum letzten Augenblicke behielt, war ein wahrhaft ergreifender und echt priesterlicher.

Eduard Klose.

(1811—1884.)

Seine Wiege stand in Liebenau im Kreise Schwiebus, der damals noch zu Schlesien gehörte, bis er 1816 zu Brandenburg geschlagen wurde. Dort wurde er am 26. April 1811 geboren. Sein zartes Gemüth fühlte sich fremd dem strengen Vater und schloß mit Innigkeit an die Mutter sich an. Da in der Elementarschule seine hervorragenden Talente zu Tage traten, so wurde er dem Progymnasium zu Sagan und später dem Gymnasium zu Glogau übergeben. Hier traf ihn als schwerer Schlag der Tod der geliebten Mutter. Eine christliche Frau, bei der er wohnte, vertrat nun

Mutterstelle an ihm. Er hat ihr bis in sein Alter ein dankbares Andenken bewahrt und immer bedauert, daß er ihr die ihm erwiesene Liebe und Sorge nicht, wie er gewünscht und sich vorgenommen hatte, vergelten konnte. Sie starb vor Abschluß seiner Studien. Wie auf dem Gymnasium, so gingen auf der Universität, die er von 1831 bis 1834 besuchte, Kampf um die äußere Existenz und ernstes, erfolgreiches Studium Hand in Hand. Die Zeit im Alumnate nannte er stets die glücklichste seines Lebens. In welch hohem Grade er die Anerkennung seiner Obern sich zu erwerben verstanden hat, zeigt die Note, welche der Rektor Kanonikus Heinisch in das Album der Anstalt seinem Namen beifügte: „Er ist von mittlerer Größe und gesund, ein durch Anlagen wie durch Charakter ausgezeichnete Jüngling, begabt mit herrragendem Rednertalent, frommen und heiteren Gemüthes; auf seinem Antlitze leuchtet Anmuth, verbunden mit Bescheidenheit und Ernst“. Als besonderes Verdienst wurde es ihm angerechnet, daß er, trotz seiner Sehnsucht nach dem Priesterthume, es in ruhiger Ergebung ertrug, seine Mitalumnen zum Weihealtare gehen zu sehen, während er zurückbleiben mußte, da von der heimathlichen Regierung zu Frankfurt a. D. das königliche Placet nicht rechtzeitig eingegangen war. Am 24. Juni 1835 wurde er allein vom Weihbischofe Joseph von Schubert geweiht. Es

war die letzte Ordination des kranken Bischofs, der nach wenigen Wochen das Zeitliche segnete.

Vor seinem Eintritte ins Alumnat hatte Mose Bekannte im Gubrauer Kreise besucht und war auch nach Tschirnau gekommen; die Verhältnisse, die er da kennen lernte, sagten ihm so wenig zu, daß er es offen aussprach, er wünsche nicht, in dieser Gegend einst angestellt zu werden. Um so merkwürdiger war es, daß er, der schon zum Kaplan in Siegnitz bestimmt war, schließlich durch eine Vertetzung unvorhergesehener Umstände die Kaplanei in Seitsch bei Gubrau erhielt. Durch sein anspruchsloses, bescheidenes Wesen und seinen Dienst-eifer gewann er den Pfarrer Stöckel, dessen Unzufriedenheit mit seinen Kaplänen als chronisch galt. Er trat zu ihm in ein wahres Freundschaftsverhältniß, und zugleich gewann er die Thätigkeit in der großen Pfarrei lieb, dieser katholischen Dase, die ihrer 500 jährigen Zugehörigkeit zum Cisterzienserkloster Leubus noch immer Ehre machte. Es war darum ein Opfer, daß er schon nach einem Vierteljahre Seitsch wieder verlassen mußte, und dieses Opfer war um so größer, als der Gehorsam ihn gerade als Pfarradministrator nach Tschirnau rief, dessen Luft ihn ehemals so unsympathisch angeweht hatte. Am 13. Januar 1836 zog er in das öde Pfarrhaus ein, welches seine Wohnstätte bleiben sollte, bis man ihn am 18. November 1884 auf den benachbarten Fried-

hof trug. Das bejahrte Lehrerpaar nahm sich seiner freundlich an und bot alles auf, ihm den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Er ist ihnen dafür über den Tod hinaus dankbar geblieben.

Das Urtheil, das er bei seiner ersten Bekanntschaft über die Tschirnauer Verhältnisse gefällt hatte, war kein ungerechtfertigtes gewesen. Die kleine, im mächtigen und seiner Macht sich bewußten Protestantismus zerstreute katholische Gemeinde war lange von einem hochbetagten, fränklichen Pfarrer pastorirt worden, der überdies den neologischen Anschauungen seiner Zeit Rechnung getragen hatte. Verfall nach allen Richtungen hin war die Folge gewesen, und so sah sich der junge Administrator sofort vor die Aufgabe der innern und äußern Restauration der Pfarrei gestellt. Er hat diese Aufgabe im vollen Umfange erkannt und in Anbetracht der großen Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten und der geringen Hilfsmittel, die ihm zu Gebote standen, in bewunderungswürdiger Weise gelöst. Die pfarrlichen Gebäude fand er sämmtlich im vernachlässigten Zustande vor. Schon im Jahre 1836 ging er an die Reparatur des Pfarrhauses; im folgenden Jahre erhielt der Thurm eine neue Bedachung; 1838 wurde die Schule neugebaut; 1845 erfolgte eine durchgreifende Renovation der Pfarrkirche; der mittelalterliche Klappaltar mit seinen schönen Schnitzereien kam wieder zur Geltung,

zwei Seitenaltäre und die Kanzel wurden neu errichtet. 1846 sorgte er für Wiederherstellung der verfallenden Widmutsgebäude. Auch die Adjuncte in Ratschau erhielt durch seine Bemühungen wieder ein ihrer Bestimmung entsprechendes, würdiges Aussehen. Hier nahm er auch die Errichtung eines eigenen Schulsystems in Aussicht und erwarb einstweilen ein Grundstück für diesen Zweck.

Hand in Hand mit der äußeren ging die innere Erneuerung. Vor allem suchte er das religiöse Leben zu wecken durch eifrige Verkündigung des Wortes Gottes auf der Kanzel und christlichen Unterricht in der Schule. Durch sein hervorragendes Rednertalent unterstützt, konnte er erfreuliche Erfolge sehen. Auch Protestanten kamen und hörten ihn gern; doch wurde ihnen der Besuch des katholischen Gottesdienstes übel vermerkt und verleidet; man verbreitete die Mär, die Plätze, die sie während der Predigt eingenommen hätten, würden nach ihrem Weggange von Klose als entweiht mit Weihwasser gewaschen und reconciliirt. Es war dies eine thörichte Deutung des Asperges, dessen Gebrauch Klose wieder einführt. Auch den bis dahin unterlassenen sonntäglichen Nachmittagsgottesdienst hielt er wieder ab und feierte seit 1837 den Jahreschluß mit einer kirchlichen Andacht. Die kanonischen Vorschriften über die gemischten Ehen führte er, da Fürst-

bischof Sedlnitzki keine Anweisungen gab, aus eigener Initiative durch und reklamirte katholische Kinder, welche protestantische Schulen besuchten, für den katholischen Unterricht. Bei der Stimmung und den Anschauungen, welche in jener Zeit, da die Erzbischöfe von Köln und Posen gefangen genommen wurden, die regierenden Kreise beherrschten, ist es nicht zu verwundern, daß der Eifer des jugendlichen Seelsorgers die Aufmerksamkeit der staatlichen Behörden erregte. Er sollte dies inne werden, als es sich um seine Investitur handelte. Durch sein einnehmendes Wesen hatte er die Patronatsvertreter so für sich gewonnen, daß sie ihn, ohne sein Zuthun, schon im Februar 1836 für die erledigte Pfarrei präsentirten. Die geistliche Behörde bestätigte ihn in der Weise, daß er zunächst Administrator bleibe, bis es ihm nach einem vierjährigen erfolgreichen Wirken freistehen sollte, um die Investitur anzuhalten. Als nun zu diesem Zwecke 1840 das Placet bei der Regierung nachgesucht wurde und diese über den zu Investirenden Erkundigungen einzog, lief eine Denuntiation des Guhrauer Landrathsamts ein, in welcher Klose angeklagt wurde, er habe eine gemischte Ehe nicht zustande kommen lassen, er fordere katholische Kinder von zwölf Jahren ab in die katholische Schule, er habe in der Sylvesterpredigt „die Vorzüge seiner Kirche besonders hervorgehoben“; auch das Märchen von der

Abwaschung der Kirchbänke wurde als erwiesenes Verbrechen berichtet. „Höheren Auftrags zufolge“ verlangte die Regierung von Mose, die schriftliche Erklärung zu geben, „daß er ohne besondere Anweisung der vorgesetzten bischöflichen Behörde nicht gemeint sei, von der bisherigen provinziellen und milden Praxis rücksichtlich der Einsegnung gemischter Ehen abzuweichen“; sie veranlaßte zugleich den Erzpriester Lorenz, „diese Erklärung auf eine rücksichtsvolle, Mißdeutung und Aufregung gleich vermeidende, vertrauliche Art und Weise“ zu extrahiren. Mose weigerte sich, die Erklärung abzugeben und auch das General-Bisariat-Amt erwiderte ihm auf seine Anfrage, daß kein Gesetz ihn dazu verpflichte. Die Pfarrei erhielt er dennoch; am 4. Januar 1841 stellte ihm der Kapitels-Bisat Ritter die Investitururkunde aus, und mit neuem Eifer setzte er seine Thätigkeit fort. 1841 hielt er die Oster- und Allerseelenprozession wieder ab und 1845 führte er die Fronleichnamsprozession aus der Kirche hinaus auf den Friedhof, wo er schöne Stationsaltäre errichtet hatte. Wie auf den eucharistischen Cult, so richtete sich sein priesterlicher Eifer auch auf die Passion des Herrn, und es war ihm eine wahre Herzensfreude, der er immer wieder Ausdruck gab, daß er seine Kirche mit einem kunstvoll gemalten Kreuzweg schmücken konnte. Um die Andacht für die armen Seelen zu fördern, bemühte er sich um

Erlangung eines Ablasses für den Allerseelentag. Seinem frommen Herzen lag viel an der Verehrung der allerseeligsten Jungfrau; darum errichtete er die Herz-Mariä-Brüderschaft und hielt, als die Anregung in Breslau gegeben war, sofort als einer der ersten in der Diözese die Maiandacht ab. Gerade diese Andacht fand großen Anklang; auch aus den benachbarten Pfarreien pilgerten die frommen Marienverehrer zahlreich nach Tschirnau, bis die Maiandacht auch in den eigenen Kirchen eingeführt wurde.

Den Gottesdienst wünschte Klose im würdigen Schmucke zu feiern, und durch seine Bemühungen kam die bis dahin armselig ausgestattete Kirche in den Besitz eines reichen Paramentenschazes.

Um das religiöse Leben zu heben, hielt er auch eine Volksmission; er theilte sich dabei mit dem Jesuitenpater Harder in die Predigten. Unermüdllich drang er bei seinen Pfarrkindern auf häufigen und würdigen Sakramentenempfang und suchte den Sinn dafür mit allem Nachdruck vor allem schon in den Kindern zu wecken. Die Feier der Erstkommunion, wie er sie hielt, war wohl geeignet, den betheiligten unvergeßlich sich einzuprägen. Große Sorge bereiteten ihm die armen Katechumenen, denen es wegen großer Entfernung fast unmöglich war, zur katholischen Schule zu kommen; eine Communikandenanstalt war der Gegenstand seiner

heissen Wünsche. Thatsächlich war sein Pfarrhaus eine solche Anstalt; beständig theilte er Dach und Tisch mit einer Anzahl armer Kinder, die ohne diese opferwillige Hirtenliebe der Wohlthat einer guten Vorbereitung auf den Empfang der heiligen Sakramente verlustig gegangen wären.

Bei diesem Eifer für das Heil seiner Gemeinde mußten die Aergernisse, die in ihr entstanden, und die Verkennungen und Verleumdungen, die gegen ihn sich richteten, ihn tief schmerzen, wenn er sie auch als treuer Jünger seines göttlichen Meisters richtig zu beurtheilen und zu tragen verstand. Verführt von dem katholischen Stadtrichter, der bis dahin große Freundschaft dem Pfarrer gegenüber zur Schau getragen, ließen neun Parochianen vom Rongeschwindel sich erfassen und fielen ab. — Während der polnischen Erhebung 1848 bezichtigte man ihn, der als „der Jesuit an der polnischen Grenze“ bezeichnet wurde, der Konspiration mit den Aufständischen und durchsuchte sein Haus, welches man für ein Depot feindlicher Waffen hielt. Das hielt ihn aber nicht ab, zur selben Zeit nicht nur auf der Kanzel, sondern auch im katholischen Vereine, der im Guhrauer Kreise sich gebildet hatte, für das legitime Königthum und wie für die kirchliche Freiheit, so auch für die staatliche Ordnung unerschrocken einzutreten. Freilich erfaßte ihn zuweilen auch Widerwillen gegen die un-

erquicklichen Verhältnisse, die ihn umgaben, und es regte sich der Gedanke ihn ihm, einen andern Ort für seine Thätigkeit sich zu suchen. Um die innere Ruhe wieder zu erlangen, machte er das Gelübde, nie selbst um eine andere Stellung zu petiren, und er hat es getreu bis zum Tode gehalten.

Der Krieg 1866 brachte auch ihm neuen Kampf. Es war damals die Zeit, wo eine Appellation an den Fanatismus der mittel- und süddeutschen Protestanten dem Leiter der preußischen Politik zeitgemäß erschien, um deutsche Bundesgenossen gegen Oesterreich zu werben. Die Parole gab er durch sein Organ, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung aus, in welcher „die Evangelischen (namentlich) Oesterreichs zur Wachsamkeit aufgefordert wurden, da sich das Haus Habsburg zu aller Zeit als der Todfeind der evangelischen Kirche erwiesen habe und auch in neuester Zeit von Wien Erlasse ergangen seien, welche die Würde der Evangelischen beleidigten, welche im lauten Widerspruche mit völkerrechtlichen Verträgen ständen und in gewohnter Weise die Bestimmungen der Bundesakte mißachteten“. Die ausgestreute Saat fing alsbald an, emporzuschießen und Früchte zu tragen. Ohne daß ihnen ein Anlaß nachgewiesen werden konnte, sahen sich die Katholiken Preußens plötzlich von einem System der Spionage und der Denunziation umgeben und von landrätthlichen Unter-

suchungen, Gensdarmen-Uebergriffen, konfessionellen Hekreden, schamlosen Verleumdungen und Insulten bedrängt, und gleichsam, um ihre patriotische Begeisterung auf den Gefrierpunkt zu reduzieren, fuhr man protestantischerseits fort, den Krieg als einen „Gustav-Adolf-Ritt in katholisches Land“ zu feiern. Es wäre zu verwundern gewesen, wenn in einer Zeit, wo kein Priester, vom Bischof bis zum letzten Kaplan verschont blieb, wo offen die Verleumdung ausgesprochen wurde, daß von katholischen Kanzeln „der Kreuzzug gegen das ketzerische Lutherthum gepredigt“ und durch allerlei sinnlose Zeichen die Vernichtung Preußens und der Sieg Oesterreichs symbolisch dargestellt worden sei — wenn in einer solchen Zeit „der Jesuit an der polnischen Grenze“ keinen Angriff erfahren hätte. Thatsächlich trat denn auch in einem Dorfe seiner Pfarrei eines Tages ein Gensdarm in ein Bauernhaus und stellte ohne lange Umschweife an die Bewohner die Frage, wie viel sie für die österreichischen Soldaten beigesteuert hätten. Auf die Erwiderung, daß sie die Frage nicht verständen, bedeutete ihnen der Gensdarm, sie möchten doch nicht leugnen, er wisse ganz bestimmt, daß der Pfarrer von der Kanzel herab die Gemeinde aufgefordert habe, eine Sammlung für das österreichische Heer zu veranstalten. Als die Leute erklärten, sie wüßten nichts von einer solchen Aufforderung, seien daher auch außerstande, auf

die wiederholten Anfragen, welche Summe sie beigesteuert hätten, Rede zu stehen, wurde der Gensdarm erregt und versicherte, er werde dafür sorgen, daß ihr Pfarrer „eingekastelt“ würde. Ähnliche Verleumdungen wurden in den andern Pfarreien des Kreises laut; einem Pfarrer wurde nachgelogen, er habe einen irdenen Topf von der Kanzel geworfen und verkündet, gleich diesem Topfe würde bald das protestantische Preussenthum zerschmettert sein; dagegen riefen protestantische Kinder in Tschirnau in die Häuser der Katholiken als Echo dessen, was sie zu Hause gehört hatten, bald würde mit katholischen Köpfen Regel geschoben werden. Die Archipresbyteratsgeistlichkeit erhob deshalb feierliche Klage beim Landrathe über diese Unbilden.

Mose wurde gegnerischerseits als Fanatiker hingestellt; nichts ist falscher. Er wahrte entschieden die Rechte der Kirche und suchte ihre Grundsätze zur Geltung zu bringen, mied dabei aber nach Möglichkeit alles, was persönlich verletzen konnte. Seine hilfreiche Liebe gehörte allen ohne Unterschied der Konfession; er stand im lebhaften Freundschaftsverkehre mit vielen Protestanten; und wer die Offenheit und Herzlichkeit sah, die er dabei an den Tag legte, fragte erstaunt, wie es möglich sei, ihn des Fanatismus zu beschuldigen.

Mußte er von den außerhalb der Kirche Stehenden manche Verkennung erfahren, so erfreute er sich um so

mehr der Hochachtung und des Vertrauens der Katholiken weit über die Grenzen seiner Pfarrei hinaus. Große Achtung zollten ihm seine Mittpriester nicht bloß im heimischen Archipresbyterate, sondern auch in den benachbarten posenischen Dekanaten. Bei seiner geselligen Natur weilte er gern unter ihnen; in seinem gastlichen Hause aber durfte man stets der freundlichsten Aufnahme und einer anregenden Unterhaltung gewiß sein. Der Umgang mit ihm war sehr bildend, da er ununterbrochen sich fortzubilden bemüht war. Seine reiche und werthvolle Bibliothek bezeugte dies. Den Kaplänen des Kreises war er ein väterlicher Freund und weiser Berather.

Als er 1842 zum Actuarius Circuli gewählt worden war, empfahl Erzpriester Lorenz die amtliche Bestätigung der Wahl, indem er den Gewählten als die Krone des Archipresbyterats bezeichnete. Er war Jahrzehnte lang der eigentliche Leiter des Archipresbyterats, ehe er der Chef desselben wurde, und seinem Einflusse ist es vorzugsweise zu danken, wenn hier schneller und gründlicher als anderswo mit den Grundsätzen gebrochen wurde, welche im Anfange unseres Jahrhunderts wie erkältender Reif auf die Kirche Schlesiens sich legten. Der Oberhirt mußte dieses Wirken zu würdigen; er stellte ihn an die Spitze des Archipresbyterats, übertrug ihm die Inspektion über die Schulen des Kreises und

zeichnete ihn aus durch die Ernennung zum geistlichen Rath. Auch der Staat decorirte ihn mit einem Ordenskreuz.

Um dieselbe Zeit legte ihm die göttliche Weisheit ein schweres Kreuz auf, um im Feuer der Leiden ihn zu läutern und die Krone zu vollenden, die ihm als Lohn für sein treues Wirken zugebacht war. Vier Jahre litt er beständig die heftigsten körperlichen Schmerzen; da diese ihn unfähig zu den priesterlichen Functionen machten, so bedrängten ihn auch Seelenpeinen, die ihm die häufige Klage auspreßten: „Gott hat mich vom Altare verstoßen.“ Ein großer Trost war ihm in seinem hilflosen Zustande die treue Pflege der Barmherzigen Brüder, die ihm nun die Liebe und Freundschaft vergalt, welche er in seltenem Grade dem Orden erwiesen. Am 14. November 1884 rief der göttliche Hohepriester seine Seele und vier Tage später wurde sein Leib im Schatten seiner Pfarrkirche bestattet, die er fast ein halbes Jahrhundert treu gehütet hatte.

Robert Urban.

(1814—1873.)

Robert Urban wurde geboren den 5. August 1814 zu Kostenblut, wo sein Vater Maurermeister war. Er verlor seine Eltern frühzeitig und war während seiner Studienzzeit hauptsächlich auf sich selbst angewiesen.

Nach Absolvirung der Vorbereitungsstudien auf den Gymnasien zu Schweidnitz und Brieg lag er auf der Universität Breslau zunächst medicinischen Wissenschaften ob. Bald aber wandte er sich mit allem Eifer der Theologie zu, vorzugsweise angeregt durch die Vorträge des Professor Balzer, dem er stets ein dankbares Andenken bewahrte und von dessen Verirrungen er nur mit dem größten Bedauern sprach. Am 28. October 1841 zum Priester geweiht, verwaltete er kurze Zeit das Amt eines Kaplans zu Waltersdorf und eines Pfarr-Administrators zu Nieder-Leschen und war sodann mehrere Jahre Kaplan in Seitsch. Hier erwarb er sich in so hohem Grade das Vertrauen der Gemeinde, daß dieselbe sich ihn, der unterdeß 1845 zum Pfarrer von Raudten befördert worden war, nach Erledigung des Seitscher Beneficiums durch eine besondere Deputation von der geistlichen Behörde zum Pfarrer erbat. Der Wunsch wurde jedoch unter Hinweis auf die Jugend des Erbetenen damals nicht erfüllt. Im Jahre 1848 wurde Urban auf die Pfarrei Goldberg transferirt. Hier bereiteten ihm anfangs die Kongeaner, gegen die schon in Seitsch und Raudten sein ganzer Eifer gerichtet war, im Verein mit den Revolutionsmännern mehrere kummervolle Jahre und suchten selbst auf gewaltsame Weise seine Thätigkeit zu hemmen. Seine Festigkeit und Entschiedenheit verbunden mit seiner Offenheit und

Liebenswürdigkeit im Umgange verschafften ihm aber allmählich allgemeine Achtung und Liebe, und schließlich gab sich in allen Kreisen der Stadt ungeheucheltcs Bedauern kund, als er nach vierzehnjähriger Wirksamkeit Goldberg wieder verließ. Seitich war abermals vacant geworden und die erneuten Bemühungen der Gemeinde, ihren früheren Kaplan Urban als Pfarrer zu erhalten, hatten diesmal den gewünschten Erfolg. Am 30. Juni 1862 hielt der neue Pfarrer, von seinen Pfarrfindern aufs Herzlichste begrüßt, seinen feierlichen Einzug in Seitich. Er kam mit dem Entschlusse, seine noch übrige Lebenszeit ausschließlich der ausgebreiteten Seelsorge seiner neuen Gemeinde zu widmen und seine Rüstigkeit und ungetrübte Gesundheit ließ eine noch lange Wirksamkeit erhoffen. Um so unerwarteter und schmerzlicher war es, daß schon nach 11 Jahren der Tod unter den betrübten Umständen seinem Leben ein Ziel setzte. Mitte August 1873 unternahm er eine Reise nach Wien. Dort bekam er Anfälle von Cholera, die ihn zur Heimkehr zwangen. Mit Mühe gelangte er bis Brieg, wo er im Hause seines Neffen die sorgsamste Pflege fand. Sonntag den 31. August brachte er noch einmal das heilige Opfer für seine in der Ferne Nichts ahnenden Pfarrfinder dar; vom Altare führte sein Weg unmittelbar aufs Sterbebett. Die Krankheit brach mit aller Hestigkeit aus; er begriff das Gefährliche seines Zustandes

und empfing ungesäumt, klaren Geistes und mit vollständiger Ergebung in den göttlichen Willen die heiligen Sterbesakramente. Er versicherte ausdrücklich unter Hinweis auf die traurige Lage der Kirche, daß er gern sterbe. Die Aerzte hofften bei seiner kräftigen Körperconstitution noch immer auf Rettung; doch Mittwoch gegen Abend trat Bewußtlosigkeit und der Todeskampf ein, der in der ersten Morgenstunde des 4. September seinem Leben ein Ende machte. Noch an demselben Tage wurde er aus sanitätspolizeilichen Rücksichten fern von den Seinen auf dem Brieger Gottesacker im Schatten des Kreuzes zur Ruhe gebettet. Die Kunde von diesen Vorgängen erregte in der verwaisenen Gemeinde einen unbeschreiblichen Schmerz, der noch durch den Umstand vermehrt wurde, daß der gestorbene Hirt nicht einmal in Mitten seiner Heerde die letzte Ruhestätte finden konnte. Welch große Liebe dem Verstorbenen über das Grab hinaus folgte, konnte man am 11. September erkennen, als eine große Anzahl seiner Amtsbrüder sich versammelte, um feierliche Exequien für ihn zu halten.

Er verdiente aber auch als Mensch und insbesondere als Priester diese Achtung und Liebe. Er war ein biederer offener Charakter. Verstand und Herz standen bei ihm mit der Zunge in schöner Harmonie. Seine feste Entschiedenheit, womit er die einmal gefaßten Pläne durchzuführen suchte, war verbunden mit großer Herzens-

güte und aufrichtiger Freundlichkeit, die den Verkehr mit ihm zu einem äußerst angenehmen machten und einen weiten Freundeskreis um ihn sammelte.

In seinem Hause, welches seinen Freunden stets gastlich offen stand, mußte er einen heiteren, wohlthuenden Frieden zu unterhalten. Mit seinen Kaplänen lebte er im vertrautesten Verhältnisse, welches ganz geeignet war, den jungen Priester in die Seelsorge einzuführen. Seine glücklichen Geistesanlagen wurden unterstützt durch eine ausgezeichnete körperliche Gesundheit. Er bewahrte und kräftigte dieselbe durch eine einfache Lebensweise und durch regelmäßige tägliche Bewegung. Er war als rüstiger Fußgänger allgemein bekannt. Im Hochsommer unternahm er gewöhnlich einen größeren Ausflug, meist nach Süddeutschland, von wo er, mit Ausnahme seiner letzten verhängnißvollen Reise stets neugestärkt und in der heitersten Laune zurückkehrte. Die Auslagen für diese Reisen waren das Einzige, was er von seinem Einkommen zu seinem eigenen Vergnügen verwandte; alles Uebrige gehörte frommen Zwecken, und den Seinigen. Reichthümer zu sammeln, war nie seine Absicht; seine ökonomischen Verhältnisse hielt er jedoch in strenger Ordnung.

Was die Erfüllung seiner speziellen Standespflichten betrifft, so durfte er ein musterhafter Priester genannt werden. Sein sittlicher Wandel war makellos. Mit

großer Gewissenhaftigkeit gebrauchte er zur eigenen Heilung die von der Kirche vorgeschriebenen oder empfohlenen Mittel. Mit allem Eifer und wahrhaft unermüdet lag er den verschiedenen Zweigen der Seelsorge ob, wobei seine reiche Erfahrung und sein bedeutendes Wissen ihm trefflich zu statten kamen. Als beliebter Kanzelredner wirkte er weit über seine Gemeinde hinaus. Seine Kirchfinder fanden für alle ihre Anliegen bei ihm die wohlwollenste Theilnahme, die mit Rath und That zu helfen bereit war. Die Zierde des Hauses Gottes selbst unter Opfern zu bewahren, wiederherzustellen und zu erhöhen, war sein unausgesetztes Bestreben. Ebenso wandte er den schwierigen Schulverhältnissen der Seitscher Pfarodie alle mögliche Sorgfalt zu; seinen untergebenen Lehrern war er ein väterlicher Freund. Um den religiösen Sinn neu zu beleben und Mißheiligkeiten zu heben, die Einzelne in der Gemeinde erregt hatten, ließ er wiederholt Missionen durch Väter der Gesellschaft Jesu halten. Diese Bestrebungen hat auch die Gemeinde bei verschiedenen Gelegenheiten und namentlich im Herbst 1866 anerkannt, als der Verstorbene sein 25jähriges Priesterjubiläum feierte.

Abgesehen von der Seelsorge im Besonderen hatte er auch ein offenes Auge für die kirchlichen Angelegenheiten im Allgemeinen. Sein Herz gehörte ganz der

Kirche Gottes und ihrem erhabenen Oberhaupte auf St. Petri Stuhl. Mit voller Ueberzeugung stand er in dem kirchlich-politischen Kampfe der Gegenwart auf der Seite seiner geistlichen Obern. Alle Bestrebungen zur Hebung des kirchlichen Bewußtseins, namentlich das Vereinswesen, verfolgte er mit großem Interesse, und wirkte dafür nach Kräften in seiner Gemeinde. Die katholischen Generalversammlungen zählten ihn oft unter ihren Theilnehmern; der St. Borromäusverein zur Verbreitung guter Schriften wurde durch ihn in der Breslauer Diocese eingeführt und zur Blüthe gebracht; der Verein der Grauen Schwestern, die er nach Goldberg und Seitsch berief, constituirte sich durch seine Anregung und durch seine Bemühung als kirchliche Genossenschaft, deren erster Curator er wurde.

Neben dieser Thätigkeit nach außen vernachlässigte er keineswegs seine theoretische Weiterbildung. Seine freie Zeit war gewissenhaft zwischen Erholung und Studium geteilt. In seiner bedeutenden Bibliothek waren alle wichtigen Zweige der kirchlichen und profanen Wissenschaft vertreten. Auf seinem Arbeitstische lag stets ein Buch, nach welchem er in freien Augenblicken sofort griff.

Bei all dem lag ihm nichts ferner, als mit seinem Wissen und seinen Verdiensten zu prahlen; er war sich seines Werthes am Wenigsten bewußt; die Vorzüge

und Verdienste Anderer dagegen erkannte er bereitwillig an. Diese wohlthuende Bescheidenheit entsprang aus seiner aufrichtigen Frömmigkeit. Hervorzuheben ist als Beweis seines ächt priesterlichen Sinns seine Andacht zum allerheiligsten Altarssakramente und zur allerseligsten Jungfrau. Die Besuchung des Tabernakels stand auf seiner Tagesordnung und seine Reisen richtete er, wenn irgend möglich, stets so ein, daß er auf denselben einen Muttergotteswallfahrtsort berührte. Nachdem er am Feste Mariä Himmelfahrt 1873 zum letzten Mal den Gottesdienst in seiner Gemeinde gefeiert hatte, führte ihn sein Weg zunächst nach Philippsdorf und Maria, das Heil der Kranken, wird ihren treuen Diener in der Todeskrankheit sicherlich nicht verlassen, sondern ihm ein glückseliges Hinscheiden von ihrem göttlichen Sohne erlehnt haben.

Eduard Müller.

(1818—1895.)

Am Abend des Dreikönigstages 1895 beschloß in Reisse ein Priestergreis sein Leben, der auf seiner langen priesterlichen Laufbahn ein treuer, werththätiger Verehrer der heiligen drei Könige gewesen ist. Tren wie Gold war der Geistliche Rath Müller in der Erfüllung seiner priesterlichen Pflichten; wie wohlduftender Weihrauch

stieg sein liebedurchglühtes Wirken als ein wohlgefälliges Opfer zu Gott empor; ein reiches Büschel Myrrhen trug er auf seinem Herzen in den vielen Mühen, Opfern und Leiden, denen er auf seinem mühevollen Pfade begegnete.

Eduard Müller wurde am 15. November 1818 zu Quilitz geboren. Sein Vater besaß daselbst ein Bauerntgut. Obgleich dem Sohne der Kampf mit der Noth des Lebens in der Jugend erspart blieb, so wurde er doch von seinem gottesfürchtigen, strengen Vater zu ernster Arbeit und eifriger Pflichterfüllung angehalten. Unter der sorgsamten Pflege frommer Eltern berechnete der reich begabte Knabe schon früh zu schönen Hoffnungen. Der Vater gab ihn daher auf das Gymnasium in Groß-Glogau. Die Arbeit war ihm hier eine Freude. Leider wurde sie ihm, als er Primaner war, durch ein hartnäckiges Augenübel getrübt. In dieser Noth nahm der fromme Gymnasiast zu Maria, dem Heil der Kranken, seine Zuflucht. Er machte eine Wallfahrt zu dem in der Nähe von Glogau gelegenen Hochkirch und gelobte, wenn er von seinem Augenübel geheilt werden würde, Priester zu werden. Die Heilung erfolgte und Müller hat sein Gelübde treu gehalten. Nachdem er an der Universität in Breslau den theologischen Studien obgelegen hatte, wurde er am 15. April 1843 zum Priester geweiht. Seine priesterliche Thätigkeit begann

er als Kaplan in Löwenberg. Dem Zuge seines Herzens das warm in Liebe zur Menschheit schlug, entsprach es, als er nach kurzer Zeit an das Gymnasium zu Sagan berufen wurde. Müller gehört zu jenen Religionslehrern, welche der Jugend ihr ganzes Herz entgegenbringen und denen das Herz der Jugend der kostbarste Edelstein ist, den sie mit aller Sorgfalt zu hüten sich bemühen. Wie ein besorgter Vater nahm er sich seiner Schüler an. Er war auch daher der rechte Mann, den der Cardinal Melchior von Diepenbrock voll Vertrauen mit der schweren Aufgabe betrauen konnte, in Berlin den an den verschiedenen Gymnasien zerstreuten katholischen Gymnasialisten Religionsunterricht zu erteilen und als Missionsvikar für die Mark Brandenburg und Pommern thätig zu sein.

Müller traf am 2. Februar 1852 in Berlin ein. Mit freudiger Begeisterung begann er sein mühevollles Werk. In dem Delegaturbezirke bestanden zu jener Zeit nur wenige geordnete Pfarrsysteme, in vielen Gemeinden wurde von Zeit zu Zeit durch die Geistlichen in Berlin Gottesdienst gehalten. Für diese Gemeinden war Müller als Missionsvikar angestellt. Doch beschränkte er nicht allein auf diese Gemeinden seine schwierige Arbeit, sondern er war auch rastlos thätig, die Katholiken an Orten, wo noch kein Gottesdienst bisher stattgefunden hatte, zu sammeln. Durch seine

hingebende Missionsarbeit wurde so manche neue Diasporagemeinde ins Leben gerufen. Mit ganz besonderer Vorliebe pflegte er die Missionsstation Schwedt a. O., wo sein Bruder Adolph die Seelsorge übernahm; dem Klostertchen Grünhof in Pommern, dieser Waisenhausestiftung des edlen L. v. Beckedorff, wandte er alle seine Sorge zu. Auch die junge Gemeinde in Charlottenburg suchte er in jeder Weise zu fördern. Das herzlich offene Vertrauen erweckende, leutselige Wesen, der scharf prüfende und doch so wohlwollende Blick, die sich selbst ganz vergessende Begeisterung und aufopferungsvolle Hingabe für die gute Sache, das Nimmerwanken und dieses immer Treu- und immer Bereitsein, wenn es gilt einzutreten, dieses bildete den Grundzug im Charakter Müllers, und dieses machte ihn so vorzüglich geeignet zu der entsagungsreichen Wirksamkeit eines Missionsvikars. Als solcher war er mächtig in Wort und That. Sein glaubensfreudiges Wort, seine aufopferungsvolle Liebesthätigkeit stärkte die verzagte kleine Gemeinde, und immer war es eine Freude in jeder solchen Gemeinde, wenn es hieß: „Der Vikar kommt heute“. Dieser Einfluß wurde noch um vieles erhöht durch das wahrhaft apostolische Leben dieses Mannes. Durch 42 Jahre hat er die beiden kleinen, bescheidenen Zimmer in der Probstei von St. Hedwig bewohnt. Für sich brauchte er nichts. Viele Jahre verschmähte

er jedes andere Getränk als Wasser; mäßig im Essen hatte er seinen Körper abgehärtet und kasteit und ihm jede Bequemlichkeit entzogen. Sein Kopfschmerz war öfters ein dicker Foliant. Der Ofen seines Zimmers wurde im Winter nur selten benutzt. Das nicht unbedeutende elterliche Vermögen hatte er für seinen Theil zu Werken christlicher Charitas verwendet. Er war in Wahrheit ein Jünger der Charitas, ein sozialer Apostel. Acht Tage nach seinem Eintreffen in Berlin begann er diese Thätigkeit, und ist ihr treu geblieben bis an das Ende seines Lebens. Am 10. Februar 1852 besuchte er zum ersten Mal den Piusverein in Berlin und führte sich daselbst durch folgende Erzählung ein: Till Eulenspiegel kam einstmals in eine Stadt und sagte, er sei ein Wunderdoktor, er könne alle Kranken gesund machen. Da kam der Vorsteher eines Spitals zu ihm und bot ihm zweihundert Gulden an, wenn er sein Spital von den Kranken befreie. Eulenspiegel versprach es. Er ging nun zu jedem Kranken heran, erkundigte sich genau nach seinem Leiden, nach seiner Krankheit, nach seinen Verhältnissen, und sagte ihm dann in tiefstem Geheimniß: Von demjenigen von Euch, der am meisten krank ist, wird, wenn er verbrannt ist, die Asche zu einem Pulver bereitet, und mit diesem Pulver werden die andern Kranken kurirt, ich kann Dir also nur rathen, mache Dich auf, wenn Du nur kannst, und gehe fort aus

dem Hause und kannst Du nicht selbst gehen, so will ich Dir Krücken und Stützen geben, damit Du nur hinauskommst, das mußt Du aber thun auf ein gegebenes Zeichen. Nachdem er so die Kunde gemacht hatte, gab er das Zeichen, und siehe da, alle Kranken wanderten hinaus aus dem Spital, einige ohne Krücken, die andern mit Krücken; aber alles ging fort. Der am meisten Kranke wollte eben keiner sein. Dann fügte der neue Missionsvikar hinzu: Die Welt ist ein solches Spital und da giebt es so viele Nothleidende, und das sind die Kranken; einzelne, wie es bei den Kranken der Fall ist, sind bloß eingebildete Kranke, andere aus Bequemlichkeit, andere wieder sind wirklich krank, und so muß man Jedem helfen in seiner Weise. „Wer von den damaligen Zuhörern mochte wohl ahnen“, sagte mit Recht der Probst von St. Hedwig Prälat Dr. Zahnel in seiner Trauerrede, „daß damit der neue Missionsvikar sein Programm ausgesprochen habe! Heut, wo das Leben abgeschlossen vor uns liegt, können wir das bescheinigen; er, der edle Verstorbene, suchte die Kranken auf, er erkundigte sich bei jedem Einzelnen nach den Bedürfnissen, nach den Nothständen, kurz nach allem, was ihm zu wissen noth that, und so behandelte er den Einen durch ein ermunterndes Wort, den andern durch einen praktischen Rath, und wieder einem Andern bot er Krücken an, d. h. Hilfsmittel, daß er sich wieder

helfen konnte und wirthschaftlich wieder auf die Beine kam. So suchte er die soziale Frage zu lösen, und was er in dieser Beziehung gethan hat, das wissen die Einzelnen unter Euch besser vielleicht als ich.

Dieses ist an dem Manne groß und bewundernswerth; größer und bewundernswerther aber ist etwas anderes. Ein jeder von uns hilft und sucht zu helfen in seinen Kreisen auf seine Weise. Wenn jemand aber in zwanzig Fällen geholfen hat und in neunzehn Fällen davon den größten Undank erntet, vielleicht sogar Schimpf und Schande, dann zieht er sich zurück, mißmuthig und weist Hilfesuchende von sich. Es ist das erklärlich; denn es ist das menschlich. So handelte unser edler Verstorbene nicht; er hat nicht in hundert, er hat nicht in tausend, er hat vielleicht in hundert tausend Fällen geholfen und wirksam geholfen, und wieviel Undank ihm dafür zu Theil geworden ist, das weiß Gott, und er hat es empfunden. Wurde er müde, wenn er wieder einmal sah, daß seine Wohlthat so gänzlich an den Unrechten kam, daß er Undank dafür erhielt? Gott bewahre! Das ist eben so groß und bewunderungswürdig an diesem Charakter. Immer wieder war er gleich gut, gleich mild, gleich sanftmüthig, gleich hilfsbereit und das konnte er nur, weil sein Charakter gestählt war, von Jugend auf durch Selbstverleugnung, durch Selbstentsagung, durch die größte staunenswerthe Un-

eigennützigkeit. Aus dieser reinen Gottes- und Nächstenliebe, vermöge deren er in jedem Mitmenschen seinen Mitbruder und seine Mitschwester erkannte, vermöge deren er in jedem Mitmenschen ein Ebenbild Gottes und einen Miterben Christi erkannte, — aus dieser edlen Gottes- und Nächstenliebe entsprangen alle seine Werke.“

Der erste Verein, den er in Berlin gründete, war der Gesellenverein. Er war ein zweiter Kolping. Um dem Handwerke helfen zu können, suchte er es zunächst kennen zu lernen. Wie einer von den Gesellen mischte er sich unter die Gesellen in den Herbergen; Niemand ahnte da in ihm den Missionsvikar. Hier aber wurde sein Herz mit unsäglichem Weh erfüllt. Er empfand es tief, daß dem Gesellenstand vor allem durch Pflege der Religion und Sitte zu helfen sei und immer und immer betonte er es in seinen Reden, daß die soziale Frage nicht sowohl eine Magen- als eine sittliche Frage sei. Er war ein unvergleichlicher Präses. Seine Gesellen oder, wie er sie lieber nannte, seine „Jungens“ gingen ihm über alles. Er war stolz auf sie. In der liebenswürdigsten Zentfeligkeit verkehrte er mit ihnen und besaß dabei eine bewunderungswürdige Macht über ihre Herzen, die ihm in Liebe und Verehrung entgegen schlugen. Wie oft sah man ihn Sonntags nachmittags mit seinen Gesellen durch Charlottenburg ziehen, er, aufgeputzt, mit weißen Handschuhen, seinen Jungens

zu Ehren, an der Spitze. Wie ein König fühlte er sich, als zum ersten Male die Gesellenvereine Schlesiens mit ihren zahlreichen schönen Bannern durch die Straßen Breslaus im festlichen Zuge nach dem Schießwerder zogen. Seinem Gesellenvereine opferte er, wenn es nur irgend möglich war, jeden Tag einige Stunden und schuf hierdurch einen Stamm überzeugungstreuer und eifriger Katholiken, welche er zu Pioniren für weitere Zwecke schulte. Bald entstand auch ein Meisterverein in Verbindung mit diesem aus dem Gesellenverein ein Lehrlingsverein. Den Meistern legte er ans Herz, die Lehrlinge in väterlichen Schutz zu nehmen. Den Gesellen übertrug er die Fürsorge für die armen Waisenfinder, welche in den Familien der Stadt untergebracht waren. Für die Gymnasiasten und Studenten sorgte er durch Gründung der marianischen Kongregation und des Lesevereins, welcher letzterer die Grundlage für die übrigen katholischen Studentenvereine Deutschlands geworden ist. Auch der Dienstmädchen nahm er sich an und sammelte sie in einem Vereine. So organisirte der Geistliche Rath Müller fast alle Stände und immer wußte er in den einzelnen Vereinen auch die rechten Leute an die rechte Stelle zu setzen und dort zu verwerthen. In dieser seiner großen Menschenkenntniß liegt zum Theil das Geheimniß seiner so segensreichen vielseitigen Thätigkeit". So hat er

den Boden geschaffen und bearbeitet, der dann so fruchtbar geworden ist auch für die zahlreichen übrigen Vereine, die theils durch ihn gegründet, theils ohne sein direkte Mitwirkung entstanden sind.

Allen diesen Vereinen schuf er ein katholisches Vereinshaus, Niederwallstraße 11. In demselben gründete er auch unter großen Opfern ein katholisches Progymnasium und bereitete den Frauen Schwestern eine Stätte für ihre gesegnete Wirksamkeit in Berlin. Gerade ihre Thätigkeit, welche den Armen in seiner Wohnung aufsucht und dort neben der Krankenpflege oft für die ganze Familie einen so wichtigen sozialen Dienst leistet, erschien ihm für Berlin von der weittragendsten Bedeutung. Nachdem sie durch ihn in Berlin ihre Thätigkeit begonnen, fand dieselbe zumal in den Kriegen 1864, 1866, 1870—1871 die höchste Anerkennung. Sie konnten dieselbe im Frieden in den Lazarethen fortsetzen. „Es war rührend“, sagte Prälat Dr. Jahnel in seiner Trauerrede, „wie er für diese edlen Jungfrauen sorgte. Wenn man ihn jeden Mittwoch hinauspilgern sah nach Tempelhof zu Fuß, es mochte kalt oder heiß sein, ganz gleich, wenn man ihn in die anderen entfernten Niederlassungen pilgern sah, wenn man sah, wie er so unverdrossen nicht Hunderte, nicht Tausende, vielleicht Hunderttausende von Malen herumging in die Niederwallstraße, wenn ihm niemals ein Weg zu weit und zu schwer wurde, dann kann man

das begreifen: denn er ging zu seinen Kindern. Sie, trauernde Jungfrauen der heiligen Elisabeth, Sie haben an dem Verstorbenen Ihren geistigen Vater, Ihren treuen Berather, Ihren besten Freund verloren, wie Sie einen zweiten hier in Berlin nicht wieder finden werden.

Außer dieser segensreichen Thätigkeit in der Seelsorge und in den Vereinen gab er noch vom Jahre 1853—1890 das Märkische Kirchenblatt und vom Jahre 1863—1891 den Berliner St. Bonifatiuskalender heraus. Müllers Schreibweise war ein durchaus eigenartige. Auf den ersten Blick erschien der Inhalt oft dunkel. Das geschriebene Wort setzte das mündliche Wort voraus. Er liebte es, bestimmte Sachen immer wieder zu behandeln, nach dem Grundsatz: Die Wahrheit kann nicht oft genug wiederholt werden. Es war eine Anzahl von Grundsätzen, auf die Müller mit Vorliebe oft zu sprechen kam. So das Verhältniß des Menschen zur Gnade. Er verglich gern den Menschen mit der Null, die Gnade mit den andern Nummern. Setzt man diese der Null voraus, so entstehen vollwichtige Zahlen. Bei dem Handwerk, dem er so gern den goldenen Boden zurückerobern wollte, hielt er mit allem Ernst darauf, daß mit der Hand auch der Kopf arbeite und daß gerade die Mitglieder der katholischen Vereine sich durch tüchtige Arbeit auszeichneten.

Bei der Besprechung der sozialen Frage, die er längst

eingehend behandelte, als noch unter allen Wipfeln Ruhe war, betonte er, welchen Antheil bei dieser Frage die Socia, die Frau hätte, und darum war es ihm eine ernste Sorge und immer eine rechte Freude, wenn er zur Begründung einer braven Handwerkerfamilie das Seinige beitragen konnte.

Seine reichen sozialen Kenntnisse, die er auf seinen größeren Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich, England und Schweden erweitert hatte, mußte er auch als Mitglied des deutschen Reichstages gut zu verwerthen. Obwohl er in seinem Wahlkreis Pleß-Rybnik nie als Redner aufgetreten ist, wählte ihn der Kreis mit seltener Treue in der Zeit von 1871—1892 stets wieder.

Zu dieser Zeit hatte Müller sein Mandat voll tiefer Dankbarkeit in die Hände seiner Wähler niedergelegt, da er, von der vierzigjährigen schweren Arbeit in Berlin und den mannigfachen Sorgen fast niedergebeugt, Berlin verließ und sich nach Breslau begab, um in dem Hause der Grauen Schwestern seine arg erschütterten Kräfte wieder zu sammeln. Ruhem wollte und konnte er auch hier nicht, aber die geistige Ruhe, welche er hier fand, that ihm sehr wohl. Nachdem er sich etwas erholt hatte, siedelte er nach Meisse über, um in dem Altershyle der Grauen Schwestern daselbst sein Leben zu beschließen. Das war eine liebe Fügung der göttlichen Vorsehung.

Die Schwestern, die hier müde von harter Arbeit in der Schule des Kreuzes lernen sollen, sich vertrauensvoll dem Willen Gottes zu überlassen, hatten in Müller den erfahrensten und gütigsten Lehrmeister. Arbeiten und leiden hatte er im Leben wohl gelernt und das verborgene Leben in Christus war ihm bei aller Unruhe seines Lebens die Hauptsorge geblieben. Der Mann, der rastlos für andere zu arbeiten wußte, hat die Arbeit an dem eigenen Heile stets mit allem Eifer betrieben. Er fühlte sich in diesem Asyl recht glücklich, da er auch noch seine ihm so liebe soziale Thätigkeit hier fortsetzen konnte. Er war bald in den katholischen Vereinen in Reisse heimisch. Im Einvernehmen mit dem Schlesischen Bauernvereine förderte er die Errichtung des St. Georgs-Stiftes, in welchem eine Haushaltungs- und Handarbeitschule für Mädchen aus dem Bauernstande unter Leitung der Grauen Schwestern eröffnet wurde.

Hier in Reisse war es ihm auch vergönnt, sein goldenes Priesterjubiläum unter allgemeiner herzlicher Theilnahme zu begehen. Die frühere Rüstigkeit und Rührigkeit schien ihm wiedergekehrt zu sein. Mit jugendlicher Frische gab sich der ehrwürdige Priestergreis der Arbeit hin. Wenn man ihn bat, sich etwas schonen zu wollen, hatte er nur die eine Antwort: „Ich muß noch fleißig für den Himmel arbeiten“.

Als ihn zur Weihnachtszeit 1894 die Influenza hart

heimsuchte, war er nicht zu bewegen, sich zu schonen. Er feierte inmitten der Schwestern den Weihnachtsabend; wie er es immer im Leben am liebsten hatte, mußte alles um ihn heiter und froh sein. Er war ein Feind jeglichen Trübsinns. Frisch bei der Arbeit und froh im Herzen, so hat er es bis in den Tod gehalten, der am Abend des Dreikönigtages 1895 erfolgte. Nachdem er noch die Christnacht gehalten, befiel ihn eine Lungenentzündung. Seinen Blick hatte er jeden Tag auf die Ewigkeit gerichtet. „Was nützt das für die Ewigkeit?“ Diese Frage war seine Lebensfrage geworden. Wohl vorbereitet ging er durch einen guten Tod zur Ewigkeit hinüber. Seine letzte Ruhestätte sollte er nicht in Meisse finden. Die dankbaren Berliner Katholiken ließen es sich nicht nehmen, ihm in Berlin eine großartige Leichenfeier zu bereiten und seine sterbliche Hülle auf dem Kirchhofe der St. Hedwigs-Gemeinde in der Luisenstraße zu betten.

Am 10. Januar fanden in Meisse die feierlichen Exequien statt. Unter den vielen Leidtragenden befand sich auch sein Jugendfreund, der hochbetagte Jesuit Kleinigke. In der Gedächtnißrede, welche der General-Vikariat-Amts-rath Augustin hielt, wurde der Verstorbene treffend durch die Worte des Psalmisten charakterisiert: „Du hast mein Herz erweitert. Den Weg deiner Gebote bin ich gelaufen“. Müller war ein inniger Verehrer des gött-

lichen Herzens Jesu und er wollte, daß die Herzen der Menschen in Liebe zu diesem Herzen brennen.

Gegen Abend wurde die Leiche in feierlicher Weise zum Bahnhof geleitet. Deputationen Berliner Vereine, des Breslauer und Reisser Meistervereins mit ihren Fahnen gaben dem treuen Freunde des Handwerks das Ehrengelächte. Zwölf Mitglieder des Berliner Gesellenvereins trugen die Leiche in Berlin vom Eisenbahnwagen zum Leichenwagen und dann zur St. Hedwigskirche, die einen würdigen Trauerschmuck angelegt hatte. In der Nacht vom 11. zum 12. Januar hielten die dankbaren Grauen Schwestern an der Leiche fromme Todtenwacht.

Das Requiem hielt der Fürstbischöfliche Delegat Prälat Dr. Jahnel. In einer tief empfundenen Trauerrede gab er dem allgemeinen Schmerz über den Verlust dieses Mannes beredten Ausdruck, den er mit Recht einen „seltenen“ Mann nannte. Der großartige Trauerzug, in welchem 46 Fahnen katholischer Vereine vertreten waren, gab ein herrliches Zeugniß von der Liebe und Verehrung, welche diesem Priester aus allen Kreisen entgegengebracht wurde.

Fidelis servus, ein treuer Diener seines Gottes war Müller. Er hatte das Wesen des Priesterthums, das in Opfer besteht, so ganz erfaßt. Das Opfer hört nie auf, weil die Liebe nie aufhört und ein Mann der

Liebe war Müller und darum war er immer opferwillig, immer opferbereit, immer opferfreudig, treu bis in den Tod. Gerade diese Eigenschaft hat ihn zu einem „seltenen“ Manne gemacht. Sein Andenken wird geeignet sein für ferne Zeiten.

Peter Leipelt.

(1823—1882.)

Cui pudor, et justitiae soror
Incorrupta fides, nudaque veritas
Quando ullum invenient parem?
Horat. Od. lib. I. 24.

Mit diesen Worten des Dichters leitete ein priesterlicher Freund folgendes Lebens- und Sterbebild ein.

Eine Karte aus der Nachbarpfarrei brachte mir am Sonnabend Nachmittags die Nachricht: „Unser lieber Confrater Petrus ist abermals schwer erkrankt, gestern versehen worden; wenig Hoffnung!“ Erst Sonntag Mittag konnte ich dem Drange des Herzens und der Pflicht Folge leisten und die Reise nach Boherröhrsdorf antreten. Es war ein sonniger Nachmittag, die Luft still und lau, das Licht durch Dünste und leichtes Gewölk gedämpft. Mir kam der Gedanke, ob wohl die Natur mir das sanfte Ende meines Freundes verkünden will? Ich betete still mein Completorium. Die Be-

ziehungen desselben auf das gefürchtete Abscheiden machten mich traurig, aber nicht hoffnungslos. Gegen halb drei Uhr kam ich an. Ein Freund des Pfarrers, Protestant, trat mit verweinten Augen aus dem Pfarrhause, öffnete den Wagenschlag und sprach die wenigen Worte: „Sie kommen gerade noch zurecht zu den letzten Bügen!“ Bestürzt trat ich an das Sterbelager, auf welchem ein selten edler Priester und Freund schwer athmete. Das Auge war gebrochen, die Hände bewegungslos, indem sie noch zwei kleine Bilder festhielten, eines die mater dolorosa vorstellend, und auf der Brust ein geweihtes Sterbekreuz. Sprache und Bewußtsein war seit zwei Stunden gewichen. Das einzige Todesröcheln war ebenso Zeichen des Lebens, wie des Todes. Obgleich der theuere Confrater viele Schmerzen ausgestanden, waren seine Gesichtszüge doch unverändert. Ein wenig nach der rechten Seite gewendet, den Mund leicht geöffnet, schien er uns zu sagen: „Ich gehe schlafen; laßt mich!“

Am Morgen hatte er der pflegenden Grauen Schwester und der treuen Haushälterin noch gesagt: „Jetzt wollen wir die Vitanei zu allen Heiligen beten!“ Er hatte dabei noch laut und vornehmlich respondirt. Zur Zeit des Gottesdienstes, den er acht Tage zuvor noch mit Aufbietung der letzten Kräfte abgehalten, betete er heute still die heilige Messe, und als er laut sagte: Dominus

vobiscum! und keine Antwort erhielt, sprach er zur Umgebung: „Ihr versteht den Ritus nicht!“ Er wollte wenigstens im Geiste das heilige Opfer für seine Gemeinde darbringen, die heute keinen Gottesdienst hatte. — Etwa nach Verlauf einer Viertelstunde, nachdem ich eingetreten, wurde der Athem schwächer und langsamer. Die pflegende Schwester drückte die Sterbekerze in seine rechte Hand; bald verstummte das leise Röcheln; ruhig und ohne Kampf war der geliebte Freund und Confrater, der Pfarrer von Boberröhrsdorf, Petrus Leipelt, eingeschlafen und in seine ewige Ruhe eingegangen, während ein Priester aus der Agende betete: „Kommt zu Hülfe, ihr Heiligen Gottes! kommt entgegen, ihr Engel des Herrn u. s. w.“

Vielleicht denkt mancher: „Wozu diese ausführlichen Mittheilungen über das Ende eines schlichten Landpfarrers, von dem Viele zum ersten Male etwas hören? Aber im Klerus hatte dieser einfache, schlichte Landpfarrer einen weithin geachteten Namen, und in unserem Kreise war er so allgemein verehrt und geliebt, daß es hieß: „Wir Schlesier, Klerus und Volk, können auf diese Zierde unserer Kirche stolz sein“, oder richtiger gesagt: Wir alle müssen das frühe Ende eines so geachteten Priesters, der nicht volle 60 Jahre zählte, trauernd empfinden, um so mehr, als die Zeitverhältnisse nicht gestatten, die leere Stelle zu besetzen.“ Einen

vollen Ersatz für ihn, den Entschlafenen zu finden, wäre aber auch unter besseren Verhältnissen schwer. Ich fühle mich nicht befähigt, ein vollständiges Lebensbild des theuren Mitbruders zu entwerfen. Dazu fehlen nur die nothwendigen Daten aus dem Vorleben. Aber soweit meine Kenntniß reicht, will ich wenigstens dem Freunde ein kleines Denkmal setzen. Er war ein geborener Grasschafter, gebürtig aus Steinbach (d. 22. Febr. 1823), empfing die heiligen Weihen am 17. Juni 1848, war längere Zeit Kaplan in Hirschberg und seit 1855 Pfarrer in Boberröhrsdorf. Ohne sein Zuthun wurde einmal der Versuch gemacht, die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, der auf seinem einsamen Dorfe vergessen schien und nicht bloß eine Beförderung verdient hätte, sondern auch in einem andern Wirkungskreise bessere Gelegenheit gefunden hätte, seine Kräfte und seinen Eifer zu verwerthen. Aber Gott wollte es nicht. Bis zu seinem Lebensende sollte Peter Leipelt der schlichte Pfarrer von Boberröhrsdorf bleiben, wo er eine zerstreute Gemeinde von etwa 200 Seelen hatte! Welcher Art die Seelsorge für eine solche kleine, verlaufene Heerde ist, die unter der ganz protestantischen Bevölkerung kaum zu athmen wagt und unter dem Einflusse der gemischten Ehen und der herrschenden Luftströmung nur schwer den ächten, katholischen Geist bewahrt, wissen Alle, die unter ähnlichen Verhältnissen in der Cura

beschäftigt sind. Auch der größte und heiligste Eifer stößt da oft auf unüberwindliche Schwierigkeiten, und wenn man sich endlich an die Verhältnisse gewöhnt hat, blutet Einem doch das Herz, so oft man seine Mühen und Arbeiten, seine Gebote und Lehren ohne jeglichen Erfolg sieht. Der entschlafene Mitbruder spricht in der wahrhaft rührenden Fundationsurkunde zu einer Stiftung, welche Sühne und Abbitte für das heil. Herz Jesu bezweckt, sogar von seinem gebrochenen Herzen, weil er nach 27jähriger Wirksamkeit an einem Orte bekennen muß, daß er trotz aller Mühewaltung und Gebete nur mit tiefer Trauer an den geistigen Zustand der ihm anvertrauten Seelen denken könne, und er vergißt darin auch der getrennten Brüder nicht, die durch die unglückselige Kirchentrennung nicht blos dem Irrthume, sondern größtentheils auch dem Unglauben verfallen sind!

Wenn irgend etwas, so wird diese Stiftung des Pfarrers in Boberröhrsdorf für alle Zeiten ein bleibendes Denkmal für seinen Seeleneifer, für seinen festen unerschütterlichen Glauben, für seine rührende Verehrung des heiligen Herzens Jesu, des heiligen makellosen Herzen Mariä und des heil. Joseph bleiben. Uebrigens aber müssen wir trotz seiner demüthigen Selbstanflage bezeugen, daß er durch seinen musterhaften, priesterlichen Wandel, durch seine Lehre und durch seinen Gebetseifer,

durch seine selbstlose Hingabe an die Sache Gottes und des christlichen Volkes viel dazu beigetragen hat, das Glaubensleben anzufachen und zu erwärmen, die Schwachen zu befestigen, die Wankenden zu ermutigen, die Gefallenen zu heben. Und diese Wirksamkeit übte er über viel weitere Kreise aus, als er selbst glaubte.

Neben seiner Frömmigkeit muß seine Gelehrsamkeit, insbesondere seine Kenntniß des Lateinischen hervorgehoben werden. Jahrelang war er Mitarbeiter an der von der Köfelschen Verlagsbuchhandlung veranstalteten Uebersetzung der Kirchenväter. Er hatte insbesondere die Bearbeitung ausgewählter Schriften des heil. Hieronymus und des heil. Zeno übernommen. Besonders der Erstere war seitdem sein Liebling, den er fast bei jeder längeren Unterhaltung citirte. Er hatte darin ein verwandtes Element gefunden, das ihm von Natur eigen war, die *nuda veritas*, wie es in dem obigen Horazischen Motto heißt, eine körnige, entschiedene, vor nichts zurückschreckende Sprache, wo es gilt, die Wahrheit zu vertheidigen, das Recht zu verfechten. Unser Petrus konnte darin bis zu einer gewissen Schärfe und Hartnäckigkeit sich versteigen. Als er in den ersten Jahren seiner pfarrlichen Wirksamkeit, nicht für sich, wie wir ihm unbedenklich glauben, sondern für seine Pfarrei und seine Nachfolger die Anrechte an gewisse für erloschen erklärte Kirchen gegenüber seinem Bischofe

geltend machte, ließ er sich erst durch die Androhung der Suspension bewegen, ein Recht aufzugeben, welches er um des Gewissens willen vertheidigen zu müssen glaubte, bis der kanonische Gehorsam und die Ehrfurcht vor seinem geistlichen Vorgesetzten Stillschweigen gebot.

Eine solche Zähigkeit und Festigkeit pflegt gerade jenen Naturen eigen zu sein, die wahrhaft demüthig nur für die Sache eintreten. Und in der That war unser verstorbener Mitbruder demüthig und bescheiden wie ein Kind, und immer bereit, sich und das Seine zu opfern. Wie viele Priester mag es geben, die alle Meßstipendien, wie er, nur zur Anschaffung von Kirchensachen verwenden? die den saueren Lohn der schriftstellerischen Arbeiten dem Bonifatius-Vereine opfern? die die ohnehin spärlichen Einkünfte der Pfarrei jederzeit für alle guten Zwecke und für die Armen offenhalten? Gewiß genießt der Clerus nicht umsonst den Ruf der Wohlthätigkeit, der offenen Hand gegen Arme, der Opferwilligkeit zu jedem guten Werke. Aber in der Ausübung dieser Tugend oder Pflicht ging unser Freund oft bis dahin, daß er sich selbst vergaß. Schätze, irdische Schätze, wird er darum nicht hinterlassen, aber reich an Schätzen vor Gottes Throne erscheinen.

Ich kann diese Zeilen zum Andenken an einen theueren Confrater nicht schließen, ohne noch einige Worte über seine confraterne Gesinnung gegen seine

Standesgenossen, insbesondere gegen seine Concircularen zu sagen. Er war eine solche *anima candida*, eine so aufrichtige Freundesseele, daß Alle immer gern zu ihm kamen, gern ihn kommen sahen. Ein wirkliches Lebens-
element für den Zusammenhalt unter den Brüdern, wird er leider bei allen ferneren Zusammenkünften uns sehr fehlen und schwerlich ersetzt werden.

Möge aber das Andenken an den reinen jungfräulichen Priester, an die unwandelbare Treue seiner Freundschaft und Amtsführung, sowie sein grader, durch und durch wahrer Charakter stets ein Ansporn für uns bleiben, seinem Beispiele zu folgen. Wehmüthig sagen wir ihm hiermit ein letztes Lebewohl mit dem Ausrufe: *Have, anima candida!* Sei begrüßt, reine Seele!

Karl Hertlein.

(1824—1886.)

Mit Worten ungetheilter Anerkennung und tief empfundenen Schmerzes wurde der am 25. Januar 1886 erfolgte Tod des F. B. Konsistorialraths, Stadtpfarrers Karl Hertlein in Ottmachau beklagt. „In seinem reinen, echt priesterlichen Wandel, in seiner aufrichtigen Frömmigkeit, in seinem Eifer als Seelenhirt, in seiner umsichtigen Thätigkeit als Pfarrer war er uns allezeit ein Muster und Vorbild. Was er durch seine hervorragende Be-

redsamkeit auf der Kanzel und in öffentlichen Versammlungen gewirkt hat, ist allgemein und weithin bekannt. Sein Verlust ist überaus herbe.“ So betrauerte den hochgeehrten Confrater die Archipresbyterats-Geistlichkeit. Gleich ehrenvoll ist der Nachruf, der ihm vom Magistrat und den Stadtverordneten gewidmet wurde. Sie nennen ihn „einen Mann, der, ausgerüstet mit hervorragender Begabung und einem reichen Schätze von Kenntnissen, unermüdet in treuer Pflichterfüllung und hingebender Liebe, in eifriger, selbstloser, opferwilliger Thätigkeit reichen Segen tausendfach ausgestreut hat“. „Um das Seelenheil seiner Kirchfinder, wie um die Hebung des Gottesdienstes und Verschönerung des Gotteshauses hat er sich Verdienste erworben, die Niemand genug würdigen kann“. Dieses Denkmal dankbarer Liebe weihet ihm der Kirchenvorstand, und wie dieser „seine Liebe, Güte und Leutseligkeit gegen jedermann,“ so anerkennt die Gemeinde-Vertretung „die ausgezeichneten Eigenschaften seines edlen priesterlichen Charakters.“ „Seine Güte und Freundlichkeit sowohl im amtlichen wie im privaten Verkehre wird uns unvergeßlich bleiben“, versichern seine Kapläne. Und diese Nachrufe fanden einen dankbaren wehmuthsvollen Wiederhall in der ganzen weiten Diözese, denn Hertlein war ein allgemein geschätzter und geliebter Priester.

Karl Hertlein wurde am 1. Mai 1824 zu Zobten

am Berge geboren. Sein Vater war daselbst Pächter des königlichen Domänen-Amtes. Der reich begabte Knabe besuchte mit dem zwölften Jahre das katholische St. Matthias-Gymnasium zu Breslau, das er nach acht Jahren als Abiturient mit Auszeichnung verließ. Er bezog die Universität Breslau, um daselbst Philologie zu studieren. Bald nach Beginn des Studiums verlor Hertlein seinen Vater, so daß der brave Sohn, seiner Stütze beraubt, nun auch darauf bedacht sein mußte, seiner innig geliebten Mutter fürsorgend zur Seite zu stehen. Hertlein wandte sich bald dem Studium der Theologie mit aller Hingebung zu, so daß ihm wiederholt der Preis für seine wissenschaftlichen Arbeiten zuerkannt wurde. Am 1. Juli 1849 zum Priester geweiht, wurde er als Kaplan nach Hochkirch, dann nach Sagan dekretirt. Am 8. Februar 1851 kam er an die Reisser Pfarrkirche, wo er durch sieben Jahre seeleneifrig wirkte, so daß man dort seiner Thätigkeit nach seinem Weggange noch lange mit Anerkennung gedachte. Im Januar 1858 folgte Hertlein dem ehrenvollen Rufe des Fürstbischofs Heinrich an die Domkirche zu Breslau, wo er Beneficiat an der churfürstlichen Kapelle und Festprediger wurde. Nach vier Jahren wurde er zum Konsistorialrath ernannt. In seiner biographischen Notiz schreibt er: „Ich habe in Breslau viel seelsorgliche Freude erlebt. In meinen

Mußestunden beschäftigte ich mich mit Konvertiten-Unterricht, zumal durch das Wohlwollen und Vertrauen des Herrn Fürstbischofs mir viele hochgestellte Personen zum Unterrichte überwiesen wurden; außerdem leitete ich als Präses den Verein für verlassene und verwahrloste Kinder, sowie den Paramenten-Verein. Ich bin mein Leben lang dankbar für alles Wohlwollen . . . und für das Vertrauen, welches mir die Katholiken in meinen verschiedenen amtlichen Stellungen bethätigt haben. Am 21. Februar 1867 hielt ich in Ottmachau meinen Einzug. Ich empfehle mich dem Wohlwollen und der freundlichen Gesinnung der HH. Amtsbrüder und bitte Gott um die große Gnade, ein recht würdiger Pfarrer zu sein, der das Brod der Kirche nicht müßig ißt, sondern zum Heile der Pfarrkinder und zur Ehre Gottes wirkt.“ Wahrlich Hertlein stand nicht müßig da, er hat im Weinberge des Herrn des Tages Last und Hitze getragen. Das Predigtamt auf der Domkanzel übte er mit der größten Gewissenhaftigkeit. Sorgfältig arbeitete er jede Predigt aus und memorirte dieselbe peinlichst. Wie er selbst gestand, verwandte er auf manche Predigt zehn bis zwölf Tage. Seine Predigten flossen aus dem Herzen und waren von tiefer Begeisterung für die göttliche Wahrheit durchdrungen. Voll des heiligen Feuers trug er dieselben vor. Ich habe ihn, obwohl es schon 25 Jahre her sind, noch lebhaft vor Augen.

Seine kaum mittelgroße Figur schien auf der Kanzel in ihrer Größe zuzunehmen. Er hat sowohl einzelne wie auch eine Sammlung von Predigten erscheinen lassen. Es sind dies: Segen und Triumph des Christenthums. Vier Predigten, gehalten während der Weihnachtszeit im Dom zu Breslau. Predigt am Feste der heil. Hedwig. Die Wittve zu Rain, Homilie. Das Opfer Jesu Christi. Sechs Fastenpredigten. Festtagspredigten. Aber nicht nur auf der Kanzel, auch in katholischen Vereinen und auf Versammlungen war Hertlein ein stets gern gehörter Redner, der tiefdurchdrungen von der Nothwendigkeit, das Volk in den Kämpfen der Zeit zu belehren und zu stählen, beherzt und entschieden allezeit eintrat für Wahrheit, Freiheit und Recht, und in seiner großen Pfarrei unter dieser bewährten Devise einen katholischen Volksverein gründete. Auch eine Spielschule, die Hebung des katholischen Gesellenvereins, der Vincenz- und Bonifaciusverein sind sein Werk. In seinem pastoralen Eifer und mit seinem treuen Hirtenauge nahm er auf alle Bedürfnisse seiner ausgedehnten Pfarrei sorgsam Bedacht. Er brachte durch unermüdliche Thätigkeit neues Leben in die Beichtstühle, so daß nicht nur in den Ablass- und Festzeiten, sondern auch an den gewöhnlichen Sonntagen die Zahl der Beichtenden sich mehr und mehr vergrößerte. Die Zahl der Kommunikanten betrug z. B. im

Jahre 1885: 14 430. Wie sehr ihm der würdige und gesegnete Empfang des Sacraments der Ehe am Herzen lag, davon giebt sein treffliches, Schriftchen Zeugniß: Das kirchliche Brautexamen. Von seinem geläuterten Kunstsinne zeugt die freudige Pflege des St. Cäcilienvereins und die prächtige Renovation seiner schönen, von ihm so treu geliebten Pfarrkirche. Was soll man von seiner Mildthätigkeit, besonders gegen Arme und Kranke sagen? In den ersten Jahren seines Hierseins ohne Vermögen, borgte er sich das Geld, um Arme und Hilfsbedürftige zu unterstützen. Wollte er über die Unzahl der Bittbriefe, die von allen Seiten kamen, unwillig werden, dann suchte er die Sache humoristisch aufzufassen und meinte: „Man scheint wahrhaftig zu glauben, Ottmachau sei eine Goldgrube.“

Seine pastorale Klugheit versöhnte die harten Gemüther, so daß selbst seine Gegner sagen mußten: „Wir sind zwar seine Freunde nicht, aber Achtung muß man vor ihm haben.“ Mit Liebe und Freundlichkeit eroberte er die Herzen seiner Kirchkinder. In aller Sorge für das Heil Anderer vergaß er die Selbstheiligung nicht. Das kräftigste Mittel hierfür, die geistlichen Exercitien, wandte er mit besonderer Vorliebe an. Man ward es aber auch bei Hertlein bald inne, daß der klerikale Geist bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen war. Ohne

dies in besonderer Weise irgend wie hervorkehren zu wollen, machte sich bei aller Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit im Verkehr doch immer jene angenehm berührende gravitas geltend, welche stets von jener Noblesse begleitet ist, welche dem Priester ein so wohlthuendes oblige zuruft.

Im Jahre 1885 zeigten sich bei ihm Spuren eines Herzleidens, das anfangs zu wenig beachtet, durch zugefügte schwere Kränkung und Aerger sich in letzter Zeit derart verschlimmerte, daß er selbst, der kurz vorher noch langes Leben sich vorhergesagt, sich bekennen mußte, daß seine Lebenstage gezählt seien. Wiederholt und in kurzen Zwischenräumen empfing er die heiligen Sakramente. Acht Tage vor seinem Tode schien es, als wolle die langersehnte Genesung anfangen, und er besuchte das Hochamt. War es indessen Todesahnung, als er beim Nachhausekommen sagte: „Heute habe ich noch einmal meine schöne Kirche gesehen, noch einmal die Orgel gehört“; und daß er vor einem Besuch, den er einem guten Freunde machen wollte, sagte: „Ich gehe nach S. um Abschied zu nehmen“? Als ihn seine beiden Kapläne am 24. Januar Abends besuchten, sagte er: „Ich leide schwer, meine Herren, beten Sie für mich, besonders aber in dieser Nacht“. Sechs Stunden später erfolgte sein Tod rasch und unerwartet. Sein Hinscheiden war ein leichtes.

Wie es Pflicht des Priesters ist, hatte er bei Zeiten an das Testament gedacht. Unter Zuziehung eines ihm befreundeten Juristen verfügte er bei vollem und klarem Bewußtsein über seinen Nachlaß. Die Hälfte seines nicht gar großen Vermögens wird bei hiesiger Kirche deponirt und aus dessen Zinsen erhalten eine altersschwache Verwandte, treue Hausgenossen und Dienstboten mäßige Renten auf Lebenszeit. Beim Ableben der Nutznießer fallen diese Kapitalien an die Kirche ad S. Nicolaum zu Ottmachau. Von der andern Hälfte erhalten, abgesehen von mehreren Meßfoundationen, in Ermangelung nothwendiger Erben, entferntere Verwandte, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten und Vereine mäßige Legate. Der Rest bleibt der Kirche zu Ottmachau. Von seiner nicht unansehnlichen Bibliothek erhält die Werke, welche der deutschen Litteratur angehören, sowie seine Zeichnungen das Matthias-Gymnasium in Breslau. Die gedruckten Predigtwerke erhalten die beiden Kapläne zu gleichen Theilen. Alle anderen Bücher, Manuscripte &c. werden zur Bildung einer Pfarrbibliothek bestimmt. Wer dies Testament betrachtet, muß sagen: Fürwahr! so muß ein Priester testiren. Derartige Bestimmungen zeigen von edler Gesinnung und Liebe zur Kirche.

Welche Liebe und Hochachtung er im Kreise seiner Konfratres genoß, bewies sein Begräbniß. Sein Grab, das er sich schon vor mehreren Jahren auf dem Fried-

hof ausgesucht hatte, umstanden 43 Priester in herzlichster Trauer. Sie galt einem Priester, der ihnen Freund und Vorbild in Allem war. R. i. p.

P. Athanasius Kleinwächter.

(1826—1892.)

Sein Leben mit seinen reichen Verdiensten für das Reich Gottes ist das Leben eines Priesters, der zuerst in der Welt und dann als Franziskaner im Kloster für die Welt Außerordentliches gewirkt hat und dadurch alle Vorurtheile widerlegt, welche die Welt gegen die Klöster und ihre Bewohner hegt.

Kleinwächter wurde am 27. Januar 1826 zu Bieder bei Landeshut geboren. Nach dem Tage seiner Geburt hätte er den Namen des heiligen Chrysostomus erhalten sollen, da er auch den nie ermüdenden Predigteifer dieses Heiligen mit in's Leben bekommen zu haben scheint. Man gab ihm in der Taufe dafür den Namen des heiligen Joseph, dem er in seiner frommen Einfalt und Einfachheit ähnlich wurde. Zeitig entwickelten sich seine Fähigkeiten und unter diesen besonders die des Gesanges. Dieser kostbaren Gabe hatte er es zu verdanken, daß er in das damals noch für sich bestehende und Große Domstraße 21 befindliche St. Johannes-Hospital für Singknaben zu Breslau aufgenommen wurde. Damit

war ihm zugleich die Möglichkeit gegeben, das Königl. Matthias-Gymnasium zu besuchen und so mit der Zeit zum Studium der Theologie zu gelangen, dem er in den Jahren 1846 bis 1849 oblag. Am 29. September 1849 trat er in das Alumnat, dessen Rektor damals der unvergeßliche Kanonikus Dr. Sauer war. Als Kleinwächter am 22. Juni 1850 als Priester das Alumnat verließ, faßte der genannte Rektor sein Urtheil über ihn in die Worte zusammen: „Fleiß ausgezeichnet, Betragen musterhaft, Charakter offen, sehr gemüthlich, fromm und brav, voll Eifer.“ So war und blieb Kleinwächter bis an sein Ende.

Kleinwächter hatte sich mit vieler Mühe und vielem Fleiß die polnische Sprache angeeignet. Die Sache äußerlich genommen, möchte man fragen, wozu er, der Sohn eines niederschlesischen Gebirgsdörfchens, sich damit abplagte, die Sprache eines ihm doch fernstehenden Volksstammes zu lernen, die ihm bei seinem heimischen, nie ganz überwundenen Dialekte besondere Schwierigkeiten bieten mußte, doch wenn man bedenkt, wie die göttliche Vorsehung Alles ordnet und leitet, ihren Absichten und Rathschlüssen schon lange vorarbeitet, so kann man nur sagen: er folgte einem höheren Impuls. Ohne zu ahnen, was die Vorsehung mit ihm vorhatte, bereitete er sich vor, der Apostel des oberschlesischen Volkes, wie man ihn mit Recht nennen kann, und der

Hüter des allen Oberschlesiern so theuern Heiligthums der heil. Anna, des Wallfahrtsortes auf dem St. Anna-berge, zu werden.

Als Utraquist, wie man in Schlessien die Geistlichen zu nennen pflegt, welche der deutschen und der polnischen Sprache zugleich mächtig sind, wurde Kleinwächter nach seiner Priesterweihe zuerst nach Polnisch-Wartenberg, das heute amtlich Groß-Wartenberg heißt, und ein Jahr später nach Oppeln als Kaplan geschickt. Hier, in Oppeln, fand er als Pfarrer den gegenwärtigen Weihbischof, Herrn Dr. Gleich, als Mitkapläne jüngere, ebenso arbeitssame als vergnügte und lebensfrohe Freunde, und als einen besonderen Gönner den Regierungs- und Schulrath Bogedain, der als Weihbischof von Breslau starb und neuerdings ein so schönes Denkmal in der Selbstbiographie Kellner's erhielt. Bogedain machte gern mit ihm seinen Scherz, und Kleinwächter gehörte ja nicht nur zu den vielen, welche sich gern andere zur Zielscheibe ihres Witzes nehmen, sondern auch zu den wenigen, welche stets harmlos und freundlich auch gern sich gefallen lassen, wenn sie selbst der Gegenstand eines Spasses werden. Daher konnte Kleinwächter bis gegen sein Lebensende hin sich noch in der Erinnerung jener Zeiten freuen, und gern erzählte er wieder und wieder seinen Freunden von den Scherzen, bei welchen der gute Bogedain eine Hauptrolle spielte.

1856 wurde Kleinwächter als Subregens an Stelle Ottinger's in das fürstbischöfliche Alexikalseminar berufen. Hier fand er noch seinen einstigen Lehrer, den Kanonikus Dr. Sauer als Rektor vor, während der spätere Kanonikus Dr. Lorinser das Amt des Spirituals bekleidete. Als Subregens war er zugleich Revisor und Katechet der Dom- und Kreuzschule, wie ihm auch oblag, die Alumnen zu Katecheten heranzubilden. Er leitete auch die polnischen Sprachübungen der oberschlesischen Alumnen und gab in jener Zeit eine deutsche Uebersetzung der Kreuzwegandacht des P. Antoniowicz heraus. Möglich, daß die ihm obliegende Leitung der Dekonomie des Hauses ihm nicht allzusehr zusagte, und deshalb seine Stellung ihn nicht recht befriedigte; er sann auf eine Aenderung. Es hätte nahe gelegen, daß er eine Pfarrei sich gesucht hätte und er würde zumal unter einfachen Verhältnissen ein ausgezeichnete Pfarrer geworden sein, aber Gott hatte mit andere Absichten. Es handelte sich damals darum, Franziskaner der strengeren Observanz aus Westfalen für den seit Abgang der Alkantarer verwaisten Annaberg zu gewinnen. Es kamen zu diesem Zweck Franziskaner von dort nach Breslau und in's Alumnat. Einer von ihnen, wenn wir nicht irren, P. Gregorius Jankecht, machte auf Kleinwächter einen so mächtigen Eindruck, daß er sofort den Entschluß faßte, selbst Franziskaner

zu werden. Er bat um seine Entlassung aus dem Alumnat, und Fürstbischof Heinrich gewährte ihm dieselbe.

So wurde Kleinwächter ein Franziskaner. Man ließ ihn das Noviziat auf dem Annaberge machen. Bei seiner Einkleidung erhielt er den Ordensnamen Athanasius. So wurde er im Orden genannt; außerhalb desselben wurde er, wenigstens in Schlessien, wohl mehr nach seinem Familiennamen genannt, unter dem er als Weltpriester gekannt war. Gewiß sahen ihn seine vielen Freunde nicht gern aus der Reihe der Weltpriester scheiden, aber wer ihn in seinem späteren Leben gekannt hat, wird sich auch überzeugt haben, daß er durch den Eintritt in den Franziskanerorden nur seinem wahren Berufe gefolgt war und den rechten Platz gefunden hat, wo seine trefflichen Eigenschaften sich entfalten und zur Ehre Gottes geltend machen konnten, wie es anderswo wohl nicht der Fall gewesen wäre. Auch die Befürchtung, seine anscheinend recht schwächliche Körperkonstitution werde das an Entbehrungen und Abtötungen reiche Ordensleben nicht ertragen, erwies sich als unbegründet. Im Gegentheil, seine Kräfte schienen zuzunehmen mit der Menge der Arbeiten, die er auf sich nahm. Es ist wohl bemerkt worden, daß, wenn er am Schluß einer gewiß fast übermenschliche Anstrengung erfordernden Mission das

Te Deum anstimmte, und dann mit dem Volke weiter sang, seine klangvolle Stimme doch noch alle über-tönte.

Seine Wirksamkeit gehörte fast ausschließlich dem St. Annaberge. Als der Kulturkampf unser auf-blühendes Ordensleben zerstörte, mußte auch er den Wanderstab ergreifen. In Holland fand er, was ihm das Vaterland versagt hatte. An verschiedenen Orten war er dort auch als Oberer thätig, 1881 kehrte er, allerdings im Kleide des Weltpriesters, aus Holland zurück und begann, zunächst noch allein, auf dem Anna-berge wieder die Kalvarienandacht zu ordnen und zu leiten. Es wollte ihm der Weltpriesterrock gar nicht passen; derselbe mochte wohl auch eine Gabe amts-brüderlicher Liebe sein, zunächst für einen andern als ihn bestimmt. Wer war froher als er, da er 1887 wieder auf dem Annaberge in der Kutte des heiligen Franziskus sich zeigen durfte. Die Wiedereröffnung der Niederlassung seines Ordens war genehmigt, und er wurde Guardian. Als es den Bemühungen des Hochw. Fürstbischofs gelungen war, Franziskaner für Breslau zur Besorgung des Beichtstuhls in der Kathedrale zu gewinnen, kam er zunächst mit P. Philippus und — zum drittenmal in seinem Leben — nahm er mit diesem auf längere Zeit Wohnung im Alumnat, bis eine andere für die Ordensbrüder hergerichtet werden konnte. Als

dieses geschehen war, sandten ihn seine Oberen wieder auf den St. Annaberg zurück. Dort war er ja anscheinend unentbehrlich.

Wiederholt wurden schon seine Freunde beunruhigt durch alarmirende Nachrichten über schwere Erkrankungen Kleinwächters. Er überstand sie glücklich; kaum genesen kehrte er zu seinen Arbeiten zurück. Zunächst galten sie dem Annaberge selbst. Was er für diesen gethan, verkünden dort die Steine. Die schönen Kapellen des Kalvarienberges mit den erbaulichen plastischen Darstellungen der Hauptmomente des Leidens Christi sind für ihn ein bleibendes Denkmal. Die Steine zum Bau der Kapellen auf den Berg zu schaffen, war nicht immer leicht. Einst genügte ein Wort des guten Guardian an die Wallfahrer und sieh, Jung und Alt sah man sich mit Steinen beladen und dieselben hinauf zur Baustelle bringen, zu welcher Zugthiere nicht hätten gelangen können. Er vermochte viel. Bei den unübersehbaren Volksmengen, die sich zu den Hauptwallfahrten auf dem Annaberge einfanden, ist es ja nicht immer leicht, dem Gedränge vorzubeugen und die Ordnung aufrecht zu erhalten — immer aber fand P. Kleinwächter das willigste Gehör.

Nicht immer giebt es stramme Arbeit auf dem Heiligen Berge. Dann stieg P. Athanasius hinab in die Ebene, half aus in der Umgegend, und weiterhin

ging es hinaus. Ungezählt sind die geistlichen Uebungen, die er für klösterliche Genossenschaften gehalten hat und Volksmissionen hat er 115 gehalten.kehrte er dann nach Haus, zurück, so war es, wie man erzählt, als ob Sonnenschein mit ihm ins Kloster gekommen wäre. Wie seine Brüder ihn liebten, das konnte man ja sehen an ihrem Schmerz, den ihnen sein Hinscheiden bereitete. Mit dem Seelsorgsklerus stand er immer in freundschaftlichsten Beziehungen, und das schöne Verhältniß, das in Oberschlesien zwischen den Franziskanern und den Weltpriestern besteht, ist zu einem nicht geringen Theile ihm zu danken, der das einigende Band zwischen ihnen war.

Die letzte Mission hielt P. Kleinwächter in Peisetscham. Er fühlte sich während derselben nicht mehr recht wohl. Als er nach Beendigung derselben nach dem Kloster zurückkehrte, kam ihm, wie der polnische Grabredner sagte, an der Schwelle der Tod entgegen. Es stellte sich Fieber ein, und der herbeigerufene Arzt erkannte bald die drohende Gefahr. Auf sein Geheiß forderten mit großem Schmerz die Brüder den Kranken auf, sich die Sterbesakramente reichen zu lassen. Er empfing sie mit vollem Bewußtsein, das ihn aber bald nachher verließ. Er hatte noch einen recht schweren Kampf, bis sich die Seele dem Körper entwand. Sonnabend vor Palmsonntag, am 9. April 1892, Abends

9¼ Uhr, entschlief er im Herrn im 67. Jahre seines Lebens. Gehirnschlag wird als die Ursache seines Todes angegeben.

So kam die Charwoche. Man bahrte die theure Leiche im Franziskanergewande in einer der Kapellen des „Paradies“ genannten Klostervorhofes auf. Sie zog bis zum Begräbniß viele fromme Veter an. Nur die Hände zeigten die Symptome des Todes. Auf dem Angesicht lag das freundliche Lächeln, das ihm im Leben eigen war.

Dienstag, den 12. April wurde er bei herrlichstem Frühlingswetter in der Gruft, welche den Brüdern in der dem dritten Falle des Heilandes unter dem Kreuze geweihten Kapelle bereitet ist, begraben. Dem Sarge schritten auf dem feierlich ernsten Wege um die Klosterkirche den Berg hinab mehr als 50 Weltgeistliche voran, und folgten die bis auf zwei vollständig versammelten schlesischen Franziskaner und eine große Volksmenge aus nah und fern.

Man fand einen Zettel vor, auf welchem P. Kleinwächter den Plan für die Predigten niedergeschrieben hatte, welche an den kommenden Wallfahrten, insbesondere am Gründonnerstag und Charfreitag von den Brüdern sollten gehalten werden, und es waren die besonders bezeichnet, welche er sich vorbehalten hatte. Gott hatte es anders beschlossen. Sein Mund redet nicht

mehr. Aber sein Andenken und sein Beispiel predigt fort, und diese seine letzte Predigt faßte der Alumnatsrektor, Kanonikus Dr. Speil, welcher die traurig-liebe Pflicht der Begräbnißfeier übernommen, in seiner in der Kirche gehaltenen Trauerrede in die Worte zusammen, die wir hier, um das Charakterbild des Entschlafenen zu vervollständigen, anschließen wollen:

„Er predigt uns Priestern, er predigt dir, du gläubiges, christliches Volk!“

„Er predigt uns Priestern vom Welt- und Ordensklerus — und was? Er, der um Jesu willen alles Irdische verlassen und wie der heilige Franziskus die Armuth zu seiner Braut erwählt hat, mahnt uns, wir möchten doch bei unsern apostolischen Arbeiten keinerlei irdischen Lohn suchen. Eingedenk der apostolischen Mahnung: „Haben wir Nahrung und Bekleidung, so wollen wir damit zufrieden sein“, sollen wir suchen, was droben ist, und begehren, was im Himmel ist.“

„Er, der bis zur Erschöpfung seiner letzten Kräfte gearbeitet im Dienste Jesu Christi, sagt uns wie der heilige Paulus: „Arbeite wie ein guter Soldat Jesu Christi!“ Ein guter Soldat stirbt auf dem Schlachtfelde. Er sucht keine Ruhe hinieden — er arbeitet und kämpft so lange er kann, und Ruhe erhofft er nur im Jenseits, er will keine andere, als die er findet am Herzen Jesu!“

„Er, der immer fröhlich und heiter war, und, wie-

wohl schon an der Grenze des Greisenalters stehend, doch die Einfalt des Kindes bewahrte, predigt uns, wie auch wir unter all den Sorgen und Kümernissen, unter den Mühen und Leiden des apostolischen Lebens doch die Heiterkeit des Geistes uns bewahren können und sollen. Wir müssen nur gleich ihm demüthig sein wie das Kind und uns in die Arme der göttlichen Vorsehung werfen, wie das Kind in die Arme seiner Mutter. Ist doch auch uns gesagt, was der Herr zu seinen Jüngern gesprochen: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht eingehen ins Himmelreich!“ — demüthig wie die Kinder, unschuldig wie die Kinder, um mit dem Psalmisten zu rufen: „Der Herr leitet mich, und nichts wird mir mangeln, auf den Ort der Weide hat er mich gesetzt.““

„Das ist des P. Athanasius Predigt für uns Priester. Was predigt er euch, ihr frommen Leute aus dem Volk?“

„Er ruft euch zu: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; das übrige wird euch zugegeben werden.“ Ich weiß, was für ein arbeitsvolles und sorgenvolles Leben ihr habt: vergesst darüber nicht das Eine Nothwendige: Suchet das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, d. h. haltet die Gebote Gottes und der heiligen Kirche, denn das ist der Weg zum ewigen Leben und dazu wird Gott eure Arbeit segnen, so daß weder das geistige Brod der Gnade, noch das irdische

Brot euch mangle, um das ihr bittet: „Unser tägliches Brot gieb uns heute!“ Seht auf euren nunmehr heimgegangenen geistlichen Vater! Er hat alles hergegeben, was er hatte, und doch, mochte er unter euch leben und wirken, oder fern von euch in jenem Lande weilen, das trotz seiner Gastlichkeit doch für ihn ein Land der Verbannung war, nichts hat ihm gefehlt — er war wie die Vögel des Himmels, von denen der Heiland sagt: „Sie säen nicht und sie ernten nicht, noch sammeln sie in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.“ Und weiter predigt er euch mit den Worten des Heilandes: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt brauchen, reißen es an sich.“ Das ist die mit dem Leben des Christen unzertrennlich verbundene Selbstverleugnung und Kreuztragung, in welcher auch, wie uns das Evangelium lehrt, die Nachfolge Christi besteht. Hier in dem theuren Verstorbenen habt ihr euer Vorbild. Ich habe ihn lange Jahre gekannt, und nie habe ich gesehen, daß er einer Verdemüthigung ausgewichen, daß er einem Kreuze aus dem Wege gegangen wäre. Er weigerte sich nicht, mit dem Kreuze dem Heiland nachzufolgen — thut das auch in Geduld, dann gilt auch euch die Verheißung: „Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht in der Finsterniß, sondern hat das Licht des Lebens.“

„Endlich mahnt er euch, treu zu sein bis an's Ende,

beharrlich im Guten bis in den Tod. Wenn er hier auf dem Berge gepredigt vor den Tausenden, die an seinen Lippen hingen — wie viel gute Vorsätze wurden gefaßt, wie Viele gingen innerlich umgewandelt als neue Menschen hinweg — blieben sie aber auch treu? Ach nur wer ausharret bis an's Ende, der wird selig werden; nur wer ausharrt bis an's Ende, der wird gekrönt werden. Seht ihn, euren geistlichen Vater — treu war er bis in den Tod: wird ihm sein Meister nicht gesagt haben: „Du guter und getreuer Knecht, gehe ein in die Freude deines Herrn?““

„Das ist seine letzte Predigt für dich, christliches Volk! Behalte sie wohl in deinem Herzen und ihn selbst bewahre in frommem Andenken. Was auch jeder von uns persönlich denken mag von der Heiligkeit seines Lebens, niemand wäre mehr bereit als er die Worte Jobs zu wiederholen: „Erbarmt euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde“. Niemand wäre mehr bereit als er des Apostels Worte auf sich anzuwenden: „Ich bin mir zwar nichts bewußt, aber darum noch nicht gerechtfertigt, denn Gott ist's, der richtet“. Sagt ja der Psalmist, daß vor Gottes Angesicht kein Lebendiger gerecht erfunden wird! Darum wollen wir auch nicht unterlassen, Gottes Erbarmen für seine theure Seele anzuflehen, zumal jetzt bei dem heiligen Opfer.“

„Bald ist Charfreitag. Das Blut des gekreuzigten

Erlösers komme über seine Seele und wasche sie rein von jeder Makel. Möge am heiligen Osterfest, da wir das Alleluja singen, seine Seele das Angesicht Gottes schauen. Amen."

Eduard Deloch.

(1830—1883.)

Am 19. Mai 1883 starb zu Königshütte D.=S. ein Priester, der nicht nur für seine Pfarodie, die das Glück hatte ihn 22 Jahre an ihrer Spitze zu sehen, sondern für ganz Oberschlesien und im Besonderen für den industriellen Theil desselben von hervorragender Bedeutung gewesen ist.

Es ist dies der Fürstbischöfliche Commissarius und Erzpriester, Geistliche Rath und Stadtpfarrer von Königshütte, Eduard Deloch. Er war als der Sohn des Brauereibesizers Ludwig Deloch zu Grötsch, Kr. Kosel, am 13. Oktober 1830 geboren und besuchte von 1842 ab das Gymnasium zu Leobschütz, das er mit einem guten Reifezeugnisse 1850 verließ. Am 23. Oktober ließ er sich an der Breslauer Universität immatrikuliren, um Theologie zu studiren. Nach glücklich absolvirtem Triennium trat er in das dortige Clerikal-Seminar und wurde am 1. Juli 1854 zum Priester geweiht. Schon damals brustleidend, zweifelte er, ob er den Anforderungen der Seelsorge gewachsen sein würde und

ging zunächst nach Reinerz ins Bad. Seine vorgesetzte geistliche Behörde schickte ihn nach Königshütte, welches seit 1850 von Beuthen abgezweigt und zur selbstständigen Pfarrei erhoben worden war, und er folgte diesem Rufe im Vertrauen auf Gott und die allerseligste Jungfrau, deren besonderer Verehrer er sein ganzes Leben lang war und an deren Altären er mit Vorliebe das heilige Messopfer darbrachte.

In Königshütte wirkte er unter dem Pfarrer Uherek bis zum Jahre 1857 und lernte so den Wirkungskreis bereits näher kennen, in dem er später mit der Gnade Gottes so segensreich thätig sein sollte. Zuvor aber kam er noch drei Jahre nach Oppeln. Hier war er Kaplan unter dem Pfarrer, spätern Herrn Weihbischof Dr. Gleich, zusammen mit den späteren Fürstbischöflichen Commissarien und Ehrendomherren Simon von Schweidnitz und Borsch von Oppeln, die mit ihm in aufrichtiger und herzlicher Freundschaft verbunden blieben, bis er als Erster aus ihrer Mitte mit dem Tode schied. Als nun Uherek starb und damit die Pfarrstelle in Königshütte neu zu besetzen war, wurde der damalige Oberkaplan Deloch als Administrator dorthin geschickt und am 27. November 1861 investirt.

Die junge Pfarodie mit ihren ganz eigenthümlichen Verhältnissen gab Deloch reiche Gelegenheit, die ihm von Gott verliehenen Fähigkeiten zu verwerthen. Königs-

Hütte war damals nur der Collectivname für eine Anzahl von Kolonien, die verschiedenen Gemeindebezirken angehörten, unter denen wiederum das alte Königshütte die kleinste war. Diese Kolonien, die nun durch die neue Pfarodie zu einem Ganzen verbunden waren, lagen fast in der Mitte des industriellen Oberschlesiens. Sie enthielten Etablissements, die zu den bedeutendsten gehörten. So die ursprünglich fiskalische Königshütte, welche dem ganzen Orte den Namen gab, die später an den Grafen Henschel verkauft wurde und von ihm an eine Aktiengesellschaft überging, die sie mit der Laurahütte bei Simianowitz verband, die noch fiskalische Königsgrube mit ihren unerschöpflichen Kohlenflözen, die Zinkhütten zu Lipine mit dem großartigen Zinkwalzwerk, welches in seiner Art wohl das größte derartige Werk der Erde sein dürfte. Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre bis zum „Krach“ nahm die Kohlen- und Eisenindustrie überall, hier aber ganz besonders einen gewaltigen Aufschwung. Die bestehenden Werke wurden vergrößert, dazu wurden neue angelegt; die nöthigen Arbeiter-Kolonien schossen wie die Spargel im Frühbeet empor; binnen Jahresfrist wuchsen mehrfach Komplexe von 40—80 ein- bis zweistöckiger Häuser an Stellen empor, wo das Jahr vorher noch Acker gewesen oder die leere Chaussee durchs Land gegangen war. Man erhält einen Maßstab für die Schnelligkeit

der damaligen Entwicklung, wenn man erfährt, daß die Zahl der Katholiken in der Pfarodie Königshütte, die zur Zeit ihrer Abzweigung von der Muttergemeinde Beuthen 5560 Seelen betrug, heute, nachdem inzwischen an das neu gegründete Pfarrsystem von Chropaczow-Lipine 5—6000 Seelen abgegeben worden sind, bis zur Höhe von ca. 50000 gestiegen ist. Diese Bevölkerung wohnt auf einem Terrain, dessen größte Länge nicht eine Meile, die größte Breite keine halbe beträgt, aber sehr zerstreut. Denn selbst heute, wo seit Jahren der größte Theil dieser gesonderten Kolonien zu einer Stadtgemeinde unter dem Namen „Königshütte“ vereinigt ist und auf Grund eines geregelten Bauplanes, der bis dahin fehlte, gar manches geschehen ist, um dem Ganzen das Ansehen einer zusammenhängenden Stadt zu geben, sind die einzelnen Stadttheile noch vielfach durch Hüttenanlagen mit ihren Schlackenhalden und Kohlenschächten mit im Bau begriffenen oder zu Bruche gegangenen Feldern getrennt.

Verlangte ein so rapides Wachsthum der Bevölkerung eine ganz ungemeine Thätigkeit in der Seelsorge und einen ganz energischen und unermüdlichen Pfarrer, so forderte die eigenartige Ausbreitung derselben ein nicht alltägliches organisatorisches Talent, das den fortwährend sich ändernden Situationen gegenüber schnell praktische Vorschläge zur Hand hatte und für die nothwendigen

Neuschöpfungen leicht die passendsten Plätze herausfand. Dafür aber war Deloch wie geschaffen. Sein lebhafter Geist, dem behagliche Ruhe unleidlich war, bedurfte zu seiner Beschäftigung immer neue Projekte und sein findiger Scharfsinn wußte die verwickelsten Probleme oft überraschend leicht zu lösen.

Zunächst that er Alles um den seelsorglichen Ansprüchen der von Tage zu Tage zunehmenden Bevölkerung in den Räumen der alten Pfarrkirche ad Sanctam Barbaram gerecht zu werden. Dieselbe war von der Gemeinde seiner Zeit, um nur die Abzweigung zu ermöglichen, aus eignen Mitteln gebaut worden. Er schuf für sie den jetzigen Hochaltar mit den beiden Nebenaltären und ließ die Kirche malen. Zu den zwei Kaplänen, die neben ihm thätig waren, kam auf seinen Antrag ein dritter, dem bald ein vierter und fünfter folgte. Da die Kirche für die vergrößerte Gemeinde schon lange nicht mehr ausreichte, suchte er durch Vermehrung der Andacht diesem Uebelstande abzuhelpfen. An Sonn- und Feiertagen wurde darum um 6 Uhr eine stille heilige Messe gelesen, auf welche eine polnische Exhorte und ein Cantatum folgte. Von 8½ bis 9½ Uhr war deutsche Predigt mit heiliger Messe, um 10 Uhr polnische Predigt, um 11 Uhr das Hochamt. Dazu kamen in der Fastenzeit noch besondere polnische Fastenpredigten nachmittags.

Unterdessen war es ihm auch gelungen in der neu-erbauten Knappschaftsschule zu Lipine einen Vetsaal für die dortige Gemeinde einzurichten, in welchem von den Kaplänen abwechselnd alle Sonn- und Feiertage Gottesdienst mit Predigt und alle Donnerstage von dem ständigen Lipiner Katecheten, der darauf die Schulen besuchte, eine heilige Messe gehalten wurde.

Auch sonst unterließ er Nichts, was geeignet sein konnte, das religiöse Leben der Gemeinde anzuregen und zu fördern. Bruderschaften und Vereine, die Rosenkranz- und Skapulier-Bruderschaft, die Bruderschaft vom allerheiligsten Sakramente, zum heiligen Herzen Jesu und Mariä, die St. Josephs-Bruderschaft, der Borromäus-Verein mit einer nicht unbedeutenden Bibliothek deutscher und polnischer Schriften, der Gesellen-Verein und ein Begräbniß-Verein fanden ebenso eifrige Mitglieder wie allezeit bereite Vorsteher. Im Jahre 1876 wurde eine Vincenz-Konferenz deutscher Frauen gegründet, der bald eine solche polnisch sprechender Frauen in Königshütte und in Lipine folgte; 1869 rief er den polnischen Volks-Verein, *Rolko* genannt, hervor, der im Kulturkampfe mancherlei Verationen ausgesetzt war. War auch, wie erwähnt, inzwischen die Zahl der in Königshütte thätigen Geistlichen bis auf sechs gestiegen, so stellte diese Vereinsthätigkeit verbunden mit den sonstigen seelsorgerlichen Arbeiten und dem regelmäßigen Besuche

der zahlreichen Schulklassen doch auch bedeutend erhöhte Anstrengungen. Betrug doch im Jahre 1882 die Zahl der Taufen 1784, die der Sterbefälle 1193, der Trauungen 272, der Kranken-Provisionen 620, und die der Kommunionen ca. 40000. Wiewohl auch die Bureau-geschäfte für den Pfarrer sich sehr vermehrt hatten, arbeitete Deloch doch in der Schule und im Beichtstuhl regelmäßig mit, nur hielt er seit Uebernahme der Kreis-Schulinspektion nicht mehr die Woche und predigte nur ausnahmsweise.

Zu jenen pfarramtlichen Geschäften hatte nämlich Deloch nach der Resignation des Pfarrers Stabik in Michalkowiz noch die Schuleninspektion über den ersten Antheil des alten Kreises Benthien am 20. Februar 1864 erhalten. Für seine Thätigkeit in dieser neuen Stellung sprachen die Erfolge, die er erzielte, die ihm die wiederholte lobende Anerkennung der Königlichen Regierung erwarben. Gleichwohl mußte er auch dem Kulturkampfe weichen. Am 11. August 1873 wurde ihm das Kreis-Schulinspektorat abgenommen und nicht lange darauf wurde dem hochverdienten Schulmann selbst der Zutritt zu den Schulen seiner Pfarochie untersagt. Erst in den letzten Jahren wurde ihm derselbe wieder freigegeben. Konnte er darin eine gewisse Genugthuung sehen, so war sie praktisch doch von sehr geringem Werthe, solange den Kaplanen nicht dasselbe Recht zu-

gestanden wurde, da zur Zeit seines Todes die Stadt Königshütte allein 49 katholische Schulklassen, die ganze Pfarodie deren aber 70 zählte.

Als Kreis-Schuleninspektor hatte er die Schulen seiner eigenen Pfarodie nicht außer Augen gelassen. Er war darauf bedacht, überall bei Zeiten die Beschaffung der erforderlichen Baulichkeiten und der Lehrkräfte zu beantragen. Auch war er bemüht, die durch Einführung der städtischen Verfassung nothwendige Regulirung der Stellen und Gehälter in einer für die katholischen Lehrer gerechten und billigen Weise einzutreten zu lassen.

Besondere Verdienste aber erwarb er sich dadurch, daß er, soweit es möglich war, arme Schulschwestern berief. Das war für die dortige zahlreiche Arbeiterbevölkerung von außerordentlichem Segen. Denn was denselben hauptsächlich fehlte, waren Hausfrauen, die es verstanden einerseits dem Mann ein behagliches Heim zu schaffen, andererseits das verdiente Lohn vernünftig einzutheilen und die Kinder zu erziehen. Der sittigende weibliche Einfluß aber, den der Schulunterricht dieser Klosterfrauen auf die Erziehung derjenigen Mädchen übte, die das Glück hatten, die Klassen, wo sie thätig waren, besuchen zu können, erzielte Resultate, die nach dieser Richtung hin zu den besten Hoffnungen berechtigten. Leider fielen auch sie schon im Jahre

1874, wie die Borromäerinnen in Lipine, dem Culturkampfe zum Opfer. Aber noch heute unterscheiden sich die Frauen, die als Mädchen damals die Schulen der Schwestern längere Zeit besuchten, merklich zu ihrem Vortheile von anderen, denen diese Wohlthat nicht zu Theil werden konnte.

Hatte Deloch zuvörderst durch thunlichste Vermehrung der Anzahl der Hilfsgeistlichen und der Gottesdienste die religiösen Bedürfnisse seiner täglich zunehmenden Gemeinde zu befriedigen gesucht, so erwies sich mit der Zeit doch dieses Auskunftsmittel als ungenügend. Eine Erweiterung der Pfarrkirche war nicht möglich, ohne das ganze Aussehen des schönen aus grauem Sandstein gebauten Gotteshauses in häßlichster Weise zu verunstalten. Es ließ sich höchstens, was später auch geschehen ist, auf der von der Straße abgewandten Seite das Langschiff bis zur Breite des Querschiffes erweitern. Damit wurde allerdings nicht viel Platz gewonnen, aber doch ein Raum geschaffen, der zur Aufstellung der Beichtstühle und zur Erweiterung der sehr kleinen Sakristei ganz praktisch verwendet wurde. Am Besten hätte dem vorhandenen Uebelstande wohl ein Neubau abgeholfen, aber da die Gemeinde noch immer 25% Kirchensteuer vom ersten Bau her zu zahlen hatte, und die sonstigen Communal- und Schulsteuern inzwischen auch beträchtlich gewachsen waren, so verlangte dieses Projekt wohl längere Ueberlegung.

Da wurde es ihm ziemlich unerwartet möglich, einen Theil der Gemeinde abzuzweigen. Die Lipiner Gesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb, erklärte sich auf Betreiben ihres damaligen General-Direktors Schmieder, der sich hierbei auch sonst große Verdienste erwarb, bereit, durch den Bau einer Kirche für die religiösen Bedürfnisse ihrer Arbeiter in ausgiebigerem Maße Sorge zu tragen, als dies in dem inzwischen auch zu klein gewordenen Besaale bisher geschehen konnte. Schnell hatte Deloch den genaueren Plan dazu fertig, der Platz für die Kirche und einen Kirchhof war ebenso schnell gefunden und soweit er nicht der Gesellschaft gehörte, auch gekauft. Es wurden eilends Ziegeln gemacht und in noch nicht zwei Jahren war die neue Kirche mit Thurm nicht bloß im Aeußern fertig gestellt, sondern auch ausgebaut und konnte eingeweiht werden. Zwei Kapläne, Michalski und Spindel, zogen von Königshütte hinaus, um die neue Curatie Lipine-Chropaczow zu pastoriren. Sie wohnten zunächst in einem dazu gemietheten und restaurirten Arbeiterhause, bis sie in das unterdessen gebaute, sehr schöne Pfarrhaus übersiedeln konnten. Entfielen damit auch ungefähr 5000 Seelen seiner Leitung, so hatte der fortgesetzte Zuzug diesen Ausfall schnell nicht bloß ergänzt, sondern überholt. Der Bau einer zweiten Kirche in Königshütte blieb unvermeidlich. Darum schritt Deloch

als die Schulden, welche der Bau der ersten Kirche verursacht hatte; nahezu abgezahlt waren, zum Neubau. Die neue Kirche sollte hauptsächlich von den Katholiken der südöstlichen Stadttheile benutzt werden und darum kam sie an die zum Bahnhof von Schwientochlowitz führende Straße. Sie ist ein lichter, sehr geräumiger Rohbau aus Ziegeln im Stil der alten Basiliken und hat einen kurzen mit der Kirche verbundenen Glockenthurm und ist der heil. Hedwig geweiht. Auch hier wieder war es die opferwillige Gemeinde, welche mit einem Gnadengeschenk des Herrn Fürstbischofs von 30000 Mark und einer Beihilfe des Freifurgelderfonds die Kosten allein trug.

Delochs aufmerksamen Blicke entgingen aber auch die andern Bedürfnisse seiner Pfarochie nicht. Er kaufte bei Gelegenheit ein zweistöckiges Haus in der unmittelbaren Nähe der Pfarrkirche. Und dieses ließ sich bald sehr gut zur Wohnung für die Glöckner, die bis dahin in verschiedenen Häusern eingemiethet waren, einrichten. Auch wohnte eine Zeit lang daselbst ein Kaplan, als die Räume des nach Möglichkeit erweiterten Pfarrhauses ihn zu beherbergen nicht mehr ausreichten. Desgleichen erwarb er bei Zeiten in nicht zu weiter Entfernung von der Kirche Terrain für einen neuen Friedhof, erbaute auf ihm eine Begräbnißkapelle zu Ehren der heiligen Mutter Gottes und erweiterte ihn später vorsorglich noch fast um die Hälfte.

Als nach dem Kriege von 1866 die Cholera und Blattern auch seine Pfarochie heimsuchten, berief er unter Mitwirkung des dortigen St. Vincenz-Vereins drei barmherzige Schwestern vom Orden des heiligen Karl Borromäus zur ambulanten Krankenpflege. Dieselben fanden bald so ausreichende Beschäftigung, daß er daran dachte, sie dauernd in der Pfarochie einzuführen, wiewohl im Augenblicke ihm disponible Fonds dazu ganz fehlten und sich die Schwestern nur von freiwilligen Beiträgen erhielten. Es gelang ihm jedoch im Herbst 1867 vom Königlichen Ober-Bergamte ein Haus auf der Beuthener Straße unter sehr günstigen Bedingungen zur Errichtung einer Krankenanstalt mit 14 Betten zu miethen. Von vielen Seiten unterstützt prosperirte die junge Anstalt sichtlich, die Zahl der Schwestern mußte vermehrt werden und wenige Jahre später konnte er das Haus, welches beim Verkauf der Königshütte der katholischen Gemeinde zum Geschenk gemacht worden war, verkaufen und mit dem Kaufgelde und einigen Tausend Thalern Schulden das bedeutend größere St. Hedwigs-Stift erbauen. Er wollte gerade den Grundstein zu dem neuen Erweiterungsbau legen, als ihn der Tod abrief. Solch unermüdlicher Thätigkeit konnte die öffentliche Anerkennung nicht fehlen. Er besaß das Vertrauen seines Bischofs und seiner vorgesetzten Diöcesan-Behörde in hohem Maße. Die

Klarheit und Übersichtlichkeit seiner Berichte wurde von allem, die amtlich mit ihm verkehrten, stets gerühmt. Schon lange, bevor er offiziell dazu ernannt wurde, war er der Commissarius des Bischofs, der in allen Angelegenheiten, welche die dortige Gegend betrafen, seine Meinung gern hörte. Im November 1870 war er, „in Anbetracht seiner besonders unermüdblichen und erfolgreichen Wirksamkeit und seiner mit Dank und Achtung anerkannten Verdienste“ vom Hochwürdigsten Herrn Fürstbischof zum Geistlichen Rathe ernannt worden; am 2. Oktober 1882 wurde er Erzpriester des durch den Tod Markeffas erledigten Archipresbyterats Myslowitz und am 4. November Fürstbischöflicher Commissarius für den Pleßer Sprengel.

Er hat als Erzpriester nur einen Konvent gehalten am 4. April 1883, aber die Worte, mit denen er ihn eröffnete, verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden, denn sie sind für seinen Charakter bezeichnend. „Brüder“, so sagte er ungefähr, „erweisen wir uns als wahre Priester, als Männer der Entsagung und des heiligen Eifers, würdig der großen Zeit, in welcher wir leben. Erliegen wir physisch den feindlichen Mächten, dann haben wir einen guten Kampf gekämpft; wenn wir aber die jetzigen traurigen Zeiten überleben, dann werden wir in späteren Jahren mit Genugthuung auf alle die Leiden zurückblicken, die wir überstanden.“

Er hat die traurigen Zeiten nicht überlebt; er ist geschieden, ehe noch die Morgenröthe anbrach, die der katholischen Kirche Preußens bessere Tage verheißt. Es war ohnedies allen, die ihn kannten, schon lange wunderbar, wie er sich noch so lange erhielt. Er litt fortwährend an rheumatischen und asthmatischen Beschwerden, die mit den Jahren fast unerträglich wurden. Sein in den letzten Jahren ganz abgemagerter Körper war, wenn der Husten ihm die Nachtruhe geraubt hatte, oft so erschöpft, daß er Tage lang ermattet im Lehnstuhl saß, die Augenblicke, in denen seine weltlichen Geschäfte ihm Ruhe ließen, schlummernd. Aber diese körperliche Schwäche that seiner geistigen Frische keinen Abbruch; er besaß eine seltene Willenskraft über sich selber; nie hörte man aus seinem Munde eine Klage, ja selbst auf Fragen nach seinem Befinden konnte man nur kurze, einsilbige Antworten erhalten. Trotz seiner Kränklichkeit hat er es sich in den letzten Jahren, wo die Zahl seiner Kapläne auf drei herabgesunken war, nicht nehmen lassen, ihnen mit Predigten und namentlich im Beichtstuhl zu helfen; denn er sah, wie die Arbeitslast für sie allein fast unüberwindlich wurde. Und dies war eigentlich auch die nähere Veranlassung zu seinem Tode.

Am ersten Pfingstfeiertage hielt er noch in der Pfarrkirche das Hochamt mit Assistentz, am zweiten hatte er

in der Hedwigs-Kirche die deutsche Predigt und das Hochamt. Hier zog er sich eine leichte Erkältung zu, die bei ihm eine Lungenentzündung zur Folge hatte. Gleichwohl war er Mittwoch, wo sämtliche Kinder, zum neu beginnenden Beichtunterricht anwesend waren, und Donnerstag noch in der Kirche. Erst ein starker Schüttelfrost zwang ihn das Bett aufzusuchen. Aber auch hier traf er noch die nöthigen Dispositionen betreffs der amtlichen Geschäfte. Auf den Tod schon lange gefaßt, empfing er Sonnabend früh aus der Hand des Pfarrers Rania aus Chorzow die heiligen Sterbesakramente und ließ sich später von seinem Ober-Kaplan Lukaszczyk die General-Absolution ertheilen. Nicht lange darauf entschlief er, nachdem er sich noch bei den Kaplänen, die mit ihm gebetet, bedankt, ohne Todeskampf sanft in den Händen der Oberin des St. Hedwigs-Stiftes, die in den Tagen der Erkrankung nicht von seinem Bette gewichen war, als gerade in der Kirche zur Maiandacht die ersten Bitten der lauretanischen Litanei gebetet wurden.

Es war ein edler, hochherziger Charakter von feinen, liebenswürdigen Umgangsformen, ein begabter, eifriger Priester voll hoher Begeisterung für die Sache der Kirche. Selbst ehrlich und ohne Falsch beurtheilte er jeden Menschen nach sich selber und konnte selbst durch die evidentesten Beweise vom Gegentheil nicht dazu gebracht werden, andern schlimme Absichten

oder unehrliche Gesinnung zuzutrauen. Möchte sein Vertrauen auch getäuscht worden sein, mochte er, wie es in seinem bewegten Leben oft vorkam, für freundschaftlichen Rath und opferwillige Unterstützung nur Undank geerntet haben, er war immer wieder bereit, seine Hilfe zu gewähren, wenn er damit hoffen konnte ein gutes Werk zu thun. Es war ihm unmöglich Jemandem etwas nachzutragen, er kämpfte stets offen und ehrlich, wenn er kämpfen mußte, und war jederzeit im Stande, sich mit seinen politischen und sonstigen Gegnern auszuföhnen und ohne jeden Hintergedanken in der aufrichtigsten Weise zu verkehren. Er sprach sich über die Streitpunkte aus, und damit war die ganze Angelegenheit von ihm vergessen; denn er unterschied stets genau die Sache von der Person, und niemals fiel es ihm schwer, selbst jüngeren Personen zuerst die Hand zur Versöhnung zu reichen.

Adalbert Christoph.

(1837—1866.)

Bottwitz bei Ohlau nennt unsern Adalbert Christoph den Seinen. Er wurde daselbst am 16. Dezember 1837 geboren. Sein Vater, ein Lehrer jenes alten ehrwürdigen Schlags, der wohl im klaren Bilde schauen mochte, was das heilige Ziel christlicher Erziehung sein

soll, strebte vor Allem dahin, daß zunächst in den eigenen Kindern sich das Bild zur Wahrheit entfalte. Trefflich kam ihm hierbei das ganze Wesen des kleinen Adalbert zu Hilfe; denn eingezogen, fromm und friedlich, in Sitte der Vorzüglichste unter der Dorfjugend, an Fleiß und Eifer der Reg- und Strebsamste, ließ er sich leicht wie das junge Bäumchen nach dem Willen des Gärtners aufziehen, um als echter Lehrersohn ein Muster und Vorbild für die übrige Jugend zu werden. Nun ist es gewissermaßen ein traditioneller Zug im Leben des katholischen Volkslehrers, besonders wenn er das Glück hat, an der Seite eines wackeren Priesters zu wirken, daß sein Streben darauf gerichtet ist, wenigstens einen seiner Söhne für den Dienst des Altars zu erziehen. Nicht zeitlicher Eigennutz, sondern die Ehrfurcht vor der erhabenen Würde des Priesterthums und der Glaube, daß das Gebet des Kindes für die Eltern mit dem heiligen Opfer eng vereinigt, bei Gott viel vermöge, sollte hierbei bestimmender Beweggrund sein. Dem wackeren Lehrer von Gottwitz war dieses Glück zweifach beschieden. Nicht nur unser Adalbert, sondern auch sein jüngerer Bruder Theodor sollten einst dem Priesterthume der Kirche eingereiht werden. Freilich erlebten es die guten Eltern nicht; denn ehe Adalbert noch den Gymnasialcursus bei St. Matthias in Breslau vollendet, — starben kurz nach einander Vater und

Mutter. Zum ernsten, besonnenen Jüngling herangereift bezog Adalbert die Universität Breslau, um sich den theologischen Studien ganz hinzugeben und vorzubereiten für den hohen Beruf, den er sich frei erwählt hatte. In diesen Jahren, wo sich der jugendliche Uebermuth so gern bäumt und überschäumt, blieb er jedoch jeder Gelegenheit fern, die ihn zerstreuen oder von dem Ziele, das er zu erreichen strebte, entfernen konnte. Seine Universitätsjahre gehörten ausschließlich dem Streben an, sich in religiös-wissenschaftlicher Beziehung weiter fortzubilden. Das burschikose Leben am Bier-tische war ihm so fremd, daß er wohl nicht einmal das landläufigste Studentenlied genau kannte, wiewohl er sonst, musikalisch gebildet, gern sang. Das war aber recht gut vereinbar mit einem tief innersten Zuge nach Geselligkeit und Heiterkeit, der ihn antrieb, sich Freunde und Gleichgesinnte zu suchen. Und er fand sie und hielt sie fest mit warmen Herzen. Bei gleichem Streben verlebten sie mit ihm herrliche Stunden geistiger Weihe und lernten ihn in seinem demuthsvollen, bescheidenen und anspruchslosen Wesen achten und lieben.

Seine Genügsamkeit verbunden mit dem sehnennden Fluge nach den lichten Höhen geistiger Vollkommenheit ließ ihn sich wohl fühlen in der bescheidenen Klausur des Konvikts draußen an der Kreuzkirche unter Leitung eines liebevollen Präfecten und Repetenten. Damals

suchte der Professor der Dogmatik seine Zuhörer zu einem selbstständigen Studium der Theologie mächtig anzueifern. Seine Vorlesungen waren fleißig besucht und viele erstrebten die Aufnahme in sein Seminar als einen glücklichen Vorzug. Auch Christoph trat in diesen engeren Kreis um den Lehrer und die Anregung, welche er hier in den Disputationen fand, war es hauptsächlich, welche in ihm den Gedanken wach rief, sich für den Lehrstuhl vorzubereiten, wozu er eben soviel Anlage als Drang verspürte. Ehe er aber dieses Ziel erreichen konnte, ging es auf einmal wie ein gewaltiger Riß durch alle Fakultäts-Verhältnisse. Auf einer fremden Universität konnte und wollte er sich nicht die akademische Würde eines Licentiaten der Theologie holen und der ausgebrochene Principienstreit, der selbst jene Grenze zu überschreiten drohte, an welcher das Interesse der Einheit und Auctorität der Kirche jeder persönlichen Rücksicht Halt gebietet, verleidete ihm die Lust, die Höhen der Wissenschaft, die niemals Erbitterung oder Leidenschaft umnachten sollten, weiter hinaufzusteigen. Da schaute er sich um und sehnte sich nach einer stillen Zufluchtsstätte. Er fand sie im Alumnat. Friedliche, fröhliche Stunden dort drinnen! Welcher Priester erinnert sich nicht mit einer gewissen Ueberwallung von Freude an die glückselige Zeit, die er dort verlebte. Fern von allem weltlichen Treiben, entzogen dem stürmischen Gewühle und

Getümmel des Alltagslebens, Gott allein sich hingeben, Gemüth und Geist erheben im lichten Gnadenströme des Gebets und der Betrachtung, in beständiger Arbeit für das eigene Seelenheil, emsig wie die Biene köstlichen Vorrath sammeln für das Leben im neuen Berufe, da war auch unser Adalbert ganz wie in seinem Elemente. Er fand in der trauten Kapelle der Anstalt eine neue Heimath, wo er gleich dem Lieblingsjünger des Herrn in der Nähe des Heilandes die nöthige Kraft und Stärke für das Leben der Seele gewann, damit sie nicht verschmachte, draußen auf der dürrn Steppe der Welt, in die er einst wieder eintreten sollte. Als er nach empfangener Weihe die stillen Räume verließ, ward es ihm bange um's Herz, weil er den Beruf eines Priesters in unseren Tagen: in der verderblichen Strömung einer verkehrten Zeitrichtung ein fester Damm sein zu müssen, wohl und wahr erkannte. Doch mit dem festen Vorsatze, nach besten Kräften die schwere Aufgabe zu lösen, zog er, der polnischen Sprache mächtig, nach Oberschlesien. Ratibor war der Acker, den er besäen und pflegen sollte für die Ernte der Ewigkeit. Er fand hier nicht den zähen Widerstand der Feinde der Kirche wie anderwärts. Hier hatten die Wellen der Zeit noch nicht so heftig an den Grundfelsen der Kirche gerüttelt. Der lebendige Glaube des oberschlesischen Volkes, das innige Anschmiegen an

die Person des Priesters, das Vertrauen, die Liebe und Achtung, die man ihm entgegenbringt, machten ihm seine Stellung leicht, so daß er ohne die Bitterkeit des Kampfes verkostend, nur mit innerer seelischer Schönheit zu leuchten brauchte, um die Schäflein an sich zu ziehen und für Gott zu gewinnen. Das Wirken eines Priesters, wie unseres Christoph, zu schildern, wer wagte es eigentlich, ohne das Gefühl menschlichen Unvermögens! Man mußte da, um einigermaßen vollständig zu sein, auf Vorbilder hinweisen, deren Leben in seinem Leben sich widerspiegelte. Nur einige scharfe Striche lassen sich zeichnen, um im Bilde darzustellen, was er sich selbst und der Gemeinde war, in der er so segensreich wirkte. Vom Geiste der Demuth, Sanftmuth und Geduld waren alle seine Handlungen getragen, und wer ihn nur sah, wer mit ihm umging, der erkannte den Grundzug seines Charakters. Stand er auf der Kanzel, so genügte ein Blick auf seine hohe Gestalt, um in ihm den Liebhaber dieser Tugenden zu erkennen, auf denen sich als auf mächtigem Grunde das Gebäude christlicher Vollkommenheit aufbaut.

Seine Predigtentwürfe mit Fleiß ausgearbeitet waren trefflich, aber sein Wort glich nicht dem Donner, der die Herzen erschüttert und zermalmt und im heftigen Plazregen mit dem Unkraut oft zugleich auch den Weizen zu Boden schlägt; es glich vielmehr dem milden Frühlings-

regen, der als befruchtender Tau linde in den Boden eindringt, ihn allmählich erweicht und fruchtbar macht. Denselben Eindruck machte seine Lehre auf die Herzen der Kinder in der Schule. Hier zeigte er oft eine gemüthvolle Seite, die Wunderbares in der Seele des Kindes zu schaffen vermag. Darum waren ihm auch die Kinder außergewöhnlich zugethan und als man ihn in's Grab senkte, da weinten und schluchzten die Kleinen, so daß es wie ein Wehmuthsschrei durch die Herzen der Umstehenden drang. Unermüdblich lehrte er täglich im Kloster der Ursulinerinnen. Die Anerkennung der außergewöhnlichen Thätigkeit dieser Schwestern im Erziehungsfache, das Lob über die außergewöhnlichen Leistungen bei den öffentlichen Prüfungen ist in aller Munde und P. Christoph hatte Theil daran. Seit Bestehen der Anstalt war er dort als Religionslehrer thätig und stets eifrig bemüht mit allem Einfluße den Ruf der Anstalt zu fördern. Der Zudrang zu dem Unterricht der Schwestern wurde so groß, daß man endlich an den Bau eines besonderen Klosters in größerem Maßstabe denken mußte.

An diesen Neubau knüpften sich alle seine Wünsche für die Zukunft. Hier wollte er in der bescheidenen Stellung eines Curatus ganz seinem Zuge zum Lehrfache nachgehen, hier wollte er in stiller Zurückgezogenheit noch mehr auf seine eigene Vervollkommenung be-

dacht sein, hier glaubte er den für ihn passenden Wirkungsfreis zu finden, hier wollte er leben, hier sterben. Doch siehe! Kaum steigt das Gebäude aus seinem Fundamente empor, da ist nach Gottes Willen sein Stübchen schon fertig, sein hübsches, blumengeschmücktes Stübchen draußen auf dem Kirchhofe unter frischem, zarten Rasen, frisch und zart wie seine Seele. Das besondere Feld seiner priesterlichen Wirksamkeit war der Beichtstuhl, ein ihm lieber Aufenthalt, den er nur ungern und erst auf mehrmalige Ermahnung verließ, sobald noch einige Personen ihn umstanden. Mit blutendem Herzen pflegte er dann zu sagen: „Ich muß gehen, kommt morgen wieder.“ Frühzeitig und Abends spät war er zu diesem schweren Amte gern bereit und selbst von den Landleuten der Umgegend vielfach in Anspruch genommen, am meisten aber von den zarten, gefühlvollen Seelen gesucht. Nicht wenig verwunderte man sich daher, daß er bei so schwächlicher Körperbeschaffenheit dennoch Arbeiten zu ertragen vermochte, die weit über seine Kräfte hinausgingen. Doch Gott stärkte ihn und Gott allein weiß es, wie segensreich er hier gewirkt, wie viel verirrte Schäflein er dem guten Hirten wieder zugeführt, wieviel fromme Seelen er auf dem Pfade der Tugend erhalten, und welche reiche Ernte einst für den Himmel aus dem Samen, den er ausgestreut, heranreifen wird. Denselben Eifer

zeigte er bei Krankenprovisionen. Wissend, daß der böse Feind gerade in den letzten Augenblicken des Lebens mit verstärkter Macht und Versuchung an den Menschen herantritt, verdoppelte auch er seine Kraft, die Seelen für den Kampf auszurüsten und zum Siege zu führen. Oft verlangte man nur nach ihm und so zu vielen gerufen, starben auch viele, die er gerade versehen. Wir pflegten darum, auch in seiner Gegenwart, scherzhaft zu sagen: „Wen Christoph versehen, der muß sterben“, und dabei sahen wir auf seinem Gesichte nur Züge freundigen Lächelns. Vielleicht lag auch etwas wahres darin; denn von ihm vorbereitet, wen zog es nicht nach dem Himmel hinauf? Wußte er doch so schön über die Seligkeit des Himmels zu sprechen, weil er den Himmel selbst in sich trug. Keineswegs begnügte er sich mit dem einen Besuche mit dem Allerheiligsten, er wiederholte seine Besuche, um die Kranken aufzurichten, ihnen Trost und Ergebung in den Willen Gottes zuzusprechen. Ich kann es mir nicht versagen, hier einen der lieblichen Züge aus dieser Art seiner Wirksamkeit folgen zu lassen.

Ein Mädchen, das aus der Schule getreten war, ohne wegen geistiger Schwäche zur heiligen Communion zugelassen worden zu sein, wird plötzlich krank. P. Christoph wird gerufen. Er bietet alles auf, was ihm Gott an Lehrkraft verliehen, den Vorbereitungsunterricht für das

heilige Abendmahl zu beschleunigen. Nach einigen Tagen wird es im Geiste des Mädchens heller, immer heller; es erfaßt mit wunderbarer Schnelligkeit jede der ihr vorgetragenen Lehren und bald ist es so weit gebracht, nächstens das heißersehnte Himmelsbrot empfangen zu können. Da kommt plötzlich die Meldung, daß sich die Krankheit bedenklich verschlimmert habe. Christoph will anfangs an keine Gefahr glauben, steckt aber doch die Stola zu sich und eilt hin. Er findet seine Schülerin bei klarem, vollem Bewußtsein, merkt aber, daß die Minuten ihres Erdenlebens gezählt sind. Mit ruhiger Fassung bereitet er sie durch die heilige Beichte vor, dann eilt er in die benachbarte Zuchthauskapelle, borgt zur Stola noch Reverende, Rochet und Burse und ist schnell mit dem Sanctissimum bei der Kranken zurück. Welche Seligkeit auf dem bleichen Antlitz des sterbenden Kindes beim Empfange der ersten und zugleich letzten Communion. Man reicht die Sterbekerze, die matte Hand faßt darnach, noch ein Athemzug und die mit der Wegzehrung gespeiste Seele verläßt das Irdische und schwingt sich hinauf zu den himmlischen Höhen. Die Freude des guten Christoph über das liebeliche Scheiden des Engels war unbeschreiblich. Oft erzählte er davon und gab auch seiner Zeit eine Schilderung hierüber im Kirchenblatte.

Es giebt Naturen, die man nur lieben kann, und P. Christoph war eine aus diesen. Im Um-

gange ruhig und doch heiterer Stimmung, konnte er selbst einen Spaß mitmachen und sich herzlich freuen, wenn er gelang. Alle seine Mitpriester liebten ihn, Niemand konnte ihm neidisch oder gram werden, nicht einmal ein Gedanke von Feindschaft konnte gegen ihn aufkommen. Eben so allgemein war die Achtung und Liebe des Volkes für ihn. Ueberall sah man ihn gern, am liebsten aber weilte er in jenen Familien, in denen er das fand, was ihm das Angenehmste war: Unterhaltung über religiöse Dinge. Ueberhaupt fühlte er sich da ganz heimisch, wo wissenschaftlich-religiöse Gespräche geführt wurden. Mit regem Eifer betheiligte er sich daher an einer allwöchentlichen Versammlung, die sich zum Ziele gesetzt hatte, die Kirchenväter durch Vorlesung ihrer vorzüglichsten Schriften kennen zu lernen. Er war auch Mitbegründer einer zeitweiligen Conferenz der Kapläne zu dem Zwecke, über Fragen aus dem Gebiete der Theologie, besonders aber über Pastoralfälle zu beraten. In den Sitzungen des Gesellenvereins hielt er oft treffliche für Religion und Sittlichkeit begeisternde Vorträge. Den Gesellen ertheilte er Gesangsunterricht, wodurch sein Interesse für eigene Ausbildung im Gesange wuchs. In letzter Zeit hatte er sich ein Pianino angeschafft und so oft wir Kapläne ihn besuchten, zwang er uns, einige deutsche, lateinische und polnische Kirchenlieder zu singen, die er dann begleitete. Einmal

gegen Abend war ich im Garten und sang das Lied: „O Mutter, mit dem Himmelskinde“ vor mich hin, als P. Christoph zu mir herantrat. Sofort stimmte er mit der ihm eigenen Innigkeit ein und wir sangen das Lied zu Ende, unbekümmert darum, daß man uns in der Nachbarschaft hören mußte. Dann freute er sich recht kindlich und sagte: „Ein herrliches Lied, man kann es niemals singen hören, ohne von ganzem Herzen mit einzustimmen“.

Christoph arbeitete an seiner Vervollkommenung; er benützte seine Zeit, Kräfte und Mittel zur weiteren Fortbildung in der göttlichen Wissenschaft des Heiles. Durch fortgesetztes Studium bei einfacher und mäßiger Lebensweise suchte er zur besseren Erkenntniß seiner Berufspflichten zu gelangen, durch Gebet und Betrachtung in bestimmter Tagesordnung erstrebte er Wachsthum an Tugend und Frömmigkeit. Er war in Wahrheit ein Mann des Gebetes; das Brevier war seine Freude, selbst in schwerer Krankheit hielt er das Brevier in seiner Hand und betete bis zur Erschöpfung aller seiner Kräfte. Reinheit und Demuth des Herzens waren der Schatz, den er treulich bewahrte und emsig zu mehren suchte. Der Kampf mit der Welt war längst vorüber; in ihm war es ruhig und still geworden; sein Wille war geeinigt mit dem Willen Gottes; ein heiliger Friede beseligte sein Herz, in welchem die Gnade Gottes

in reicher Fülle wohnte und wirkte; daher seine unendliche Liebe zum göttlichen Heilande, den er in seinem Herzen trug — ein wahrer Christophorus! Man mußte ihn das heil. Messopfer feiern sehen, um die Größe dieser Liebe zu verstehen, die sich hier ganz und gar auch in seiner äußeren würdigen Haltung ausgeprägt. Die Innigkeit und Sammlung mit welcher er die heilige Handlung verrichtete boten der Gemeinde das erhabendste Beispiel der Erbauung Ueberhaupt kann seine Erscheinung ein Muster und Vorbild genannt werden.

Er war in Wahrheit, wie der Redner am Grabe es aussprach, ein Salz der Erde, ein Licht auf den Scheffel gestellt, ein guter Hirt, ein bonus odor vor Gott und den Menschen. Während seines 18tägigen Krankenslagers bewährte er dieselbe Ergebung, Ruhe und Gelassenheit wie sonst. Er schien gar keinen Schmerz zu fühlen. Ahnend, daß sein Hinübergang nahe sei und die Wichtigkeit dieser letzten Zeitspanne für sein ewiges Heil erkennend, steigerte sich seine Thätigkeit. In dieser Anspannung wohl hatte die Beklommenheit ihren Grund, welche am Tage vor seinem Tode, an welchem er nochmals die heil. Sakramente empfang, und ein Testament machte, daß er noch eigenhändig unterschrieb und darin den Ursulinerinnen das Werthvollste, was er besaß, sein Pianino, vermachte, in kurzen Augenblicken seinen Geist befangen hielt. Sein jüngerer Bruder, ebenfalls Priester,

stand an seinem Lager und schaute wehmüthig auf den geliebten Kranken hernieder. Plötzlich fragt dieser: „Lieber Theodor, willst Du noch etwas von mir?“ „Deinen Segen“. Er richtet sich etwas auf und legt ihm die Hände auf. „Misereatur“ beginnt er, „nein, nein, das ist nicht richtig, erinnerte er sich selbst. Eine andere lateinische Formel folgt, ebenfalls nicht richtig. Dann wird es heller in ihm: „Benedicat te“ betet er und als er den Segen beendet, spricht er noch lange zum Bruder, ihm das Bild eines vollkommenen Priesters vor die Seele führend, ihn ermahnend sich immer treu zu erweisen in den Pflichten gegen Gott und den Nächsten. Die Abschiedsworte waren so klar, so bewußt, so schön gesprochen, daß die Anwesenden gerührt wurden. Ein Mal schienen Versuchungen gegen den Glauben an ihn heranzutreten, darum rief er laut aus: „Ich weiß, was ich glaube, ihr werdet mir den Glauben nicht nehmen; man kann euch die Glaubenslehren noch so klar darlegen, ihr glaubet doch nicht, weil ihr nicht wollt.“ Fortwährend betete er Stellen des Breviers, wie sie ihm gerade das Gedächtniß darbot. In der letzten Nacht, welche seine Wittkapläne an seinem Lager wachend zubrachten, stimmte er plötzlich das Te Deum an und betete es immer leiser und leiser zu Ende. Einige Stunden vor seinem Tode sagte er: „Jetzt gehe ich den dritten Weg.“ „Welches ist dieser?“ fragte ein an-

wesender Confrater. „Du kennst ihn ja, den Weg der Buße“, war die Antwort. „Und wohin führt er?“ „Nach dem Himmel.“ „Da gehst du wohl gern?“ „D mit unendlicher Freude.“ Noch ermahnte er die Umstehenden: „Seid demüthig und geduldig, damit ihr das, was ihr schon empfangen, nicht verlieret“, und unter den oft wiederholten Worten: „Deus meus, Deus meus“, (nach Empfang der General-Absolution sub forma für die Skapulierbruderschaft, in der er war) entrang sich seine Seele den Fesseln des Körpers, um hinaufzueilen zu den lichten Höhen des Himmels, zu Gott, von dem und für den sie geschaffen und in dem allein sie ruhen konnte und wollte. Dienstag den 13. Juni 1866 Vormittags 1/212 Uhr verkündete die Sterbeglocke der Gemeinde sein Hinscheiden. Eine ungeheure Menge Volkes hatte sich Freitags darauf als am Beerdigungstage in und um die Pfarrkirche versammelt. Nachdem um 1/27 Uhr das Officium defunctorum gesungen und dann der reich bekränzte Sarg in die Kirche geholt worden, feierte der Bruder des Verstorbenen am Hochaltar das Todtenamt mit Assistenz, während zugleich an allen andern zwölf Altären der Kirche die von allen Seiten herbeigeeilten Priester das heilige Messopfer darbrachten. Unübersehbar war der Leichenzug durch die Straßen der Stadt nach dem Kirchhofe. Voran die Schuljugend und die Sängers, hierauf viele weißgekleidete Mädchen mit frisch

grünen Kränzen. In der Mitte zwischen 30 Priestern und dem nachströmenden Volke folgte der Sarg, umschlossen von einem Kreis weißgeschmückter Jungfrauen mit brennenden Kerzen, und getragen von Meistern, die aus dem Gesellenvereine hervorgegangen und sich diese Ehre erbeten hatten. Am Grabe sprach Curatus Berczyk in warmer und gehaltvoller Rede über das Leben und Wirken des Verbliebenen, dessen Freund und Amtsgenosse er gewesen. Als dann die Leiche in das blumenprangende Grab gesenkt wurde und nun die Kinder um ihren theuren Lehrer laut schluchzten und weinten, da blieb kein Auge trocken. War es doch, als hätte man einen Engel verloren, und ein Engellant in der Begräbniskapelle schloß die Todtenfeier.

Joseph Burghardt.

(1840—1869.)

Joseph Burghardt wurde am 9. März 1840 zu Neudorf bei Canth geboren. Seine Eltern, welche der Schmerz traf, den Sohn zu überleben, waren schlichte Landleute, aber von so biederem Charakter, wie nur ein kernhaftes, lebendiges Christenthum ihn schaffen kann. Der Eltern christlicher Sinn ging auf den Sohn über, der von Gott überdies mit vorzüglichen Geistesgaben ausgestattet war. Frühzeitig zeigte sich seine Neigung zum geist-

ichen Stande, was ganz den Wünschen seiner frommen Eltern entsprach. Er besuchte deshalb von seinem 13. Jahre ab das Breslauer katholische Gymnasium, in dessen einzelnen Klassen er stets zu den besten Schülern gehörte, da er seine Talente durch gewissenhaften Fleiß unterstützte und überdies die Veredelung seines Herzens nicht verabsäumte. Zu Ostern 1862 bezog er die Universität Breslau, um sich durch theologische Studien auf seinen Lebensberuf vorzubereiten. Er hatte sich bis dahin stets der besten Gesundheit erfreut; da zeigten sich plötzlich, scheinbar ohne alle äußere Ursache, die ersten Spuren von Brustkrankheit. Seine außerordentlich einfache und mäßige Lebensweise ließ die Krankheit einstweilen nicht weiter hervortreten und er wies den Rath mehrerer Freunde zurück, eine seiner Gesundheit zuträglichere Lebensbahn zu wählen. Das Studium der Theologie erhielt für ihn überdies einen neuen Reiz durch die gelehrten und begeisternden Vorträge der Professoren Lämmer und Probst, mit denen grade damals die verwaisenen Lehrstühle der katholisch-theologischen Fakultät neu besetzt worden waren. Im September 1865 trat er ins Alumnat. Hier zeigte sich, besonders während des Winters, sein leidender Zustand von neuem, da aber der Frühling Besserung brachte, empfing er die einzelnen heiligen Weihen und stand nach Empfang der heiligen Priesterweihe am

28. Juni 1866 am Ziele seiner langjährigen Wünsche. Am 3. Juli brachte er in der Kirche seines Geburtsortes, in welcher er die heilige Taufe und erste heilige Communion empfangen hatte und in deren Schatten er später ruhen sollte, feierlich zum ersten Mal das unblutige göttliche Opfer des neuen Bundes dar, an demselben Tage, an welchem auf den Feldern von Königgrätz viele Tausende das blutige Opfer ihres Lebens auf den Altar des Vaterlandes niederlegten. Nachdem er einige Monate im elterlichen Hause seine Gesundheit gekräftigt hatte, begab er sich am Tage Mariä Geburt nach seiner Kaplanstation Gräfenhain bei Sagan, wo er im Hause des kranken Pfarrers Friemel die liebevollste Aufnahme und aufmerksamste Pflege fand. Durch anderthalb Jahre lag er mit ununterbrochenem Eifer, oft mit Aufbietung aller seiner Kräfte, der ganzen Seelsorge ob, bis sein altes Leiden ihn zwang, im Frühjahr 1868 krank in die Heimath zurückzukehren. Nachdem er sich während der Sommer- und Herbstmonate einigermaßen erholt hatte, sehnte er sich wieder nach seelsorglicher Thätigkeit und erhielt das Dekret eines Kaplans nach Tillowitz bei Falkenberg. Im Januar 1869 ging er mit frohen Hoffnungen dahin ab. Aber die große und beschwerliche Seelsorge in Tillowitz erforderte ganz andere Kräfte, als die schwachen, welche er bieten konnte. Darum dauerte seine Wirksam-

seit nur ein Vierteljahr; am Feste des heiligen Evangelisten Marcus stand er zum letzten Mal am Altare. Der bekümmerte Vater holte den todtkranken Sohn nach Hause. Ein Blick auf den Kranken lehrte, daß seine Tage gezählt seien und es folgten nun jene Leidenstage, welche der traurige Antheil aller Schwindsüchtigen im letzten Stadium dieser Krankheit sind. Obgleich er sein Ende nicht so nahe glaubte, waren doch alle seine Gedanken fortwährend mit der Vergänglichkeit des Lebens und mit der Vorbereitung zum Tode beschäftigt; häufig empfing er die heiligen Sacramente und schöpfte daraus jene erbauliche Geduld, die ihn niemals in seinen großen Leiden bitter klagen ließ. Die Liebe, welche er in seltenem Maße weithin genoß, betete ohne Unterlaß um seine Genesung; seine Eltern boten alle Mittel zu seiner Rettung auf; allein die göttliche Weisheit hatte es anders beschlossen. Am 8. September früh $\frac{1}{2}$ 8 Uhr, nachdem er denselben Morgen noch einmal die heilige Wegzehrung empfangen hatte, starb er mit den Worten: „Ach wie bin ich müde!“

Der Verstorbene war, bevor Leiden ihn abzehrten, seinem Aeußeren nach eine schlanke, stattliche Erscheinung. Der gute Eindruck wurde noch erhöht durch die Liebenswürdigkeit, welche in seinem ganzen Wesen sich abspiegelte. Im wohlgestalteten Körper wohnte auch eine edle Seele. Gott hatte ihn mit reichen Talenten aus-

gestattet, auf deren Entwicklung er große Sorgfalt verwendete. Sein reicher Schatz von Kenntnissen ruhte auf sehr solider Grundlage. Obgleich er theologische Studien mit Vorliebe betrieb, so vernachlässigte er doch auch die profanen Wissenschaften nicht und lag besonders der Erd- und Himmelsbeschreibung mit ungewöhnlichen Interesse ob. Er besaß eine ausgewählte und für seine Verhältnisse große Bibliothek. Auch technisch war er sehr befähigt und brachte es im Zeichnen zu einer über das gewöhnliche Maß weit hinausgehenden Fertigkeit. Dabei lag ihm Nichts ferner, als mit seinen Fähigkeiten und Kenntnissen zu prahlen; Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit bildeten den Grundzug seines Charakters. Darum war auch sein Freundeskreis ein sehr ausgedehnter. Seine Offenheit und beinahe kindliche Gradheit gewannen ihm nothwendiger Weise die Herzen Aller, welche ihm nahe traten. Er war aber auch ein treuer Freund ohne Falsch und Eigennuz. Er war wohl einer der wenigen Menschen, die keine persönlichen Feinde gehabt. Sein Verhalten den Eltern gegenüber als Sohn muß gradezu als mustergültig bezeichnet werden. Der einzige Schmerz, den er ihnen bereitet hat, ist gewiß nur seine Krankheit und sein Tod gewesen. Darum verheimlichte er, um sie nicht allzusehr zu betrüben, soviel als möglich seinen leidenden Zustand und klagte nie in ihrer Gegenwart. Ja, er selbst war

in seinen Schmerzen noch ihr Tröster. Zu seinen Freunden äußerte er oft, daß seine Krankheit ihm vorzugsweise wegen der Betrübniß der Eltern Kummer bereite. Die Eltern haben aber auch dieser Kindesliebe durch die aufopferndste Sorge Anerkennung gezollt.

Wie musterhaft sein Wandel als Priester war, bezeugte das gesegnete Andenken, welches er in Gräfenhahn und Tillowiz und in seiner heimathlichen Gemeinde hinterlassen hat. Mit gewissenhaftester Beobachtung der kirchlichen Vorschriften erfüllte er seine speciell priesterlichen Pflichten und auch sonst entging ihm kein Zweig der Seelsorge. Mit besonderem Eifer suchte er überall den Sinn für katholische Journalistik und Belletristik zu wecken und zu fördern. Zwar wirkte er immer nur kurze Zeit in jenen Gemeinden, aber um so höher waren die vielen Beweise von Theilnahme anzuschlagen, die ihm von dorthier in seiner Krankheit zukamen. — Was sein innerliches priesterliches Leben betrifft, so wurde dasselbe wahrhaft treffend charakterisirt durch das Zeugniß, welches der beredte Redner am Sarge des Entschlafenen ablegte, indem er von demselben sagte, daß er gewesen sei ein Petrus im Glauben, ein Johannes in der Liebe, ein Nathanael ohne Falsch, ein Moysius in der Unschuld. Hervorzuheben ist noch seine kindliche Liebe und ungeheuchelte Verehrung zur allerseeligsten Jungfrau. Als Gymnasiast bestand seine Ferienreise

fast regelmäßig in einer Wallfahrt an einen Mutter-Gottes-Gnadenort; und auch als Student richtete er seine Ausflüge so ein, daß er einen Gnadenort auf denselben berührte. Als seine wankende Gesundheit vor Eintritt ins Alumnat über seinen Beruf ihn irre machte, holte er sich noch einmal guten Rath bei der Mutter Gottes in Wartha und Abendorf. Und als alle menschliche Hilfe an ihm sich erfolglos erwies, nahm er seine letzten Kräfte zusammen zur höchst beschwerlichen Reise nach dem fernen Philippsdorf, um bei Maria, dem Heil der Kranken, Hilfe zu suchen. Nun, Maria hat ihm geholfen und ihm gewiß den Lohn für die Opfer vermittelt, die er ihr auf Erden gebracht. An ihrem Geburtstage rief sie die Seele ihres treuen Dieners zu Gott und Samstags, an dem ihr geweihten Wochentage, wurde sein Leib ins Grab gebettet.

Paul Augst.

(1842—1872.)

Paul Augst war als Sohn des gräflichen Wirthschaftsvogtes Johann Augst, des treuen Dieners seiner Herrschaft, am 23. November 1842 in Nieder-Thomaswaldau bei Bunzlau geboren, und verdankte in seinen Kinderjahren sehr viel dem edlen Erzpriester Dedek, der auch durch Wort und Beispiel nicht wenig die entschiedene

Vorliebe für den geistlichen Stand in dem begabten Knaben förderte. Dieser ehrte in ihm einen zweiten Vater, und als der ehrwürdige Priestergreis im Herbst des Jahres 1870 seiner Heerde durch den Tod entrißen wurde, hat sein priesterlicher Zögling Augst ihm in's offene Grab Worte der Liebe und Dankbarkeit nachgerufen, die kein Auge unter den zahlreichen Trauernden trocken ließen.

Augst stand im zwölften Lebensjahre, als er mit der entschiedenen Absicht, einst dem Dienste der Kirche sich zu widmen, durch die wohlwollende Fürsprache seines Gönners, des damaligen Kaplans an der Meißner Pfarrkirche, Anton Arlt, im Herbst des Jahres 1856 in die Sexta des Meißner Gymnasiums und zugleich in das neugegründete Fürstbischöfliche Knaben-Seminar aufgenommen wurde. Arlt's lobendes Urtheil über den blühenden Knaben hat dieser stets völlig gerechtfertigt. Mit „großem Eifer und unausgesetzter Emsigkeit, bei überhaupt lobenswerthem Betragen“ (wie das Maturitätszeugniß sagt), hat Paul seine ausgezeichneten Talente zu einer Entfaltung gebracht, welche ihm gewiß einst eine bedeutende Stellung gesichert hätte, wenn der Wille Gottes es nicht anders fügte. Kein Wunder, daß er stets zu den besten Schülern, und meist zu den Prämianden zählte und im August 1863 die ehrende Aufgabe erhielt, den scheidenden Abiturienten im Namen

der Mitschüler das Lebewohl bei der Entlassungsfeier zuzurufen. „In deiner Brust find deines Schicksals Sterne“ war das Thema zu der begeisterten Rede, die keine gewöhnliche rhetorische Begabung bewies.

Ein Jahr später am 14. August 1864, stand Augst abermals auf der Rednerbühne der Aula, um, nun selbst Abiturient, zu seinen ehemaligen Mitschülern Abschiedsworte zu reden. „Durch Kampf zum Sieg“, so lautete das Thema, daß der hoffnungsvolle Jüngling, dessen äußere Erscheinung schon aller Augen fesselte, zur Bearbeitung gewählt hatte. Die Rede ist ein treues Bild seines Innern; denn in der That, einen harten Kampf hatte er damals zu bestehen, als er sich nun ernstlich für einen Stand entscheiden sollte, für den er sich stets berufen glaubte, vor dessen Verantwortlichkeit und Würde er aber jetzt zurückbebt. Die weite Welt stand dem Jüngling offen. Sein blühend-schönes Gesicht, seine stattliche Figur und Haltung, und nun gar erst die Vorzüge seines Geistes und Herzens hätten ihm in jedem andern Berufe eine ehrenvolle Laufbahn gesichert. Denn mit einer schnellen Fassungskraft vereinigte sein Geist ein treues Gedächtniß und ein feines, an den besten Meistern des Alterthums und der Neuzeit gebildetes Urtheil; im Ausdruck besaß er eine Gewandtheit, die im Besiz einer blühenden, jedoch nicht üppigen Phantasie, schon damals an Meisterschaft grenzte.

Dabei bewies er eine so einnehmende Herzlichkeit im Umgange, einen so sprudelnden Witz, eine an Selbstaufopferung heranreichende Gefälligkeit, daß er aller Herzen ungetheilt besaß. Seine energischer Wille, sein klarer Verstand war süßlicher Sentimentalität sehr fern, obgleich anderseits ein tiefes, inniges Gemüth bei reichem inneren Leben auch für die weichsten Empfindungen und für große Rührung leicht zugänglich war, die er auch wohl nicht ohne Geschick in eine poetische Form zu bringen verstand. Während der ganzen, seinem Abgang von Reisse folgenden Herbstferien dauerte der Kampf. Jener Zeit entstammt ein umfangreicher Aufsatz, den ich unter seinen Papieren fand: über die Motive, welche einen Jüngling bewegen können, sich dem katholischen Priesterstande zu widmen. Derselbe beweist aufs entscheidendste seinen Beruf für das Opferpriesterthum, was ja die Folgezeit vollständig bestätigt hat. Seinen Kampf entschied, wie er selbst erzählte, das „Misericordias Domini“ jenes Mannes, der es im Angesicht so vieler und so mächtiger Feinde zu sagen gewagt hatte: „Ich will ein Anhänger, ja ein Priester seiner Religion werden, welche anzufinden ich ausgesandt wurde“.

Den einmal gefaßten Vorsatz führte er nun auch mit der ihm eigenen Energie und Lebendigkeit durch, indem er immer beim Studium sein Hauptgewicht auf

die rechte Vorbereitung für die priesterliche Wirksamkeit legte. Besonders zog ihn Exegese des Neuen Testaments an, die er im exegetischen Seminar mit Eifer und Erfolg betrieb. Nach gut bestandnem Examen wurde er im Herbst des Jahres 1867 ins Alumnat aufgenommen. Einen unverwischbaren Eindruck machte gegen Ende des Cursus auf sein weiches, anhängliches Gemüth der Tod des allverehrten P. Rectors, Canonicus Dr. Sauer, in welchem er mit allen Schülern desselben seinen geistlichen Vater beweinte. Der gute Sohn sollte den Vater nur um wenige Jahre überleben!

Am 30. Juni 1867 zum Priester geweiht, wurde er schon am 11. Juli nach Marienau dekretirt, darauf jedoch, unter Zurücknahme dieses Dekretes, dem besonderen Wunsche und motivirten Gesuch des Pfarrers Aukt gemäß, für die vakante Kaplanstelle in Löwenberg designirt. Hier hat Aukt in unermüdlicher Thätigkeit, die glücklichsten Jahre seines Lebens verbracht. Der feurige, vom glühendsten Eifer befeelte Priester hat sich hier im Dienste des Altars, einer Kerze gleich verzehrt. In allen Beziehungen der Seelsorge kann er als Muster hingestellt werden — ob ihm gleich, und gerade deswegen — manche bittere Verkenennung nicht gespart blieb. Große Sorgfalt verwandte er auf die Katechesen, seine ganze Liebe gehörte der Jugend, die aber auch mit einer rührenden Anhänglichkeit antwortete. Seine

Kinderexercitien werden sicher den Betheiligten für's ganze Leben unvergeßlich sein. Von Gott schon mit reicher Rednergabe ausgestattet, verwandte Augst noch auf das Studium der Predigten eine solche Sorgfalt, daß er es hierin zu einer mehr als gewöhnlichen Tüchtigkeit brachte. Anziehend waren seine Kanzelvorträge, die gewöhnlich in ganzen Chören bestimmte Dogmen behandelten durch eine edle Popularität und kräftige, bilderreiche Sprache, der ein glänzender, lebendiger Vortrag einen gewaltigen Eindruck auf das Herz der Zuhörer sicherte. Leider scheint Augst gerade durch seinen verzehrenden Eifer auf der Kanzel ein Leiden der Respirationsorgane, dessen Keime schon früher sich bemerklich gemacht, ausgebildet zu haben. Es bedurfte nur noch eines äußeren Anstoßes, um es zum verhängnißvollen Ausbruch zu führen — er ließ nicht lange auf sich warten. Im Frühjahr 1871 wurde ihm unter glänzenden Bedingungen eine Stelle als Informator bei dem jungen Grafen R. angeboten. Augst nahm sie an und kam, nach schmerzlicher Trennung von Pfarrer und Gemeinde in Löwenberg, mit seinem Zöglinge im März nach seinem geliebten Meisse. Doch konnte selbst unter weniger schwierigen Verhältnissen, als die gegebenen für ihn waren, sein Eifer in dieser Stelle keine Befriedigung finden und er bereitete sich daher für das Religionslehrerexamen vor, das er am 30. Juni 1871

vorzüglich bestand — leider schon mit dem Tode in der Brust. Eine heftige Erkältung, welche er sich auf einer Reise nach Wien während der Pfingstferien zugezogen, hatten den Keim der Schwindsucht geweckt. Er brachte die ausgebildete Krankheit schon von der Reise mit und hat sich nie mehr erholt. Seine Hoffnung, bald eine Religionslehrerstelle an einer höheren Anstalt zu erhalten, schlug wiederholt fehl, und schon sehr gebeugt, begab er sich zur Bade-Kur nach Salzbrunn, nachdem er seinen Kontrakt als Informator gelöst hatte. Bedeutend gestärkt kehrte er nach Löwenberg von Salzbrunn zurück, und fand dort bei seinem verehrten und innig geliebten Pfarrer Aust eine liebevolle Aufnahme und Pflege, deren Erfolge ihn glauben machten, er sei wieder vollständig genesen. Gegen den Rath seiner Freunde stellte er sich bald wieder zur Disposition und nahm freudig ein Dekret nach Trebnitz an. „So lange ich nicht wieder voll und freudig in der Seelsorge arbeiten kann, werde ich nicht ganz gesund,“ schrieb er an einen Freund.

Er kam bei unfreundlichem Wetter im November nach Trebnitz und fühlte sich hier — fränklich wie er war, und vorläufig ohne vertrauteren Freund — so unglücklich, daß er am liebsten wieder umgekehrt wäre. Und hätte er letzteres nur gethan! „Hier gefällt es mir nicht einmal auf dem Friedhofs,“ — schrieb er in

sein Tagebuch, in welchem er seit Jahren eine strenge Selbstkontrolle geführt hatte. Nur in der Schule und auf der Kanzel war er bald heimisch und dort schien er auch vollständig gesund zu sein — so trug ihn der Eifer, um ihn freilich nachher desto tiefer zusammenbrechen zu lassen. Seine Kräfte schwanden in Trebnitz zusehends. Noch einmal lebte er während der Neujahrsumgänge auf, die ihn zu der Gemeinde zum ersten Male in nähere Beziehungen brachten. Bis dahin hatte er sie nur von der Kanzel und von seinem stets dicht umlagerten Beichtstuhl aus kennen gelernt. Mit tiefem Schmerz sah die wackere Gemeinde, vor allem ihr guter Pfarrer, das wachsende Siechthum dieses Priesters, ohne helfen zu können. Erst als er einmal, dem Tode nahe, von der Kanzel stieg, machte er sich mit dem Gedanken vertraut, daß fernere Arbeit Selbstmord sei. Er ergriff daher freudig die Gelegenheit, die ihm geboten wurde, in der treuen Pflege der Grauen Schwestern in Meisse sich wieder zu kräftigen.

Am 13. März 1892 kam er in Meisse an; mit steter Athemnoth ringend, konnte er kaum noch langsam dahinschleichen. Einer trügerischen Hoffnung gab er sich nicht erst hin. Die Erklärung, welche auf sein bestimmtes Verlangen ein Breslauer Arzt ihm gegeben hatte, war zu unzweideutig, als daß sie noch Zweifel gelassen hätte. So galten ihm denn die folgenden fünf Monate

für eine stete Vorbereitung auf den Tod, der ihm mit schnellen Tritten nahte. Mit ruhiger Hand löste der gottergebene Kranke ein Band nach dem andern, das ihn an diese Welt fesselte; am schwersten, wie er sagte, war es ihm, seine Tagebücher und Correspondenzen zu vernichten. Eine Thräne glänzte in seinem Auge, als ihm mitgetheilt wurde, daß alles, was er zur Vernichtung übergeben hatte, verbrannt sei. Am 11. Mai celebrierte er zum letzten Male die heil. Messe und hat seitdem nur noch auf dem Krankenbette, aber sehr häufig und mit rührender Andacht communicirt. An Pfingsten trat eine so auffallende Verschlechterung seines Befindens ein, daß seine Auflösung schon in den nächsten Tagen zu erwarten war. Die Eltern wurden sofort davon benachrichtigt, und so kam denn die Mutter nach Reisse, um ihren heißgeliebten Sohn, der sie einst in den Schoß seiner Kirche zurückgeführt hatte, noch einmal zu sehen. Der greise Vater hatte, von Schmerz gebrochen, die lange Reise nicht mehr zu unternehmen vermocht. Der Tod verzögerte sich jedoch.

Unsäglich Schmerzen aber mußte noch der arme Kranke leiden, bis endlich nach langem Todeskampfe am 16. August Abends $\frac{1}{2}$ 6 Uhr sein treues Herz stillstand. Maria, zu deren Lobe er seine begeistertsten Predigten gehalten, und der immer sein Herz gehört, hatte ihn in der Oktave ihres Himmelfahrtfestes sicher selbst zum Himmel hinaufgeführt.

Andreas Rubis.

(1852 – 1887.)

Im Sommer 1874 sammelte der Schreiber dieser Erinnerungen die Zeugnisse seiner Kommilitonen, die behufs Aufnahme ins Mumnat einzureichen sind. Der damalige cand. theol. Andreas Rubis allein übergab die seinigen in einem versiegelten Kouverte. Er hatte wenige Geheimnisse vor mir; jedoch den Einblick in sein ausgezeichnetes Abiturientenzugniß wollte er mir nicht gestatten, und mir auch jede Versuchung hierzu ersparen. Die Demuth bewog ihn damals, sein Lob zu verheimlichen. Er würde auch heut sein Veto gegen diesen Nachruf einlegen. Ich mache indes gern von dem Rechte Gebrauch, das mir sein Tod eingeräumt hat, um zur Ehre Gottes und seiner Kirche den Glanz dieser edlen Priesterseele ein wenig leuchten zu lassen.

Seinen braven katholischen Eltern in Kreuzburg (Oberschlesien), denen der Verstorbene am 24. November 1852 von Gott geschenkt wurde, verdankte er die Grundlage seines herrlichen Charakters durch eine wahrhaft christliche Erziehung. Der Lebensernst und das strenge Pflichtbewußtsein, welche ihn als Universitäts-Studenten und in erhöhten Grade als Priester erfüllten, zeichneten ihn bereits während seiner Gymnasialjahre zu Doppel- aus, die er mit einer glänzenden Maturitätsprüfung

unter Dispens vom mündlichen Examen beschloß. Mit der Entschlossenheit, die seinem Charakter entsprach, widmete er sich den theologischen Studien in Breslau. Auffallend war an ihm damals schon eine gewisse natürliche Schen vor allen Extremen. Vorübergehende Begeisterung, die Mutter so vieler unausgeführten Pläne, und Ueberschwänglichkeit leitete ihn nie. Anstatt dessen überlegte er seine Schritte mit einer Genauigkeit, die manchen als Uebermaß erscheinen konnte. So war er z. B. kaum zu bewegen, der Marianischen Congregation beizutreten, obwohl er ihre Versammlungen besuchte und an solider Frömmigkeit und begeisterter Liebe zur allerseligsten Jungfrau mit jedem Sodalen den Vergleich aushielt. Einzig und allein der Gedanke, er könne bei seiner Zugehörigkeit zu anderen religiösen Vereinen, keine neuen Verpflichtungen auf sich nehmen, ohne in der Erfüllung derselben nachlässig zu sein, hielt ihn vom Beitritte ab. Die Liebe zu Jesus im heiligsten Sacramente hatte bei ihm während der Studienjahre einen hohen Grad erreicht. Er gefiel sich am liebsten in der Rolle eines Blinden vor dem Tabernakel. „Grade so“ pflegte er zu sagen, „wie ein Blinder wohl weiß, daß er zu seinem Wohlthäter redet, ohne daß er ihn sieht, so knie ich vor Jesus im Sacramente“. Den studentischen Frohsinn liebte und pflegte er; gern nahm er am geselligen Treiben gleichgesinnter Commilitonen

Theil, allein eine auch nur geringe Ausschreitung in dieser Beziehung wäre bei seinem Charakter fast eine Unmöglichkeit gewesen. Erst als die ersten Semester vorüber waren, schloß er sich nach längerer Ueberlegung der „Unitas“ an, der er mit treuer Liebe stets zugethan blieb. Keine Rücksicht konnte ihn bewegen, unbesonnene, übertriebene Aeußerungen, die der Wahrheit und Willigkeit zuwider liefen, zu theilen. Je näher ihm ein Freund stand, desto freimüthiger rügte er solche im vor kommenden Falle. So erregte einmal während seines Alumnats-Cursus ein Zeitungsartikel sein Mißfallen, worin in phrasenhafter Uebertreibung die päpstliche Bollgewalt in der schroffsten Weise zum Ausdruck gebracht war. Er ruhte nicht, bis er unter Benützung jedes freien Augenblicks in einem berichtigenden Artikel die gesunde kirchliche Lehre hierüber mit gründlicher Wissenschaft dargestellt hatte. Ungefährliche Ueberschwänglichkeiten nöthigten ihm ein unwillkürliches Lächeln ab; seine Nächstenliebe hinderte ihn in solchen Fällen, durch schroffe Aeußerung seiner Ansichten die schonende Milde zu verletzen. Bei einem solchen Charakter ist die Liebe und Hochschätzung leicht erklärt, die ihn ausnahmslos seitens seiner Commilitonen zu Theil wurde. Wie sehr ihm eine gründliche theologische Bildung am Herzen lag, geht aus der einen Thatsache hervor, daß er einmal während der Ferien des hl. Hilarius 12 Bücher

de trinitate mit der Feder in der Hand durchlas. Als Mitglied des dogmatischen Seminars hatte er das Thema zur Bearbeitung erhalten, die Logoslehre des hl. Hilarius darzustellen. Mit einem kindlich reinen Herzen voll der reinsten heiligen Absichten des Seeleneifers und gründlicher theologischer Vorbildung, soweit deren Erwerbung ihm möglich geworden war, trat Rubis somit ins Heiligthum des sacerdotium ein. Am 8. Mai 1875 empfing er in der Alumnatskapelle die Priesterweihe. Mit der Primiz wartete er aber bis zum 25. Mai. Abgesehen von äußeren Gründen war das Verlangen sich möglichst gut vorzubereiten der Grund dieser Bögerung. In der Kapelle der Hedwigschwestern brachte er das erste heil. Messopfer dar. Das Streben nach priesterlicher Vollkommenheit, das ihn ins Alumnat begleitete und dort beseelte, hat in seinem Priesterleben bis zu seinem Tode in ungeschwächter Stärke fortgedauert. Seine Freundesbriefe könnten Zeugniß ablegen, wie streng er gegen sich war und wie ernst er es mit der Selbstheiligung nahm. Nur von diesem wichtigen Geschäfte ist darin die Rede, und von der Sorge für das Heil anderer. Da ihm die Lage der Kirche die Ausübung der priesterlichen Thätigkeit in Preußen unmöglich machte, nahm er den Antrag an, die gräfliche Familie Ballestrem als Erzieher auf einer längeren Reise zu begleiten. Den Aufenthalt in

München, der hierbei nöthig wurde, benützte er, um sich und mehreren seiner Confratres die Aufnahme in die Diöcese zu erwirken. Vom Herbst 1876 bis 1885 war er infolge dessen auf mehreren Stationen als Seelsorger thätig. Als ich ihn 1877 im August auf seiner ersten Station Kranzberg bei Freising besuchte, konnte ich mich von seinem Seeleneifer und von der Liebe, mit der seine Gemeinde an ihm hing, überzeugen. Er benützte die Tage meines Besuches, um in Freising den Priester-Exercitien beizuwohnen. Wiederholt hörte ich während dieser Tage, da ich ihn zu vertreten suchte, von den Kranzbergern die Aeußerung: „Einen bessern Cooperator als den Herrn Kubis können wir nicht bekommen.“ Um das Volk bei der Abbetung des Rosenkranzes in der Kirche mehr zur Andacht zu bewegen, kam er auf den Gedanken, die Herderschen Bilder zum neuen Testamente, welche die entsprechenden Geheimnisse enthielten, zu verwerthen. Ein Ministrant mußte jedes Mal beim Beginn eines neuen Geheimnisses das entsprechende Bild auf den Altar stellen. Dies eine Factum möge zur Illustration seines Seeleneifers genügen. Zweimal betraute ihn das Münchener Ordinariat mit der Administration von Pfarreien. Er gestand indeß selbst, daß die Ueberanstrengung auf diesen Posten seine Gesundheit geschwächt habe. Mit der Meinung der ihm anvertrauten Gemeinden über seine Wirksamkeit,

stimulte das Urtheil seiner Confratres überein. Einer derselben that hierüber die wörtliche Aeußerung: „Der hat die Leute in seiner Hand und kann mit ihnen machen, was er will.“ Seinem Charakter entsprechend kam er jedoch zu dieser Gewalt über die Seelen nicht durch stürmische Eroberungen, sondern durch seinen außerordentlich klugen und besonnenen Eifer in der Erfüllung seiner priesterlichen Pflichten. Er scheute, wie der obige Fall zeigt, originelle Mittel nicht; nie aber suchte er als Neuerer aufzutreten und sein unermüdlicher Eifer brachte ihn nie in Gefahr, den Frieden mit seinen Mitbrüdern oder seinem Pfarrer zu trüben. An einer Stelle konnte er mit der Sauberkeit der Kirchensäle und besonders der Corporalien nicht zufrieden sein. Er versiel auf folgendes Auskunftsmittel, um seinem Eifer für die Würde des heiligen Opfers zu genügen ohne den betreffenden Pfarrer durch vielleicht unnütze Klagen zum Unwillen zu reizen. Er bestellte auf seine Kosten Corporalien bei einem Freunde, die ihm dieser zum Namenstage zusenden mußte. Von diesem „Namenstaggesehenke“ konnte er dann ohne Aufsehen Gebrauch machen. Für seine Pflicht auf der Kanzel und in der Schule sorgte er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit; die größte Sorge aber wandte er unausgesetzt seiner eignen Seele zu. Hiervon floß der Segen auf seine äußere Wirksamkeit. Er scheute auch einen

langen Weg nicht, um mindestens alle 14 Tage, gewöhnlich jede Woche zur heiligen Beichte zu gehen. Die tägliche Betrachtung regelmäßig zu machen, danach rang er auch unter den schwierigsten Verhältnissen. Auf einer Reise kam er nicht dazu, vor der Messe seine gewöhnliche tägliche Betrachtung zu halten. Er hielt sie nachher und ließ sich auch durch den liebsten Freund, den er auf jener Reise aufgesucht hatte, nicht davon abhalten. Seine regelmäßige Klage war, daß ihm die Einhaltung einer strengen Tagesordnung nicht gelingen wollte. Die Erwiderung, daß eine solche ihm nicht selten durch die Verhältnisse aufs höchste erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht werde, beruhigte ihn nicht. Mit dem kräftigsten Streben, diese Grundbedingung des inneren Friedens zu erfüllen, hat er sein Leben hingebracht. Als ihm der Gedanke kam, durch Anschluß an eine kirchliche oder priesterliche Vereinigung seinem Streben mehr Nachdruck zu geben, schickte er nach seiner Weise der Ausführung dieses Gedankens lange Ueberlegungen und Berathungen voraus. Er entschied sich schließlich für den Beitritt zum dritten Orden des heil. Franziskus. Als musterhaftes Vorbild eines gewissenhaften Tertiaren hat er sodann die letzten Jahre seines Priesterlebens zugebracht. Den Höhepunkt erreichte seine Gewissenhaftigkeit bezüglich der heiligsten priesterlichen Verrichtungen der Messe und des Brevier-

gebetes. Im vertraulichen Gespräche hob er gern die Schönheit des kirchlichen Officiums hervor und fast ohne es zu wissen, begann er dann den einen oder den andern Psalm zu exegesiren oder nach dem Sinne dieser oder jener Stelle zu fragen. Als er 1880 das Passionsspiel in Oberammergau besuchen wollte, schrieb er: „Namentlich hoffe ich für die heil. Messe viel zu gewinnen. Wenn schon der Darsteller des Herrn auf dem Theater so würdevoll auftritt, wie man allgemein rühmt, mit welcher Würde müssen wir als wirkliche Vertreter des Heilandes beim heil. Opfer erscheinen!“ Wie hier so war bei allen seinen Reisen und Unternehmungen stets ein höherer, auf die Erfüllung seiner Pflichten gerichteter Zweck, nie das bloße Vergnügen oder Neugierde maßgebend. Als er in einem Kloster besuchsweise einkehrte, bemühte er sich die Patres dasselbst beim Celebriren zu beobachten und bat geradezu einen derselben, er möge bei seiner Messe zugegen bleiben, um ihn dann auf die Verstöße und Angewöhnungen gegen die Rubriken aufmerksam zu machen. „Domine dilexi decorem domus tuae!“ so hat der Verewigte in aller Wahrheit zu seinem Richter sagen können. Als die kirchenpolitischen Verhältnisse ihm die Rückkehr in die heimathliche Diöcese Breslau ermöglichten, machte er sofort voll Freude von dieser Möglichkeit Gebrauch. Mit inniger Liebe hing er an dem obereschlesischen

Volke. Bei der Betrachtung dieses anspruchslosen von der edelsten Vaterlandsliebe glühenden Priesters mußte unsern Kulturfämpfern mit ihren lügenhaften Phrasen von den vaterlandslosen Hekkaplänen das Schamroth ins Gesicht steigen. Während seiner Thätigkeit in Baiern benützte er manche freie Stunde zur Uebung im Polnischen, das eigentlich seine Muttersprache war, um stets für die geistliche Pflege seines lieben oberschlesischen Volkes gerüstet zu bleiben. Die Kirchenlieder allein für sich zu singen gehörte mit zu seiner liebsten Erholung. In Königshütte wohin ihn das Ordinariat als Kaplan sandte, versah er neben der anstrengenden Seelsorge noch das Amt des Religionslehrers am dortigen Gymnasium. Mit welchem Geschicke er den Lehrstoff einzutheilen verstand, und wie fleißig er denselben selbstständig durcharbeiten bemüht war, davon legt das von ihm benützte bezw. commentirte König'sche Lehrbuch ein vorzügliches Zeugniß ab. Bitter klagte er über den Unglauben, welcher den Gymnasiasten eingepflegt wurde. Der Armenpflege, welche er schon während der Universitätsstudien als thätiges Mitglied des Vincenz-Vereins eifrig geübt hatte, widmete er in seinem priesterlichen Wirken ganz besondere Aufmerksamkeit. In diesem Punkte kannte er keine Sparsamkeit; ebensowenig scheute er die Ausgaben zur Fortsetzung seiner Studien in der Anschaffung guter Bücher. Seine

sonstige großmüthige Freigebigkeit trug zudem noch den Charakter der Pietät gegen seinen Lehrer. Eine Warnung des seligen P. Rektor Storch im Pastoralunterrichte vor den Versuchungen der Habsucht hatte er sich nach seiner Versicherung so tief eingeprägt, daß er ängstlich auch den Schein turpis lucri vermied. So hatte er es sich zum Grundsatz gemacht, regelmäßig dann und wann im Monate einige heilige Messen ohne Stipendien zu lesen. Weil übrigens seine Besonnenheit und persönliche Anspruchslosigkeit ihm unnütze Ausgaben ersparten, so konnte er sich leicht im Geben eine liebenswürdige und tugendhafte Noblesse erlauben. Als im Jahre 1886 die Pfarrei Schierokau durch den Tod seines Onkels erledigt wurde, bewarb er sich um dieselbe. Warum er gerade diese kleine Parzelle des Weinberges Christi sich zur Arbeit ersah, obwohl ihm die Aussicht auf eine weit bessere Stelle eröffnet war, verbietet die Diskretion mitzutheilen. Die Bemerkung genüge, daß der hierbei obwaltende Edelmuth wohl der größte Beweis seiner priesterlichen Tugend gewesen ist. Nur ein halbes Jahr hat die Gemeinde von Schierokau das Glück gehabt ihn als Seelsorger zu besitzen.

In der Osterzeit brachte er nicht selten den ganzen Vormittag nüchtern im Beichtstuhle zu. Er kannte keinerlei Rücksichtnahme auf seine schwache Constitution, wenn es galt seelsorglich thätig zu sein. Eine Lungen-

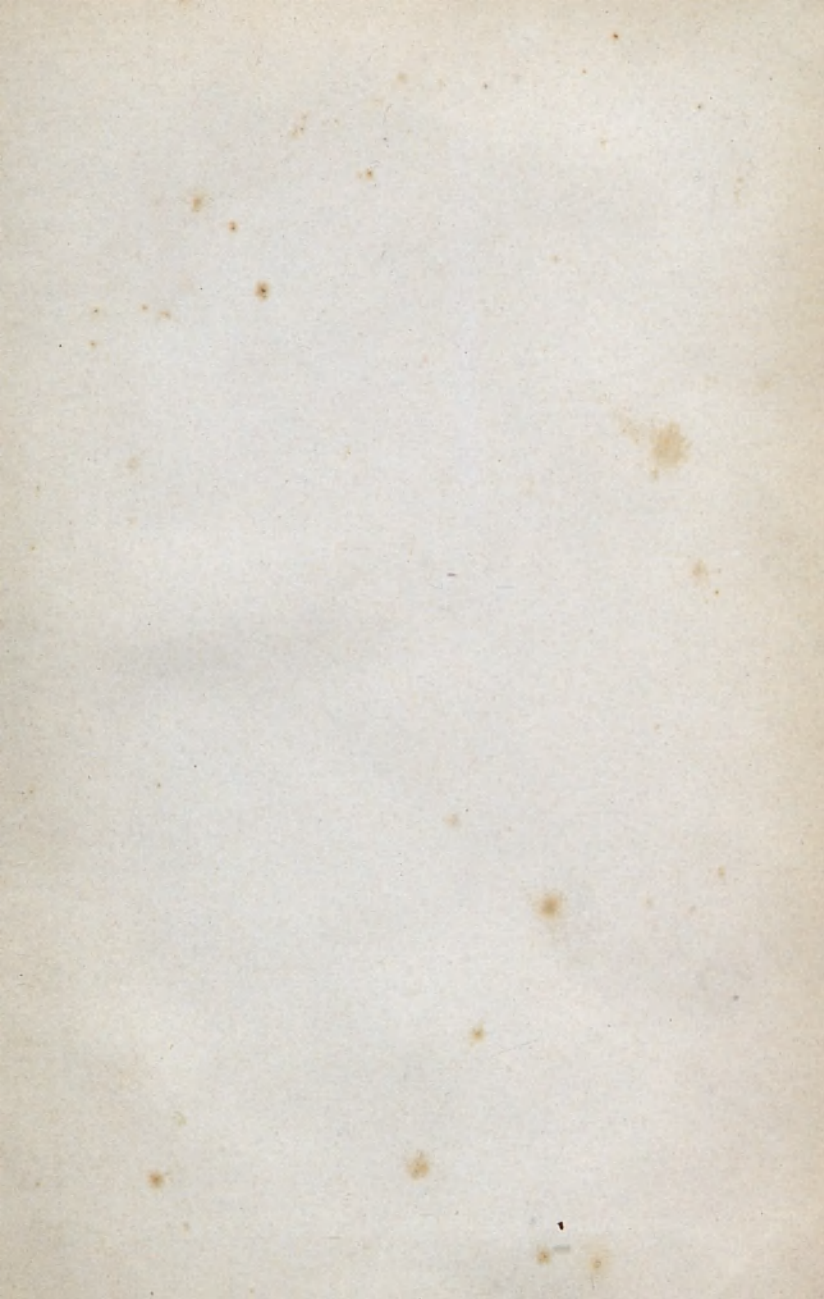
entzündung zum Theil durch übermäßige Anstrengung verursacht, raffte ihn vorzeitig weg. Selten werden beim Begräbniß eines Priesters so viele herzliche Thränen vergossen werden, wie bei dem des jungen Pfarrers Andreas Kubis. In seiner frühen Abberufung in die Ewigkeit am 6. Mai 1887 beten wir Gottes unerforschlichen Rathschluß an; sie erinnert unwillkürlich an das Schriftwort: (Eo) dignus non erat mundus (Hebr. 11, 38). Möge er der Heimathsdiöcese, deren verborgene Zierde er war, Ersatz senden, indem er, zur seligen Anschauung gelangt am Throne des ewigen Hohenpriesters, vielen den priesterlichen Beruf ersleht, die in seine Fußstapfen treten und wie er nur Gott und das Heil der Seelen suchen.

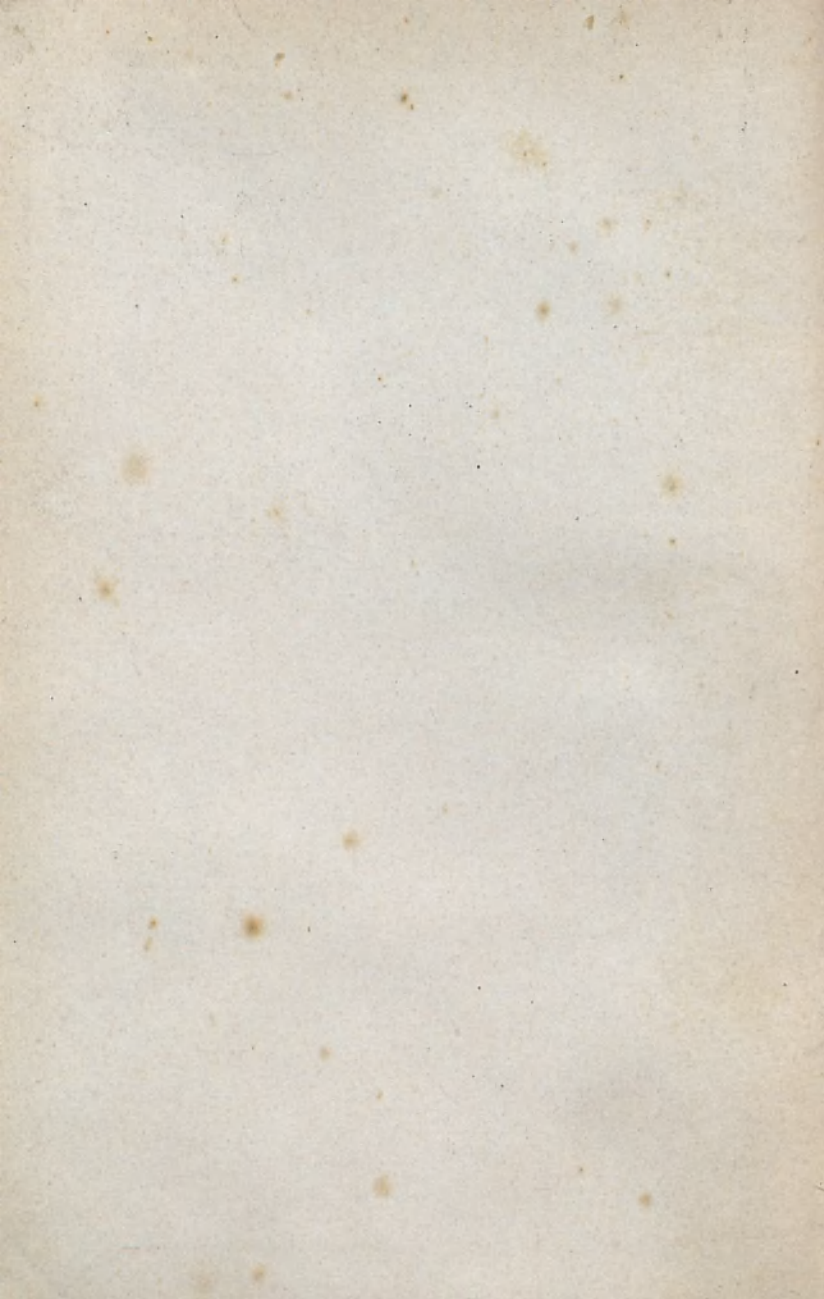


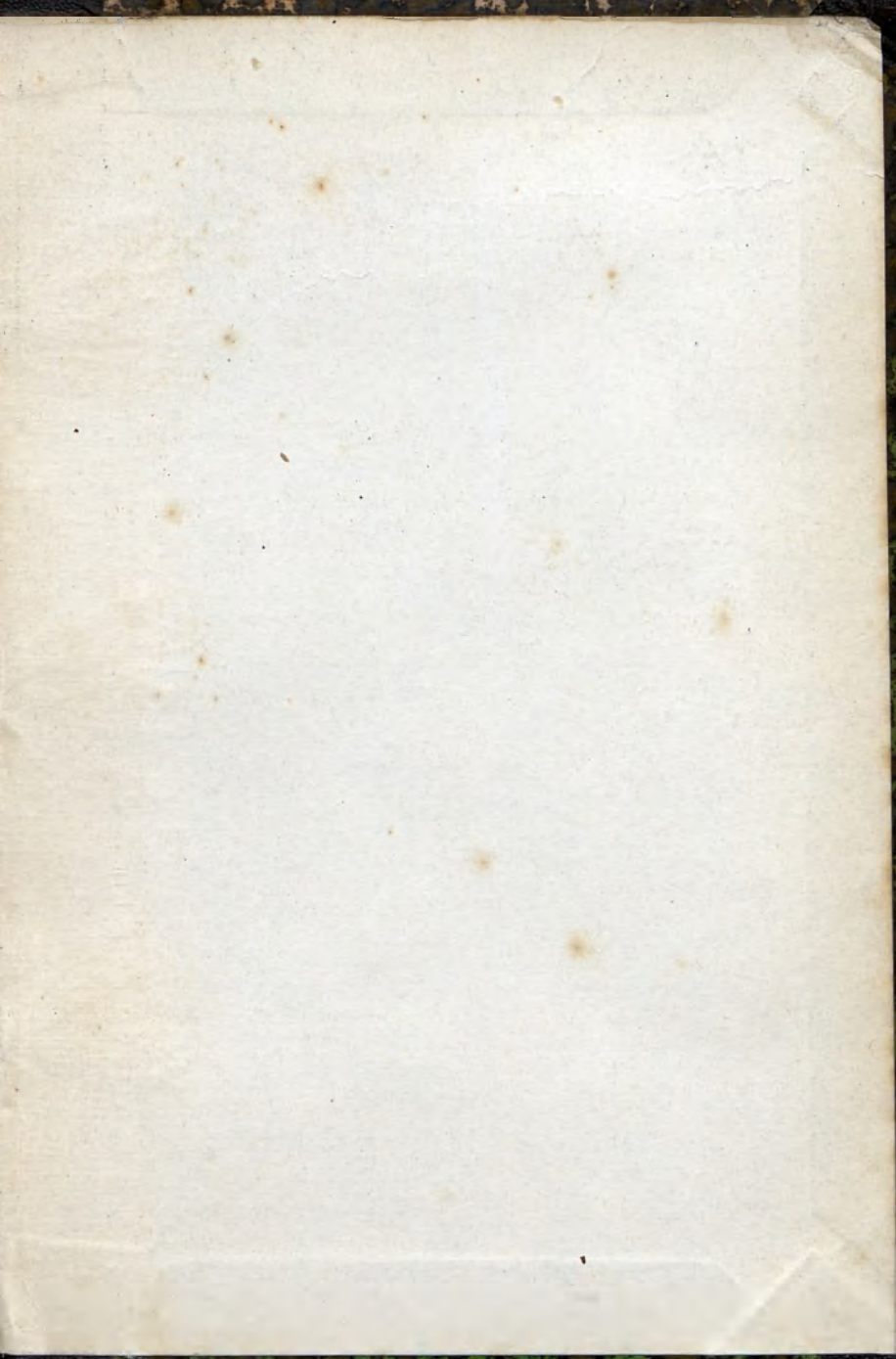
Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.		Seite.
Carl Scheer	1	Joseph Büffel	144
Marcus Maria von Bombelles	14	Johannes Heyne	149
Anton Tschöke	25	Michael Ranta	198
Franz Körner	34	Bernhard Hein	206
Anton Scholz	40	Joseph Sammer	223
Franz Hausdorf	46	Berthold Lange	236
Stephan Nawrath	49	Ferdinand Cogho	268
Simon Galba	51	Eduard Klose	276
Anton Münzer	60	Robert Urban	289
Joseph Müller	67	Eduard Müller	296
Johannes Joseph Drejcher	72	Peter Leipelt	311
Johannes R. Günzel	86	Karl Hertlein	318
Carl Gromann	89	P. Athanasius Kleinwächter	326
Vincenz Krainski	99	Eduard Deloch	339
Anton Frenzel	110	Adalbert Christoph	354
Nicolaus Fischer	113	Joseph Burghardt	369
Jacob Galanski	122	Paul Rugst	375
Joseph Bittner	139	Andreas Rubis	384

Druck von H. Nischkowsky in Breslau.







Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000559716



I 135124

52